Die
Schweiz
und ihre
Revolutionen

von

Joseph Andres.

Erstes Heft.

Basel,

in der Schweighauser'schen Buchhandlung 1834.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Zeiten der dreizehn Orte

von

Joseph Andres.

Basel,

in der Schweighauser'schen Buchhandlung 1834.

Einleitung.

So wie ein Künstler, wenn er eine menschliche Handlung in einem Gemälde darzustellen hat, diese nicht isolirt oder für sich allein darstellt, sondern ihr eine Umgebung, gleichsam eine Verbindung giebt, und sie dadurch noch mehr erläutert und verständlicher macht, ja so zu reden, ins Licht stellt: also muß auch derjenige, welcher die Darstellung eines historischen Gegenstandes vorgenommen und das Leben eines Volkes beschreiben will, seinem geschichtlichen Gemälde einen solchen Vordergrund, eine solche Umgebung mitgeben oder vorbilden. Der Historiker folgt hier nicht blos einem artistischen Gesetze, sondern einem naturgesetzlichen, denn da alles in der Natur zusammenhängt, so darf bei Darstellung des Einzelnen dieser Zusammenhang nicht übergangen werden. Der eidgenössischen Geschichte, oder eigentlicher gesprochen, den ausgehobenen Hauptmomenten in derselben*), glauben wir daher keine bessere, ihnen verwandtere Einleitung geben zu können, die sie zugleich mehr erhellt und begreifen lehrt, als eine kurze, ebenfalls kritische Uebersicht des Ursprunges, der Entwicklung, der Schicksale jener Staaten, welche mit den Kantonen der schweizerischen Eidge-

*) Siehe die Vorrede im zweiten Heft.

nossenschaft die gleiche konstitutionelle, wenn auch nicht gleich entwickelte, Grundform hatten, die ebenfalls, wie sie aus verbundenen Theilen bestunden, Föderationen waren. Diese Staaten sind: Griechenland, der lombardische Bund, die Hansa, die Niederlande. Freilich kann man hier entgegnen: wie lassen sich Völker und Staaten neben einander, wie in eine Linie stellen, welche durch die Zeit, durch Ort und Lage, durch ihre Sitten und geistigen Eigenthümlichkeiten so sehr, ja beinahe bis zum Gegensatz von einander getrennt und ausgeschieden sind? Wäre es nicht so viel, als wenn man Berge mit Ebenen, Flüsse mit Wäldern vergleichen wollte! Dieses scheint nur so; die Gegensätze sind nur äußerlich; ihre Geschichte spricht ganz anders. Allen diesen Staaten lag ein und derselbe Anfang zu Grund, ein und eben dieselbe Ursache schloß ihren Verband, und löste ihn zum Theil wieder auf, die moralischen und physischen Eigenthümlichkeiten modifizirten und bestimmten blos die Richtung und das Resultat ihrer Gesammtkräfte, welche aus demselben hervorgehen sollten. So wie Herder sagt: die Lotosblume kam aus Indien, zog sich durch Aegypten, Phönizien, Griechenland herab und nahm von jedem dieser Länder ihre Form und Farbe an; also kann man dieses von der Föderationsform sagen. In Griechenland, den griechischen Inseln hatte sie ihren Ursprung, dann kam sie nach Italien, hernach an die deutsche Nordgrenze, endlich in die Berg- und Alpenthäler der Schweiz. Dort war sie zwar Staatsgesetz, aber sie wirkte nicht vollständig und ununterbrochen auf das politische Leben ein, hier gieng sie plötzlich in die lebendigste Wirkung über, löschte sich aber eben so schnell wieder aus; da entwickelte und weitete sie sich noch mehr auseinander, aber sehr langsam und unter den größten Kämpfen; hier blieb sie, wie sie Anfangs war, unverändert durch alle Zeiten hindurch, und nach ihrem Gesetze bewegte sich Alles. Es sind also nur Variationen über ein

und dasselbe Grundthema. Wir werden sehen, worin sich diese Republiken gleich und worin sie sich verschieden und unähnlich waren und warum, welches die Ursachen ihrer Abweichungen waren, wie und wodurch diese verschiedenen Modifikationen und Aenderungen bewirkt und gebildet wurden und dadurch zu einem historischen Resultat, zu dem Gesetz der Einheit und Verschiedenheit in seiner stufenweisen Entwicklung gelangen;*) und, nachdem wir so den Ursprung dieser Staaten erkannt und gesehen, welche Kämpfe sie für ihre Freiheit und Unabhängigkeit bestanden, welche Gefahren sie zu besiegen, welche Feinde sie zu überwinden hatten, welche moralische Einheit sie verband, wie stark und fest das Fundament ihres republikanischen Daseyns, von welcher Dauer es war, wie lange sie ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu erhalten und zu schützen wußten — werden wir aus diesen zusammengedrängten Resultaten ihrer Geschichte auch zugleich den eigenen Werth der eidgenössischen ermessen, wir werden den rechten Maaßstab für sie finden; wir werden sehen, wo sie höher oder niedriger steht, wo sie größer oder kleiner ist, worin sie sich vor allen Andern auszeichnet oder ihnen gleich kommt, werden sie sehen, wie etwa ein Gebirg in der ganzen Reihe der Alpenkette.

Die Natur hat sich in Griechenland wie in ihren Mittelpunkt gesetzt, indem sie ihm eine zwischen Sommer

---

*) Herder suchte die ganze alte Geschichte auf derlei Resultate zurückzuführen; überall fragte er nur nach der Einheit und den Modifikationen der Dinge, nach ihrem Werden und Entstehen. Bonaparte nicht weniger wollte immer wissen, wie dieses oder jenes möglich wurde, wie es sich erzeugte und von andern sich unterschied oder verschieden war. So war ihm die Geschichte des Kriegs die wahre und eigentliche Kunst des Krieges, die verschiedenen Systeme der Artillerie könne man nur verstehen, wenn man sie mit ihrer Zeit vergleiche. In seinen Werken.

und Winter abgewogene Witterung gegeben hat, wodurch der menschliche Körper jene Empfänglichkeit erhält, die eben so entfernt ist von jener unaufhörlichen Bewegung (Beweglichkeit), die zu nichts führt, zu keinen Resultaten gelangt, als von jener materiellen Starrheit, die nur langsam an- und aufgeregt werden kann und nur schwerfällig sich bewegt. Jene könnte der Phantasie gleichen ohne Verstand, die nur Gewölke bildet; Diese dem Verstande, der in seinem farbenlosen Gewande nur kümmerlich daher schreitet. Diese glücklichen, menschlichen Organisationen waren von einer heitern, fruchtbaren, viel bewegten Natur umgeben; die Inseln und Seeküsten und die Gebirge zeigten unter dem gelindesten Himmel die reichsten und mannigfaltigsten Ansichten und Lagen derselben. Während die Griechen so von Außen durch die heiterste Natur berührt und angezogen, besaßen sie im Innern, oder vielmehr für ihr Inneres, eine dieser Natur gleich kommende, herrliche Tradition und Mythologie (Religion), die in Aegypten noch ein rohes, aber ein bedeutungsvolles Gebilde war, in dem bewegtern Phönizien schon eine leichtere Gestalt erhielt, in Griechenland endlich zu einem wahren Kunst- und Götterbilde wurden. Die ganze Schöpfung erscheint in ihr personifizirt, alles, was in ihr lebt und webt, ist in ihr göttlich, die schaffenden Kräfte der Natur sind in ihr Götter. Daher ist sie eine wahre Dramaturgie der Natur, unter welcher wir, wohlverstanden, nicht blos die Natur außer dem Menschen, sondern den Menschen zugleich begreifen, die Geschichte und die Natur. Daher der delphische Gott, das aus dem Dunkel hervorgehende Wort, die politischen Schicksale Griechenlands Anfangs leiteten und bestimmten, Helden, Gesetzgeber und Philosophen mit den Priestern von Delphos ursprünglich in einem unzertrennlichen Vereine ten. Alle Lebensverhältnisse lagen darin wie in einer Knospe zusammen und entwickelten sich hernach in ihren eigen-

thümlichen Farben und Formen. Es zeigte sich diese Einheit bei Abfassung der Verfassung und Gesetzgebung, indem sie meistentheils nur von einzelnen Männern, und zwar von Philosophen ausgiengen, und da sie nur in diesem Ganzen, in dieser Totalität lebten und davon ganz durchdrungen waren, so suchten sie für sich selbst nichts dabei, keinen Gewinn noch Vorzug, und ließen sich durch die angebotene Fülle von Macht nicht verführen. Solon lehnte die Krone ab und sagte, indem ich mich selbst besiegt, habe ich den größten Sieg davon getragen. Lykurg hatte seinen Mitbürgern befohlen, seine von ihm gemachte Verfassung nicht eher zu verändern, als bis er von einer Reise zurückgekommen wäre. Er kam nicht wieder. Er verurtheilte sich also selbst zu einer ewigen Verbannung, um eine Verfassung aufrecht zu halten, welche unter allen griechischen die Unabhängigkeit und den Geist ihres Volkes am leichtesten bewahrte und daher auch am längsten dauerte. Die Verfassung wirkte auf das Volk, das Volk wieder auf die Verfassung zurück. Beide Gesetzgeber hatten zwar ganz verschiedene Gesichtspunkte bei ihren legislativen Werken, aber nicht weil sie sich ganz entgegengesetzt seyn wollten, sondern weil die physische und geographische Lage ihrer Stadt es so und nicht anders erforderte und gebot. Lykurg hatte mit den bloßen Formen der Gesetze nichts oder wenig zu thun, er blieb nicht bei ihnen stehen, sondern seine ganze Gesetzgebung gieng auf das Innere des Menschen selbst, das Resultat davon war seine Lehrerin, und dieses schien ihm eine gänzliche Unterdrückung des Egoismus und der Selbstsucht in allen ihren Verzweigungen zu fordern. Seine Gesetze hatten den Zweck, sie nicht allein überall anzugreifen, sondern ihnen zuvorzukommen; sie waren nicht unzusammenhängend oder wurden blos auf Gerathwohl hin gegeben, sondern kamen aus einander hervor und hiengen wie die Ringe einer Kette scharf an einander. Ihre Anzahl war nicht groß,

denn sie bezogen sich auf die Elemente im Menschen, und die sind einfach. Er wollte in seiner Republik keine Stände und Klassen, sondern nur ein Staat, ein Gemeinwesen, ein Wesen, das Allen gemein war, angehörte, und das Niemand, keinen Feind fürchtete. Es war das System des Eisens, das er gegen die angrenzenden Barbaren und die Unterdrücker der Freiheit aufstellte. In seiner Verfassung vereinigten sich drei Prinzipe, das Demokratische die Volksversammlung, das Aristokratische die Ersten der Republik und das Monarchische in den beiden Königen. Also Enthusiasmus im Volke, Weisheit in der Berathung, Schnelligkeit in der Vollziehung. Solon mußte Stände und Klassen anerkennen, weil die Natur sie bereits anerkannt und geschaffen hatte; aber seine Gesetze sorgten für ihre naturgemäße Entwicklung, für ihre Interessen, und sie wurden dadurch organisch verbunden und so zugleich am besten garantirt. Wenn die vierfach gebrochene Staatsgewalt, bei welcher das Volk nur etwa den vierten Theil davon besaß, und die höchsten Amtsstellen nur durch großen Besitz und eben so große und zugleich schon bewährte Staatsweisheit konnten erhalten werden — auch nicht lange dauerte,*) so blieb doch das Prinzip der Gesetzgebung fest und unabänderlich. Ihr Ziel und Zweck, den ganzen Menschen auszubilden, Wissenschaft, Kunst und Industrie mit kriegerischer Kraft und politischer Größe zu verbinden, erreichte Solon.

So wie diese zwei Städte die vorzüglichsten Verfassungen und Gesetze hatten, so waren sie auch zugleich diejenigen, welche Griechenland von dem angedrohten persischen Joche befreiten. Der Ruhm von Marathon gehörte den Atheniensern, und auch der von Salamis, wenn nicht ausschließlich ihrer Macht, doch ihrem Geiste, da

---

*) Als Pisistratus die Verfassung änderte, sagte Solon: das athenensische Volk geht den Fußstapfen des Fuchs nach. Plutarch.

sie um Griechenland zu befreien, Athen verbrannten. Der Ruhm von den Thermopylen den Spartanern. Bei Mykale und Platea siegte der vereinte Kriegsverstand beider Städte mit den andern Bundgenossen. In fünf großen Schlachten rettete sich also Griechenland von den Barbaren, die Perser waren besiegt, die Gefahr der Unterdrückung vorüber. Diese Siege wirkten wie ein Zauberschlag auf die noch unentwickelten, idealen Kräfte der Nation, sie brachten wie eine warme Frühlingssonne alle Blüthen aus der verschlossenen Erde hervor. In der Philosophie zeigten sich tiefe, hehre Weisheitsregeln für den Staat, sein Glück und seine Wohlfahrt, für die Sitten und das Wohl seiner Bürger; denn wo die Elemente eines Volkes bedroht sind, wo eine allgemeine Gefahr auf alle drückt, da nimmt der Staat auch alles in Anspruch, alles bezieht sich nur auf ihn. Es war eine unsterbliche Lebensweisheit. In der Poesie gaben sie dem Drama, den gleichsam vereinten Dichterformen den Ursprung. Aeschylus kommt verwundet aus den Schlachten von Marathon und Salamis, und beschreibt die Siege in seinen kolossalen Persern. Es sind riesenhafte Naturen, die in seinen Tragödien auftreten, es sind die gewaltigen Elemente des Krieges, welche sich in ihnen verkörpern; man hört ihren ehernen Tritt. Aber wenn die Formen noch hart und roh sind, die Menschen alle Schranken durchbrechen, so ist dagegen der Plan äußerst einfach und ganz aus dem schicksalsvollen Gange der menschlichen Dinge hervorgehend. Den gleichen Charakter trägt die bildende Kunst, die jetzt ihren wahren eigentlichen Anfang nimmt, der Geist der Poesie spiegelt sich in ihren Gebilden ab, oder vielmehr erscheinen beide als die Kinder ihrer Zeit. Die Grundformen der Zeichnung waren zwar bestimmt und scharf unterscheidend, aber die Ründung derselben, die Verfeinerung und Ausbildung der

Theile fehlte gänzlich, die Umrisse waren keck, aber es war eine letzte Vollendung, eine Ausbildung nöthig.

Wenn die persischen Siege der Kunst und Poesie ihren ersten großen Formen die Entstehung gaben, so brachten sie dagegen in das politische Leben der Griechen eine solche Aufregung und Bewegung, daß der allgemeine föderative Verband dadurch gänzlich erschüttert und dieser nicht im Stande war, die Theile der Föderation in den Schranken des Maaßes und der Ordnung zurückzuhalten. Die Amphiktionen, welche als ein Schiedsgericht und leitender Bundesrath Anfangs angesehen und betrachtet wurden, traten allmählig in den Hintergrund und verloren ihre Wirkung und Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten. In diesem Fürsichstreben und absoluten Alleinhandeln zeichnete sich vor allem Athen aus. Das universelle Prinzip seiner Verfassung, die Fülle von Genialität unter seinen Bewohnern, das Bewußtseyn im Besitz einer Kraft zu seyn, die nur im Erweitern leben konnte, welche zugleich die Mittel dazu in sich und außer sich hatte, ließen es keinerlei Gefahren fürchten, und die, welche die Eifersucht ihm bereiten konnte, kühn überschreiten. Von frohen Hoffnungen belebt, zogen die Athenienser ihre Segel auf. In 50 Jahren waren alle nahen und fernen Inseln, alle Seepässe in fremden Meeren in ihrer Gewalt, sie beherrschten die Küsten, alle fremden vom Meere umgebenen Lande in einem Umfange von tausend englischen Meilen, sie drangen bereits bis gegen Macedonien vor. Diese weiten und reichen Besitzungen waren von einer großen Flotte beschützt, wie im Gehorsam gehalten. So viel vermochte eine ursprünglich kleine Stadt in einem so kurzen Zeitraume. Dieser politische Aufschwung wirkte wieder auf die Kunst und Poesie zurück. Mit den Eroberungen zogen Wohlstand und Reichthum ein, die Genüsse und mit ihnen die Sitten verfeinerten sich, die Menschen wurden milder. Diesen

Charakter seiner Zeit zeigt uns Sophokles in seinen Dramen. Die großen Umrisse blieben zwar seinen Helden, aber sie verloren ihre rohe Größe, die Leidenschaften wurden durch ihre Quellen veredelt, und erschienen daher feiner im Ausdruck und harmonischer in der Sprache. Diese Stufe der dramatischen Poesie stellte sich wieder in der Kunst dar. Die Zeichnung der Figuren wurden flüssiger, das Eckichte der Formen verlor sich, die gewaltsamen Stellungen verschwanden. Es war die mit ernster Größe vereinte Anmuth und Grazie. Der Jupiter des Phidias, welcher Jeden in den Tempel Tretenden mit Schauern, mit Erhebung und Rührung erfüllte, ist nichts anders als das gereinigte, verklärte Gesetzgebungsprinzip des Solon. Um diese gleichsam epische Kunst, möchte man sagen, erhob sich in Tempeln, öffentlichen Plätzen, Säulengängen und Propyläen, die Kunst aller Künste, die dramatisch bildende, die Architektur, aus welcher der Jupiter wie das Haupt, wie das große Aug heraus- und herabsah. Hier die Herrlichkeit und der Glanz der Künste, dort der Mastenwald der Flotte, der Schatz voll des Goldes aus den bezwungenen Landen, lud Athen in dieser Stellung, in Mitte dieses geistvollen und hehren Glanzes durch eigene dazu versandte Boten alle griechischen Städte zu einem Congreß und Bundesversammlung in demselben ein.*) Aber die Mehrheit der griechischen Städte wollten keine Residenz, keine Hauptstadt, keine Oberherrschaft, wie sie damit zu erhalten glaubten, sie wollten nicht Unterthanen werden, sondern wie bisher die Gleichheit unter allen behaupten; der peloponnesische Krieg war entschieden, die Partheien rangirten und stellten sich gegen einander auf, der Kampf um innere Freiheit oder Unterwerfung begann, und endigte nach vielfachen unentschiedenen Glückswechseln, nachdem er durch Waffenstillstände oftmals unterbrochen, und muthwillig

*) Gillies griechische Geschichte.

aufs Neue wieder begonnen wurde — mit der Niederlage von Athen. Am Tage, an welchem die Athenienser sonst die Seeschlacht von Salamis feierten, zogen die Spartaner in ihre Stadt ein. Die Republik, welche ausschließlich dem Mars huldigte, trug den Sieg davon. Ein Staat, dessen Gesetzgebung den ganzen Menschen umfaßte und alle seine in ihm wohnenden Kräfte zur freien Entwicklung gebracht hatte, wurde also von einem blos einseitigen Staatsziel, vom rohen Schwerte überwunden? Es wäre traurig, wenn man es ganz so nehmen müßte. Wissenschaft und Kunst, die edlern Erzeugnisse des Menschen sind nicht immer und selten im Stande, die Unedlern, die Macht der Leidenschaften, aus dem Blute kommend der Zeit und Erdgewalt zu wiederstehen und Einhalt zu thun, eben weil sie irdische Gewalten sind, die in der Zeit ihr Reich und ihre Herrschaft haben. Diese waren es, welche das aristokratisch-repräsentative Verfassungssystem zerstörten und eine Verfassung hervorgebracht hatten, welche zu einer wahrhaft desorganisirenden konnte gezählt werden, wenn nicht Anfangs ein kecker Geist alles regiert hätte. Der Mittelpunkt zwischen Regierung und Volk war weggefallen, die Macht des Senates wurde unter beide getheilt, und die Regierung selbst bestund dem Geiste nach nur aus Einem; auf der einen Seite war Perikles, auf der andern das Volk. Wenn der erste vermittelst seiner Beredtsamkeit alles vermochte und gleichsam der König von Athen war, so schmeichelte er ihm dennoch niemals auf eine solche Art, wie ihm feile Demagogen zu schmeicheln pflegen, es war ihm nicht wie Diesen blos Mittel für ihre eigenen Zwecke, sondern wirklich Zweck selbst; er sprach ihm nicht immer von dem Morgenroth einer schönern Zukunft, er fütterte es nicht mit Kapaunen, von denen es niemals satt wurde, sondern gab ihm den Tag selbst, setzte es mitten unter die Werke öffentlicher Kunst an reich besetzte Tische, und ließ vor

ihm unentgeldlich den Vorhang der Götter- und Heldenspiele aufrollen. Es war eine unbestreitbare Größe von ihm. Allein auf die Kenntniß der menschlichen Natur war das nicht berechnet und darum eben so wenig auf die Zukunft, sondern diente lediglich dazu, um es ihm verbunden und gewogen zu halten und seinen Einfluß auf die Regierung zu sichern. Aber diesem Luxus erlag der athenienſische Volksgeist, die Sitten wurden verdorben, ein unersättlicher Durst nach immer neuen Genüssen bemächtigte sich seiner, es ergab sich nach dem Tode des Perikles Männern, die ihm solche versprachen, die gefährlichsten Unternehmungen wurden beschlossen und eben so leichtsinnig ausgeführt. Der Ballast hatte sich aus dem Schiffe verloren, es drehte sich nach allen Winden hin. Die Schlacht, welche die Niederlage von Athen herbeiführte, war eine Folge von frechem Uebermuthe, von gänzlicher und höhnischer Verspottung des spartanischen Heeres. Diesen moralischen und politischen Charakter der Zeit trugen alle übrigen intelligibeln oder geistigen Verhältnisse an sich. Wir sehen den Kampf der Sophisten, welche alles läugneten, eben weil sie alles bewiesen oder beweisen wollten mit Sokrates, der alles auf die alte Lebensweisheit wieder zurückführen wollte, nachdem er denselben ein eigenes unsterbliches Deion, das über alles Irdische emporhebt, gegeben hatte; wir sehen, wie das athenienſische Volk den Erstern seinen Beifall giebt und dem Letztern den Giftbecher darreicht. In der bildenden Kunst veränderte sich der Vorwurf und mithin auch der Styl; da man das Große und Erhabene nicht begreifen konnte, so fiel man auf das Einzelne und auf das Reizende, die Grazie der himmlischen Venus verschwand, an ihre Stelle trat jene der Dione, welche nur den Reiz der Materie in sich schloß. In der dramatischen Kunst zeigten sich zwei Richtungen; die erste gieng lediglich vom bisherigen Großen ab, bildete den Theil des

Schönen noch mehr aus, wurde zierlich und gefällig, vernachläßigte das Ganze, wandte alles auf glänzende Parthien, der Gang der Tragödie wurde nicht mehr durch göttliche Schickung bedungen und bewirkt, sondern durch den Zufall geleitet. In diesem Sinne dichtete Euripides. Die andere Richtung stellte sich in Aristophanes auf. Das Ganze selbst ist ihm wieder Gegenstand der Darstellung, aber nur als Karrikatur. Von der berauschenden Fülle des Lächerlichen und Verkehrten überall umgeben und angeregt, reizen sie seinen ebenfalls unerschöpflichen Humor auf und reflektiren sich in seiner üppigen Phantasie; alles wird darin zusammengeworfen, Götter und Menschen, Regenten und Volk, Religion und Hetären, die dann mit ungeheuern Larven angethan, wieder aus ihr hervortreten und vor dem athenienſischen Volke sein politisches Leben in einem wilden dramatischen Groteskanze darstellen, aus welchem es seine Helden und Günstlinge auf Käfern an dem Olympos auffliegen sieht. Durch die Unterwerfung des ersten griechischen Staates, der mit Recht genannten Minerva Stadt, Athens, wurde das alte Sparta so übermüthig und stolz, so von Herrsch- und Eroberungssucht eingenommen und verblendet, daß es weder in sich noch außer sich mehr eine Schranke erkennen wollte. In einer kaum glaubbaren kurzen Zeit hatte es den an Natur wie an Kunst vorzüglich verfeinerten Theil der alten Welt mit seinem Schwerte bezwungen; schon stund seine Phalanx an den Thoren des weiten persischen Reiches, schon träumte es von einer Weltherrschaft, als es von einem neu auflebenden griechischen Volke, den Thebanern, an welche sich alle Städte anschlossen, die den spartanischen Despotismus brechen wollten, bei Leuktra überwunden, geschlagen und seine große Herrschaft auf immer zerstört wurde. Dieses Theben wollte jetzt die Rolle von Athen und Sparta fortsetzen, es erröthete nicht, um dazu zu gelangen, jene Macht um Hülfe anzurufen, welche die

griechische Freiheit einmal bedroht hatte; aber ehe es sich mit dem König von Persien vollständig vereiniget, hatte sich auch ein Theil der Städte gegen ihn verbunden. Ein anderer zog zu Theben. Nie stellten sich die Griechen in größern Massen gegen einander auf, als bei Mantinea, hier rannten sie sich in die Sperre, die Schlacht war ein gräßliches, unentschiedenes Gemetzel. Nach dieser Schlacht war die schaffende Kraft, welche in Griechenland bisher große Männer erzeugt und gebildet hatte, ganz dahin; es zeigte sich kein vorragendes Talent mehr.*) Alles fieng an sich zu zerstückeln und zu isoliren. Nachdem die Hauptstädte nach einander besiegt und ihre Oberherrschaft ihnen entrissen worden war, wollten jetzt auch die kleinsten Orte selbstständig und souverän werden, Mißtrauen, Eifersucht, Rache, Stolz, Liebe zur Ruhe und Genüssen aller Art, hatte sich jetzt aller griechischen Völker bemächtiget, während sich an ihren Grenzen ein neuer Staat zu gründen und zu befestigen anfieng, Macedonien, an dessen Küsten die Athenienser wie Spartaner vorher erobernd hin- und her gestreift waren. Während Griechenland alle geistige Einheit mangelte, zeigte sich die ganze Kraft der Einheit in Philippus. Mit unverwandten, lauernden Blicken sah er auf das schöne, reiche Land, das wie eine leichte Beute vor ihm zu liegen schien. Zwar erwachten plötzlich die Amphyktionen, der Bundesrath, aber statt alle griechischen Kräfte wider den drohenden Feind zu vereinigen, zog er ihn vielmehr ins Land und gab ihm Sitz und Stimme in seiner Versammlung. Als Mitglied der Bundeseinheit trennte der König die Griechen noch mehr; er schmeichelte den Einten, drohte den Andern, streute überall Mißtrauen aus, riß bald da, bald dort ein Stück von Griechenland ab und schlug, überwand und besiegte endlich die letzten

*) Mit dieser Schlacht schloß auch Xenophon seine griechische Geschichte.

Ueberreste des Heldenvolkes bei Chäronea. Die politische Freiheit der Griechen war untergangen und dieser Verlust zog auch ihr ideales Leben mit sich in die Vernichtung hinab. Am Schlusse zeigte es sich noch einmal und zwar in seiner ganzen Herrlichkeit; wie in zwei Centralpunkten glänzten alle seine Strahlen in Aristoteles und Plato auf; der Erste theilte, analysirte es von Oben nach Unten in kunstgerechter philosophischer Form; der andere verband es von Unten nach Oben in poetischer Prosa, idealisirte, reinigte es noch mehr und schloß es mit den unvergänglichen Ideen seines eigenen gottbegeisterten Gemüthes, wie mit einer Krone hehr leuchtender Astern. Als nun der Geist verloren war, folgten natürlich die Formalisten in jeder Art und Beziehung. Die Stylisten, die Grammatiker, die Nachahmer, die Verzierer. *)

Von den letzten Kämpfen gegen die Perser bis zur Besiegung Athens durch die Spartaner waren es 75 Jahre. Von dieser Schlacht bei Aegospotamus bis zu jener von Leuktra, in welcher die Spartaner den Thebanern erlagen 35 Jahre, und von da bis zur Schlacht von Mantinea, wo die Macht und die Kräfte zur Präpotenz allen griechischen Städten genommen und gebrochen wurde, nicht mehr als 7 Jahre. Athen herrschte also doch am längsten und rechtfertigte also dennoch zum Theil sein legislatives Prinzip. Die ganze große griechische Lebensentwicklung dauerte also von der erst genannten Zeit an kaum ein Jahrhundert; aber es war ein Leben und eine Entwicklung, welche in ihrer Art unübertreffbar in der Geschichte da stehen. Von der Freiheit erhielten Wissen-

---

*) Niemand bezeichnete diese Art Litteratoren besser und kürzer als der französische Kaiser. Wie man ihm einmal sagte: er habe die Bataillonsschule auch nicht mitgemacht und verstehe sie nicht, antwortete er: „welcher Grammatiker hat schon eine Iliade verfaßt?“ M. d. L.

schaft, Poesie und Kunst, alle idealen Gebilde ihre Anregung und großen Aufschwung; wie die Zustände derselben waren, leuchteten und schattirten sie sich in diesen; sie waren die hehren Farben um den einen Lebensgeist, und als dieser entschwunden und verloren, verschimmerten und erloschen auch sie. Aber während die schaffende Kraft für Griechenland untergegangen, wirkte und erzeugte das Geschaffene und Erzeugte der Griechen durch alle Zeiten fort.

Wir kommen nun über eine schmale Meerenge, in ein Reich, welches späterhin Griechenland als eine Provinz verschlang; in ein Reich, das jetzt selbst seine Zeit vollendet hatte und nur noch in Trümmern zu sehen war, aus welchen aber jetzt ein neues Leben erwachen, ein neuer Völkerverband entstehen sollte; wir kommen nach Italien, zu den italienischen Republiken, zum lombardischen Völkerbund. Das Herrlichste, Kräftigste und Größte muß sich hier entwickeln und bilden, alles was dazu erfordert und nothwendig ist, findet sich hier zusammen und vereint, Nichts mangelt dazu, kaum hatte Griechenland diese große Gunst, der römische Despotismus, die Völker hemmende Weltherrschaft ist zerstört, die Freiheit ist wieder entbunden, sie lebt wieder und wird sich zu einer schönern wohlthätigern Bildung, zur ächten Humanität mit der alten Kunst und Wissenschaft vereinigen, es ist der Phönix, der aus seiner eigenen Asche mit neuen Gewändern angethan, schöner sich erhebt und wieder aufglänzt. So könnte und würde etwa der politische Enthusiasmus sprechen, wenn er in unsern Tagen darüber sein Wort nehmen würde. Allein wie überall, wo man rein zeitliche und irdische Verhältnisse blos mit den Augen einer solchen eiteln Poeterey betrachtet, irrte man auch hier in seiner Ansicht und zwar so sehr, daß sich gerade das Entgegengesetzte von dem ergab, was nach ihr hätte geschehen müssen. Roms Herrschsucht, Geldgierde, Stolz, die Ueberreste seiner geistigen und physischen Kräfte, wie seine

sittliche und moralische Verdorbenheit schienen sich bei seinem Falle über ganz Italien ergossen, ganze Provinzen, Städte, Gemeinden ergriffen zu haben, ja bis in die Familien gedrungen zu seyn und sich so überall im Lande zerstückelt und individualisirt zu haben; Elemente, welche durch den warmen, südlichen Himmel immer gegen einander in Aufregung gehalten wurden, einem Meere ähnlich, das immer in heimlicher Bewegung und dumpfer Gährung, niemals zur Ruhe noch zu einem Ziele gelangen kann. Hierin mag wohl die Hauptursache liegen, warum beim Falle der mächtigen Herrscherin keine Stadt Italiens das Schwert oder den Scepter, wenn nicht für die Weltherrschaft, doch wenigstens für Italien aufhob, die Einheit bewahrte und es dadurch von fremden Ueberfällen sicher stellte. So nur konnte geschehen, daß es immerfort von auswärtigen Heerschaaren durchzogen und besetzt und von fremden Fürsten beherrscht werden konnte, daß ein Land, in welchem die alte Litteratur und Kunst noch nicht untergangen, von einem Andern zu seinem Lehen konnte gemacht werden, in welchem kaum noch die ersten Spuren von einer geistigen Bildung gesehen wurden. Die fremde Herrschaft hatte ganz jene oben genannten Elemente zu ihrer Basis, sie reizte öffentlich die Großen oder den Adel des Landes gegen die Städte und das Volk auf, und hetzte heimlich eben dieses Volk und die Städte wieder gegen den Adel. Dieser gehörte meistens dem fremden Interesse, den deutschen Kaisern an, Jene hingegen dachten mehr im Geiste Italiens und ihrer Nationalität. Aber während sie zufrieden waren, wenn man nur ihre Rechte, ihre Freiheiten und Privilegien ehrte und aufrecht hielt, selbst nur bloße Theile, von einem Ganzen keine Begriffe zu haben schienen, mit Theilen, Ortsrechten, mit der niedern Gerichtsherrlichkeit gleichsam sich begnügten, waren es die Kaiser, obschon im Besitz und Herrn Italiens, mit dem allgemeinen Sou-

veränitätsrecht nicht; die selbst gemachten Verfassungen der Städte, ihr Reichthum, ihr Stolz war ihnen verhaßt, die Stimmung für eine gänzliche Unterwürfigkeit, ohne welche sie ihre Herrschaft in Italien für unsicher hielten, fanden sie nicht. Sie suchten alle Rechte an sich zu bringen, sie griffen sie an nnd hoben sie auf, und zerstörten Städte, welche ihnen Widerstand leisten wollten. Da stunden Vierzehn *) zusammen, schwuren den Bund, ihre Rechte und Freiheiten bis auf den Tod zu vertheidigen, sie gelobten sich wechselseitigen Schutz und Hülfe und verpflichteten sich zum Schadenersatz, der die Theilnehmer im Kampfe für die Freiheit treffen würde. Das war der Lombarder-Bund. Eine Energie, Kraft, Einheit und Selbstaufopferung ohne Gleichen zeichnete seine Gründung aus. Daher war ihm auch das Glück günstig. Der Kaiser wurde bezwungen theils durch die Pest, welche in seinem Heere wüthete, theils durch die Tapferkeit des Bundes in der Schlacht bei Lignano.**) Die Italiener verstanden es nicht, sich nach diesem großen Siege vollständig zu erheben und der Kaiser war nicht so erschüttert und niedergeschlagen, daß er auf dem Wege der Unterhandlung den Sturm nicht glaubte beschwören zu können. So konnte jener Konstanzer-Friede entstehen, in welchem der Bund den Kaiser anerkannte, sich für steuerpflichtig erklärte, der Kaiser aber die Rechte der Städte bestätigen und dem Bunde seine Zustimmung oder Anerkennung geben mußte. Das war die schönste Zeit

*) Verona, Vizenza, Padua, Treviso, Bergamo, Brescia, Mantua, und Ferrara, Cremona, Modena, Bologna, Venedig und vier Dörfer um Mailand, da die Stadt vom Kaiser verbrannt worden war.

**) Friedrich II. hatte beinahe gegen die Italiener das Schicksal Karl des Kühnen gegen die Schweizer. Auf dem nämlichen Felde, wo der Kaiser seinen ersten Sieg feierte, erhielt er auch die erste Niederlage. Er blieb allein auf dem Schlachtfelde zurück.

des lombardischen Städtevereins, aber es war nur ein Augenblick. Man hatte nur die Gegenwart vor sich und nicht die Zukunft. Weiter gieng die Constituirung nicht; man wollte sich nicht mehr beschränken, sich nicht stehende Verpflichtungen gegen den Bund auflegen lassen, ein ununterbrochener Totalverein hielt der Italiener seiner Freiheit zuwider und dieses Uebermaaß von Freiheitsgefühl, wenn man es so nennen darf, war es zugleich, was den Fortbestand der wahren Freiheit unmöglich machen und die Unterdrückung wieder herbeiführen mußte. Daß der Bund ewig seyn sollte, daß man sich über gemeine Verhältnisse jährlich oder wenn es Noth that, besprechen, Ruhe und Ordnung im Innern behaupten und somit auch die äussere politische Freiheit, daß nur das, was die Freiheit erworben und erhalten, dieselbe auch für die Zukunft sichern und befestigen könne, und also von der Festigkeit des Gesammtvereins, das Recht und die Selbstständigkeit der Theile abhange — das alles sah oder wollte er nicht einsehen, dieses alles schien seiner ganzen Natur zu widerstreben. Als daher der Konstanzerfriede geschlossen und man damit seine Partikular-Privilegien und Rechte sich anerkannt und gesichert glaubte, trat bald nachher volle Anarchie sowohl unter den Verbündeten Städten als in den Städten selbst wieder ein. Man änderte hier immer an den Verfassungen, aber weniger um sie zu verbessern, als weil man das Privatinteresse befriedigen wollte; man schuf recht viele neue Aemter, damit nur Viele regieren konnten. Doch Allen, welche regieren oder die höchsten Stellen besitzen wollten, Genüge zu thun, war unmöglich. Der Adel suchte die Bürgerschaft, die Bürgerschaft mit dem gemeinen Volke den Adel von der Regierung zu vertreiben. Unter diesen Partheien selbst gab es wieder Familienfaktionen, welche einander wechselweise das Haupt einer Parthei zu seyn, streitig machten, Gift und Meuchelmord, Aufruhr und Empörungen, Gräuelthaten aller

Art folgten ununterbrochen; die öffentlichen Plätze und Straßen waren nicht sicher, der Adel hielt es für eine Unehre dem Gesetze zu gehorchen und sich nicht selbst Recht zu geben und Rache zu nehmen, seine Palläste waren der Schutzort und das Asyl der Mörder und Banditen. Die Herrschsucht war so tief eingedrungen und war so unauslöschlich, daß Männer wie der Bruder Johann v. Vicenza, welcher mit hinreißender Beredtsamkeit zum Frieden ermahnte, und zwanzig feindselige Städte und Völkerschaften auch wirklich zum Frieden brachte, sogleich als er seine Macht fühlte und erkannte, ihre Verfassungen angriff, sie zu ändern gebot, für sich unumschränkte Gewalt und den Herzogstitel begehrte. Allein er fiel. Der Kampf begann aufs Neue nicht nur in den Städten, sondern Städte gegen Städte, und endigte endlich mit einer vollkommenen Despotie, indem jede Parthei um gegen die andere sicher und fest zu seyn, sich einem einzigen, mächtigen und reichen Manne ergab und ihn zu ihrem Herrn und Meister ernannte. Die Städtefreiheiten gingen meistentheils verloren. So endete der Lombardenbund, der eben so groß und lange dauernd hätte werden können, wenn nicht wilde Freiheit auf der einen und wilde Herrschsucht auf der andern Seite ihn zerrissen hätten. Nur eine Stadt aus dem Bunde ging nicht unter, nur eine blieb Republik, und das war Venedig. Diese Stadt, die beinahe keinen materiellen Grund hatte und so zu reden auf Nichts ruhte, blieb nicht nur aufrecht stehen, sondern erweiterte und bereicherte sich auch mächtig nach Außen. Aber sie allein befolgte im Innern ein mehr organisches und zusammenhaltendes System. Den fremden Faktionen verschloß sie schon frühe ihre Thore, der Gang, den sie befolgte, ging aus den politischen Verhältnissen, aus dem anarchischen Zustande Italiens hervor; es war, als hätte sie sich von ihnen belehren lassen, als wäre ihr durch sie ihre Politik vorgeschrieben und bestimmt worden. Ob-

schon das demokratische Princip seiner Verfassung nicht fremde und das Volk von der Ausübung der Souveränitätsrechte nicht ganz ausgeschlossen war, so blieb doch die Ruhe weniger gestört als in den übrigen Städten. Dessen ungeachtet fand auch hier eine Verfassungsänderung statt, und zwar ganz zu Gunsten der Adelsaristokratie. Wie jene mit der reinen Demokratie anfingen und mit der Alleinherrschaft endigten, so hat hingegen Venedig mehr monarchisch angefangen, indem die Rechte seines Dogen nicht viel von fürstlichen unterschieden waren; aber es fiel bei seiner Verfassungsveränderung nicht auf ein Extrem, wie die Ersten, sondern blieb in der Mitte bei der Aristokratie stehen. Diese Aenderung wurde leicht und ohne Zwang bewirkt, weil sie allmälig und gleichsam unbemerkbar geschahe, weil diejenigen, welche sie bewirkten durch ihre Verdienste ebenso vom Volke geehrt als sie wegen ihrer Besonnenheit und Mässigkeit von ihm geliebt wurden. Der venezianische Adel war nicht weniger herrschsüchtig und stolz, aber er wußte diese herben, aufreizenden Eigenschaften gehörig, mit Anstand und List zu verdecken. Daher gelang ihm alles, obwohl er weit schwächer oder weniger zahlreich als der lombardische war. Er wagte es und durfte es wagen, dem Volke sein Souveränitätsrecht aus der Verfassung wegzustreichen, dem Dogen seine monarchische Gewalt zu brechen und die Rechte beider in sich, das heißt in der Aristokratie des Senates, die er gleichzeitig erblich machte, zu vereinigen. Aber während im Dogen die vollziehende Gewalt untergieng, ließ man sie desto furchtbarer in der Kommission der Zehen wieder aufsteigen. Alle Mittel der Gewalt waren ihr unbeschränkt übergeben, aller Formen und Verantwortlichkeit war sie überhoben. Es war eine furchtbare Centralisation, nicht dem Begriffe und dem Namen nach, denn die Männer, welchen sie zugetheilt wurde, wußten die ganze Schwere davon anfangs zum Heil des Staates

zu gebrauchen. Sie zeigten eine unerschütterlich tiefe Politik, eine Wachsamkeit, die sich niemals täuschen noch überfallen ließ, jede Empörung schon im Keime zu ersticken wußte, und bei allem, was sie that und wollte, sich durch nichts hindern noch stören ließ. Es war eine aus der lombardischen Anarchie hervorgehende Bastille, die aber den Staat zu einer bedeutenden See- und Handelsmacht erhob und verhinderte, daß er nicht in fremde Hände fiel, wie die übrigen Republiken, und endlich keinem feindlichen Orkane wich, als jenem, vor welchem ganz Europa weichen mußte, der französischen Revolution. Vergleichen wir nun die lombardischen mit den griechischen Republiken, so werden wir sehen, daß die kurze Dauer ihres selbstständigen, politischen Lebens, denn auch die Macht und Herrlichkeit des lombardischen Bundes dauerte wenig mehr über hundert Jahre*), von einer und derselben zu großen Erregsamkeit und Beweglichkeit des Geistes herrührte, daß man in Italien und Griechenland keine allgemeinen Schranken liebte, daß sich die Theile nicht einem Ganzen unterwarfen, sondern für sich allein zu stehen trachteten, in diesem aber mit mehr Glück, Sicherheit und Vortheil für den einzelnen Staat, weil sich hier Geist und Leib mehr ausgeschieden hatte, die Mehrheit der Republiken noch nicht zu jener behenden staatsklugen Intelligenz gelangt war, deren sich andere, wie zuerst Athen, dann Sparta in hohem Grade erfreuten, also von diesen für ihre Interessen fortgezogen und beherrscht werden konnten. In ersterm hingegen, in Italien, waren die Geisteskräfte recht eigentlich föderalisirt, indem sie überall im gleichen Maaße und Verhältniß vertheilt schienen, so, daß sich alles im Gleichgewicht halten, keine Stadt über andere Vortheile erringen oder zu einer Ober-

---

*) Bund 1167. Schlacht bei Lugano 1176. Verfall Anfang d. 14ten Jahrhunderts.

herrschaft gelangen konnte, welches Gleichgewicht am Ende sich auch bei den Griechen zeigte, aber erst, als sie ihrer Auflösung nahe waren. Es war ein Gleichgewicht nicht stehender Kräfte, wie in Italien, sondern abnehmender, die Folge einer allgemeinen Ermattung. Die Republiken beider Lande zeichneten sich durch Wissenschaft und Künste aus. Aber wie verschieden waren der Inhalt und die Form? Bei den Griechen waren sie gleichsam monarchisch, Athen war das eigentliche Griechenland, hier seine Litteratur, hier der Brennpunkt und der Tempel seines glänzenden innern, idealen Lebens. In Italien dagegen gab es keine literarische Hauptstadt. Die Elemente, welche alles Voranschreiten und Unterwerfen verhinderten, zeigten sich aber auf einer andern Seite desto vortheilhafter, indem sie einen allgemeinen Wetteifer in allem, was Kunst und Wissenschaft betraf, bewirkten; sich hier auszuzeichnen, konnte durch nichts gehindert werden, der Reichthum und Stolz konnte hier einen freien vollen Lauf nehmen, und dieses gelang ihnen; eine solche Menge herrlicher Städte konnte Griechenland nicht aufweisen; dieser Wetteifer war ein großartigeres olympisches Spiel, als die Griechen aufzuweisen hatten, aber bei ihnen war indessen doch die Blandusische Quelle der Literatur, das schaffende Original allein; die Italiener entdeckten sie, gruben den Schutt von ihr weg und übertrugen sie der Nachwelt. Doch sah man an der Pyramide der Tradition die Gestirne von Dante, Ariosto, Petrarca, von denen der Erste in seiner *divina comoedia* die Strafen der Herrschsucht in der Hölle zeigte, der Andere durch das zeitlich Unmögliche der Thaten seiner Helden auf das eigentlich wahrhaft Wahre, wahrhaft Natürliche im menschlichen Geiste hinwies, der Dritte das Geheimniß der Schönheit besang.

---

*) Bekanntlich wurde Ariost ein Narr genannt.

Wir sehen nun ein ganz anderes Volk unter einem ganz entgegengesetzten Himmelsstrich, aus heitern warmen Lüften kommen wir in kalte und düstere, aus einem üppigen und reichen Lande in ein unfruchtbares und sumpfiges; wir kommen von Menschen und Völkern, welche durch die Natur ihres Landes in steter Aufregung erhalten, in denen Ruhe und Besonnenheit als ein natürliches Beschränken, als ein tödtliches Stillstehen erschienen wäre, zu Völkern und Staaten, denen Ruhe, Bestand, Festigkeit, langsames aber sicheres Fortschreiten das wünschenswertheste Gut war. Es ist eine Städte-Föderation, die sich aus ganz neuen Lagen entwickelt, es ist nicht der barbarische Zustand der Anarchie, zu dem wir gelangen, sondern wir erblicken ein schon wohlgeordnetes, ausgebildetes Gemein- und Städtewesen; es ist zwar ebenfalls kein armes, mit den Bedürfnissen des Lebens kämpfendes Volk, sondern ein wohlhabliches, dessen Besitzstand aber aus seinem geordneten Verhältnissen herrührte, eine Folge seines gesicherten Friedens und seiner Ruhe war. Der Kampf aber, den es für seine Freiheit beginnt und wagt, unterscheidet sich von jenem der beiden erstgenannten Völker; wie bei Diesen der Anfang immer glücklich und entscheidend war, so ist er dagegen bei Jenem mehr unglücklich und unentschieden, wie die Ersten sich meistens durch eigene Kraft frei machten, so wird es hingegen das Letztere vorzüglich durch den Zusammenhang politischer Verhältnisse der europäischen Staaten, die nicht mehr wie vorher in einem so isolirten Zustande gegen einander stunden, sondern allmählig unter sich in einem nähern, verwandtern Verkehr, in eine bestimmtere Beziehung kamen, also daß sich die Interessen überall berühren konnten. Wir reden von der Föderation der niederländischen Provinzen. Durch den Handel hatten sie sich bereits so viel Geld und Gut erworben, daß sie sich von der Absolutheit ihrer dürftigen Fürsten loskaufen konnten. Nie war dieselbe wohl zweck-

mäßiger angewendet, als indem man sich damit Rechte erwarb, vermöge dessen man im ungehinderten Besitz des Erworbenen blieb, und nicht mehr nach dem Willen eines Andern, sondern nach seinem eigenen die Steuern bestimmen konnte, und somit die Hand des Fürsten allmählig aus dem Sack des Bürgers und Volkes herausbrachte. Aus diesen Rechten und andern erkauften Privilegien giengen nach und nach die Landstände hervor, die der alten fürstlichen Staatsgewalt gegenüber eine Neue bildeten. Als aber die Niederlande unter Spanien kamen, wollte weder Karl V. noch Philipp II. dieselbe anerkennen. Der Erste suchte das demokratische Gegengewicht von Innen und heimlich zu zerstören, indem er den Staaten ihr Haupt und Intelligenz, den Adel, zu ruiniren und zu zernichten strebte. Der Andere wollte nicht nur die politische, sondern auch die religiöse Freiheit aufheben und unterdrücken. Deßwegen errichtete er in allen Städten und Provinzen Inquisitionen, denen alle Privilegien, alle bürgerlichen Gewalten weichen mußten, und, um die Fehlbaren ergreifen und strafen zu können, die Denunziation besoldete, wodurch den nichtswürdigsten Menschen die Ehre, das Eigenthum und das Leben des Rechtschaffenen Preis gegeben wurde. Der Handel, der nur durch volles Zutrauen gedeiht, wurde im Innersten durch das leiseste und unsichtbarste, und deßhalb auch durch das gefährlichste Mittel bedroht und erschüttert. Diesem Gericht sollte eine genügende Heeresmacht zu seiner Unterstützung und Hülfe beigegeben werden. Niemals waren so viele und so wichtige Interessen auf einmal und so schwer bedroht. Es mußte sich ein furchtbarer Widerstand erzeugen, ein gewaltiger Aufruhr mußte zum Ausbruch kommen, denn es blieb den Niederländern nichts übrig, als zu siegen oder zu sterben. Und doch gab es kein Aufruhr, der sich Anfangs leichter hätte beschwören lassen als der. Die Stärke des niederländischen Bundes bestand

nur in dem Gewicht, welches ohne Unterschied auf alle Interessen drückte, die allgemeine Noth vereinigte alles, auch das Verschiedenste und sich Entgegengesetzteste, und dieses machte unberechenbar stark. Darauf gründeten sich auch zuerst die Politik und die Maaßregeln, welche die spanische Regentschaft in Brüssel gegen denselben genommen hatte. Sie hatte in Bezug auf die Glaubensfreiheit und die Inquisition Concessionen gemacht und damit beruhiget und eingeschläfert; der Bildersturm der Neugläubigen in den katholischen Kirchen kam ihr zu Hülfe, die Katholiken trennten sich von einem Bunde, welcher ihre Heiligthümer nicht mehr schützte und ihre Religion freventlich angriff. Furcht, Mißtrauen, Nache halten beide Partheien auseinander; die Neugläubigen zerfallen selbst wieder in Partheien, in Lutheraner, Reformirte und Calvinisten, die sich wechselweise um ihren Reichthum beneiden und zu schwächen suchen. So konnten die Truppen der Regentin überall einziehen. Der Bund zerstückelte sich Anfangs, dann lief er auseinander, die Großen verließen die Niederlande, eine große Auswanderung begann. Man floh nicht blos vor der spanischen Soldateska, sondern noch vielmehr vor der Anarchie im Lande, welche die Freiheit rettungslos zu verderben schien. Die Elemente der Uneinigkeit, der Zwietracht, und zwar nicht leicht lösbare und hitzige, waren da; wie hätte sich also auf diese hin, nicht leicht eine Regierung ohne weiteren blutigen Zwang behaupten lassen, und zwar um so mehr, da die Erfahrung es ja eben bewiesen hatte, daß man es könne. Aber die Regierung von Madrid sah nicht mit den Augen der Regentschaft in Brüssel. Sie glaubte den Aufruhr nur durch verdoppelten Druck und durch Blutgerüste radikaliter und von Grund aus vertilgen und vernichten zu können. Als nun das Eisen ohne Unterschied auf alle Klassen, Stände und Confessionen wieder drohend herunter hieng, war auch alles wieder genöthigt, sich zu-

sammen zu ziehen und zu vereinigen. Die Gefahr des Lebens machte jede andere Rücksicht verstummen. Während sich auf diese Weise im Innern alles wieder gestaltete und zur Ordnung kam, zog auch allmählig die Auswanderung wieder ein, an ihrer Spitze die niederländischen Großen. Sofort begann der Kampf ohne Unterbrechung, bis er für die Niederlande ausgekämpft war, bis sie ihre Unabhängigkeit von Spanien errungen hatten. Allein er war weit entfernt, überall die gleiche Einheit anzubieten oder die Grundlage seiner militärischen Operationen zu seyn. Die obengenannten Elemente durchzuckten und verschoben sie in einem fort. Der Bund war zwar auf ewig für gemeinsame Vertheidigung geschlossen, die Deputirten der Provinzen kamen zusammen, um Geld und Volk auszuheben, die Kommandirenden zu wählen und alles Nöthige zu bestimmen, aber ihre Anordnungen glichen ihrem Lande; so wie dieses durch Kanäle und Sümpfe überall durchschnitten und durchkreuzt, so wurden auch sie von den vielfältigen Interessen, dem religiösen, politischen, merkantilischen geschwächt und auseinander gerissen. Vergebens sucht man ruhmvolle Treffen, welche das Land dennoch gestattet hätte, die Bundesarmee weist wenige auf, während sich die Bürgerschaften der Städte bei Belagerungen und Ueberfällen mit beispiellosem Muthe wehrten. Der Mangel an Einheit war so sehr in alle militärische Anstalten und Operationen eingedrungen und darin gleichsam zur Natur geworden, daß selbst da, wo man etwas wahrhaft Großes und Entscheidendes vor hatte, das Glück selbst alles begünstigte, die Zernichtung des feindlichen Heeres gewiß war, das ganze Unternehmen bei seiner Ausführung auf die erbärmlichste Weise auseinanderfiel und mißlang.*) So wurde möglich, daß Spanien eine Provinz nach der an-

*) Belagerung von Antwerpen.

dern von der Föderation abreißen konnte, andere, wie die Belgischen, sich freiwillig mit ihm wieder vereinigten; schon war seine Armee an den Hauptthoren der Republik, an den Grenzen von Holland. Vergebens forderte sie von England und Frankreich Hülfe. Man versprach sie nur, wenn man dafür die Souveränität über die Staaten erhielte. Da versank die unüberwindliche Flotte, welche England erobern sollte, und mit ihr ein ungeheurer Aufwand von Kräften; dem übermüthigen Fürsten Spaniens sollte gezeigt werden, daß es nichts Unüberwindliches in und unter den zeitlichen Dingen gebe. Diesem Zug der Orkane folgten die politischen Mächte, die aus der Nähe und Ferne, heimlich und öffentlich auf denselben losgiengen, um seine Präpotenz zu zerstören. So mußte die Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinten Niederlande von Spanien erfolgen. Von diesem Augenblicke an schwellten sich die Segel der Staaten noch kräftiger und höher, denn sie sahen sich nicht nur von dem Entsetzen einer gänzlichen Niederlage und Unterwerfung befreit, sondern das Glück zeigte sich ihnen auch durch eine veränderte für sie vortheilhaftere Stellung der europäischen Staaten; es war nicht nur ein gegenwärtiges, sondern auch ein zukünftiges Glück, welches ihre Kräfte erhob und beflügelte. Ihr Handel wurde jetzt Welthandel, sie hatten die Fracht für alle europäischen Staaten erhalten, sie herrschten in beiden Indien, in ihrer Gewalt waren die Vorgebirge der guten Hoffnung, die Schlüssel von Ostindien. Man sah die Kauffahrer, welche Millionen am Borde hatten, unter dem Schutze der Flotte in den Texel einlaufen. Kein Staat zeigte dieses Bild, das da sagte: Alles für das Volk! hier war es recht eigentlich: *Senatus populusque*. Allein dieser große Handelsflor war nicht sowohl das Resultat seiner Regierungen, als das des Geistes der Nation, und seine Richtung wurde selbst wieder durch die Landesküste und Kanäle bewirkt. Die Schiffahrt mußte

ihm gleichsam eingeboren werden, die Entdeckungszüge und Flotten giengen daraus hervor. Aber während sich die Niederlande von ihrem alten Herren sowohl durch ihre Geduld und ihre Ausdauer, als durch das Glück losgemacht, und diesen hohen Grad von Handelspräpotenz erreicht hatten, wurden sie aufs Neue weit gefährlicher bedroht. Wie zwei ungeheure Raubthiere saßen ihnen Frankreich und England zur Seite, bereit jeden Augenblick, wo er sich gäbe, auf sie herabzustürzen, denn auch sie wollten Ansprüche an den Handel machen und streckten ihre Fühlhörner nach den überseeischen Besitzungen aus. Die Niederlande legten sich wie ein Damm dazwischen. Die große Frage war nur: wem die Beute zu Theil werden sollte, und diese rettete die Niederlande. Nie waren wohl die Verhältnisse von drei Nachbarstaaten subtiler und hiengen an feinern Fäden als hier; sie spielten unter sich ein wahrer Menuett-Tanz. Hier zog man sich an, hier stieß man sich ab, da trennte man sich von Diesen, dort vereinigte man sich mit Andern, und dieses Wechselspiel dauerte so lange fort, bis ein Theil festen Fuß gefaßt und nach dem Andern greifen konnte. Die Staaten verstunden Anfangs ihre Lage nicht; sie ließen sich auf eine Seite ziehen. Frankreich dagegen griff sogleich die diplomatische Offensive. Während es die Niederlande durch ein Schutzbündniß öffentlich mit sich vereinigte, hetzte es England dagegen auf, verwickelte beide in einen Krieg, um sie zu schwächen und zu erschöpfen, und sich so am Ende freie Bahn zu machen. Die erste Seeschlacht verloren die Niederländer, die Andere die Engländer. Die Staaten blieben zwar noch bei Frankreich und schienen in alle seine Absichten eingehen zu wollen, aber nur so lange, bis sie endlich die Eroberungsplane Ludwigs XIV. ganz durchschaut hatten. Sofort schlossen sie einen Bund mit England gegen Frankreich. Zweimal wurden sie deßhalb vom König überfallen; aber

einmal wußte der Statthalter die Niederlande so lange in der kühnsten offensiven Stellung zu halten, bis er eine Koalition wieder ihn aufgebracht hatte. Das zweitemal machte ein allgemeiner Völkerbund, an welchem eben dieser Statthalter als nachheriger König von England den größten Antheil, der Eroberungssucht Ludwigs ein Ende. Während diesen äußern politischen Begebenheiten war im Innern der Staaten ein beständiger Verfassungskampf, ein Kampf des Föderalismus mit der Einheit, der Souveränität der Staaten mit der Macht und Gewalt des Statthalters, der dem Anscheine nach die abgegangene spanische Regentschaft zu vertreten hatte. Und an diesem Kampfe trugen die äußern Verhältnisse, jene Begebenheiten, die Gefahren, in welchen die Föderation unaufhörlich schwebte, nicht wenig Schuld. Sie gaben den Partheien das Uebergewicht, sie hoben sie oder stürzten sie. Die Statthalter suchten ihre Macht zu vergrößern, indem sie auf die Niederlagen hinwiesen, welche eine kleine abhängige Gewalt nicht verhindern könne, und behaupteten: daß nur volle Macht Einheit in die Landesvertheidigung bringen könne. Aber man glaubte nicht früher, als bis die Niederlagen wirklich geschehen, bis man große Verluste erlitten. Dann bekamen die Statthalter das Volk für sich, ihre Rechte wurden erhöht. Im Besitze davon griffen sie dann die Souveränität der Städte und Provinzen an, wollten sie nicht mehr anerkennen, ließen Deputirte der Staatenversammlung aufheben und in die Thürme werfen. Das Volk wandte sich von ihnen ab, die Parthei des Föderalismus verstärkte sich, die Staatenversammlung beschränkt sie im Gelde, bei der Truppenaushebung, in Allem, wo sie es mit Recht und Unrecht konnte; endlich nach einem Todesfalle wird gar Keiner gewählt, bis die Noth wieder dazu auffordert. Die Statthalter suchten politischen Einfluß in den europäischen Verhältnissen, sie wollten nicht nur eine Landesvertheidigung, son-

dern auch eine offensive Militärmacht; die souveränen Staaten hingegen wollten keinen solchen Einfluß, sich nicht in fremde Händel mischen lassen, sie wollten und forderten die Neutralität als ihren Interessen und Handel allein angemessen; daher Beschränkung und Herabsetzung des Militärstandes. Aber während sie hier gegen die monarchische Einheit sprachen und sich erhoben, suchten sich die Provinzial- und Stadtmagistrate erblich zu machen. Das Volk kam wieder auf die Seite der Statthalter und es hieng nur von ihnen ab, sich den Titel Souverän anzueignen. Dieser Kampf zog sich fort, verlor aber immer mehr von seinen großen Motifen; man gab sich auswärtigen Partheien hin, ohne sich wieder aus ihnen so schnell und so schlau herauszuziehen, und sein wahres Interesse erkennen zu können als vorher. Das Geld hatte sich gehäuft, man wollte jetzt genießen; die Land- und Seemacht, die Bürgermilizen, die mehr als einmal die Republik gerettet, zerfallen und zeigen keinen kriegerischen Geist mehr. In diesem Zustande überfällt sie die französische Revolution. Die Föderation der vereinten niederländischen Provinzen hat aufgehört zu seyn.

Von den Niederlanden weiter gegen Norden hinauf, finden wir die Häupter des hanseatischen Bundes, Lübeck und Hamburg, eines Städtevereines, der sich überall in Norddeutschland verbreitete, und der, wenn nicht innerlich die stärkste und mächtigste, doch die größte republikanische Föderation hätte werden können, wäre es im Geiste und in der Absicht der verbundenen sieben und siebenzig Städte gelegen, sich nicht nur gegen ihre Feinde, den Raubadel, zu vertheidigen, sondern sich denselben zu unterwerfen oder aus dem Lande zu jagen, wie dieses in der Schweiz geschehen, wo der Adel nicht weniger mächtig und zahlreich, die Städte aber nur klein und arm waren. Die Hanseaten bildeten den Anfang einer staatsrechtlichen Formation, die nicht ganz zu Stande kam;

mit allen materiellen Mitteln ausgerüstet, vermochten sie es nicht, mit denselben zu einem Schlusse zu kommen; reich wie wenige Verbündete, blieben sie mitten auf ihrem Wege stehen und verstanden es mit ihrem großen, ausgedehnten, wenn auch zerstückelten Flächenraum nicht, ein selbstständiges Daseyn zu erhalten und sich zu einem wirklichen unabhängigen in sich geschlossenen Freistaate auszubilden. Der Zweck ihres Bundes war Erhaltung ihres städtischen Gemeinwesens mit allen seinen Rechten und Privilegien, Ausdehnung ihres Handels in alle Lande und zu diesem Behufe Beschützung der Land- und Wasserstraßen vor Piraten und feindlichen Schiffen. Die Verhältnisse des Bundes von Innen und Außen waren von einer Tagsatzung berathen, beschlossen und ausgeführt, aber die Stimmenmehrheit war nicht immer als entscheidendes Gesetz anerkannt. Es gab ein Schiedsgericht, welches über innere Streitigkeiten entscheiden sollte; aber die großen und reichen Städte gehorchten dem Spruche selten. Der Bund hatte eine Geld- und Mannschafts-Scala und den Pfundzoll; aber bald wollten die einten Städte Krieg, die andern Frieden. Die auf dem Tage zu behandelnden Gegenstände wurden zuerst ausgeschrieben; aber ehe die Deputirten ankamen, wurden sie auf den Provinzialtagen besonders berathen, so wie ihre Vollziehung nach gegebenem allgemeinem Schlusse. Der Bund hatte zwar ein Zwangsrecht, indem er alle diejenigen Mitglieder von dem Genusse der Handelssicherheit und den Handelsprivilegien ausschloß, welche ihm nicht gehorchen wollten; doch traf dieser Bann gewöhnlich nur die schwächern Städte. Der Vorort Lübeck hatte in dringenden Fällen das Recht, mit Bewilligung nächstgelegener Städte einen Schluß zu fassen; doch geschah es selten, daß man seine Vollziehung in allen Bundesstädten unbedingt beschloß und annahm. Die fremden Mächte schickten auf die Hansetage ihre Gesandtschaften; die

Hanse war als unabhängig anerkannt; aber dennoch war der Kaiser ihr Oberhaupt und die Bundesmitglieder jedes für sich noch einem besondern Landesherrn oder Fürsten unterworfen. Die Reichsacht konnte gegen den Bund ergehen, aber er konnte seine Vollziehung untersuchen. Die Fürsten nannten sich zwar Souveräne der Städte, aber es war diesen verboten, die Bundesbeschlüsse ihren Herren mitzutheilen; ebenso bei innern Tumulten von ihren Souveränen oder dem Kaiser Hülfe zu suchen. Die Städte ließen sich von ihnen ihre Privilegien bestätigen und zwangen sie mit dem Bunde dazu, wenn sie sich dessen weigerten. Die Fürsten hingegen waren froh, wenn sie den Titel retteten und eine scheinbarr Huldigung erhielten. Das waren die innern Zustände und die Verhältnisse des hanseatischen Bundes. Faßte man sie nach den constitutionellen Begriffen auf, nach welchen Staaten allein selbstständig sollen fortbestehen können, so würde man nach Diesen wohl ausrufen: wie war ein solcher Staatenbestand möglich, wie konnte er auch nur einen Augenblick existiren, sich entwickeln, seine Freiheit behaupten, Einfluß und Macht gewinnen? Das alles war möglich, er dauerte gegen dreihundert Jahre, sein Recht blieb fest und aufrecht, er brachte den ganzen nordischen Handel unter sich, hielt in ganz Nordeuropa Faktoreien, gleichsam kleine Handelskolonien, gewann Seeschlachten, eroberte Kopenhagen und zwang Dänemark nie einen König anzuerkennen, bis er die Hansischen Handelsprivilegien genehmiget und bestätiget hatte. Das Alles konnte geschehen, weil das Leben sich selten nach individuellen Begriffen gestaltet, sondern sein eigenes Gesetz in sich trägt, neben den Begriffen hinzieht und über sie weg, und desnahen auch oft unbegreifbar werden kann. Noth und Interesse waren auch hier das mächtige, unwiderstehliche Band, welche zuerst alles zusammenhielten, die Menschen waren ganz in ihrer Gewalt, der

sie folgen mußten, wenn sie ihr Gemeinwesen nicht selbst zerstören wollten. Diese Föderation hatte indessen nicht, wie die Obengenannten, einen blos negativen Zweck, sondern auch einen positiven, den Handel, zu dem die Verbundenen durch ihre Küsten und Flüsse hingeleitet werden mußten. Es läßt sich annehmen, daß gerade dieser positive Zweck einer der vorzüglichsten Gründe ihres den Niederlanden so ganz entgegengesetzten Schicksales war. So wie Diese durch die Civilisation der politischen Verhältnisse und durch das in nähere Beziehungtreten der europäischen Staaten vorzüglich ihre Emanzipation erhielten, so gieng hingegen der hanseatische Bund durch sie vorzüglich zu Grunde, was eine vollständige politische Unabhängigkeit, wie sich Jene errungen hatten, wahrscheinlich hätte verhindern können. Der Handel gelang den Hanseaten, ihr Bundeszweck wurde schnell erreicht, sie hatten nicht mit Handelskonkurrenten zu kämpfen, den die nordischen Staaten waren größtentheils noch in einem barbarischen Zustande, während in den Städten schon Ordnung, Sitte und Recht herrschte, sondern mit den Strassen- und Seeräubereien, welche sie mit ihrem Schwerte auch glücklich bezwangen. Wie der Bund aber zunahm, sich vergrößerte und sie bereicherte, so war durch die Befriedigung von Interessen, die so populär, so gemein verständlich waren, jedem höhern politischen Zwecke der Aufschwung genommen; im Besitze des Materiellen und Sinnlichen dachte man an Nichts weiter mehr. Die Städte der Hanse wußten keine Länder zu erwerben, sie brachen die Territorialhoheit nicht, sondern blieben mit ihrem erworbenen Gelde hinter ihren Mauern, wie die Schweizer mit ihrer Waffengewalt hinter ihren Bergen zurück. Als der hanseatische Handel in seiner Vollendung und Größe dastand, fehlte ihm zu seiner Behauptung die Kraft, die bewaffnete Macht, während ihn ein innerer und äußerer Feind zugleich bedrohte. Der innere Feind war im Han-

sebund selbst, welcher mit Zwang seine Waaren überall suchte geltend zu machen, die Faktoreien wurden kleine Despotien. Der Aeußere die zunehmende Gestaltung und Ordnung der nordischen Staaten, an deren Spitze sich große Fürsten stellten. Die Handelsfreiheiten wurden den Hanseaten theils beschränkt, theils genommen, an einigen Orten die Faktoreien gar aus dem Lande gejagt. Der Bund konnte den Fehdehandschuh nicht mehr hinwerfen, keine Schlachten mehr wagen, denn der Handel hatte seine Städte verweichlichet, Panzer und Streitaxt stunden nicht mehr neben den Waarengewölben, die Bürger, welche Anfangs wackere und muthige Soldaten waren, wurden jetzt furchtsame Krämer. Das Handelsinteresse, das zuerst ein gemeinsames war, zerstückelte sich und löste sich in viele kleine Interessen auf. Die Hansische freie Schiffsakte erlöschte allmählig; man suchte und fand Schutz beim Reich. Man beschränkte sich den freien Verkehr, denn war einmal der große und gemeinsame Vortheil verloren, so wurde man natürlich um so gieriger und heftiger den Kleinen zu behalten. Die Tage wurden immer seltener besucht. Man sprach zwar noch von den Rechten des Bundes, von seiner gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt, daß die Bundesglieder gehorchen müßten; aber je mehr man die Gesetze aufs Papier und Pergament brachte, je weniger wurden sie vollzogen, Niemand wollte gehorchen; die Geldkontingente giengen nicht mehr ein; immer mehr Städte blieben von den Tagen aus. Vergebens suchte man nach dem westphälischen Frieden den Bund wieder zu erneuern. Auf der Tagsatzung von 1668 konnte man sich über nichts mehr vereinigen. Es wird zwar noch ein Abschied verfaßt, aber er hat weder Geist noch Inhalt mehr.

Stellen wir nun einige Vergleichungen an zwischen der Geschichte dieser republikanischen Föderationen und der schweizerischen, so ergiebt sich, daß keine für ihre po-

litische Freiheit mehr, länger und glorreicher gekämpft, als die Eidgenossenschaft. Der Kampf dauerte 184 Jahre; also noch viel länger als die ganze Zeit der republikanischen Unabhängigkeit der Griechen und Lombarden; zwölf große Feldschlachten mußten geschlagen werden, und nicht etwa von einem reichen, sondern von einem armen Volke, was die Ersten nicht waren. Das Individuelle selbst dieses Kampfes wie das Ganze, das Epische darin, wie das Dramatische zeichnet sie vor allen Uebrigen aus, ja das Epische und Dramatische darin ist das wahrhaft Hervorragende. Wo finden wir in den einzelnen Mitgliedern der Föderation eine solche Regsamkeit für sich selbst, und dann wieder eine solche lange aufopfernde Hingabe für Alle, für das Ganze? Wo hatte jeder einzelne Staat seinen eigenen mächtigen Feind, den er schlug, überwand und seinem Gesetze sich unterwarf? Diese Kämpfe kann man gleichsam Zweikämpfe nennen, die sie wie die homorischen Helden vor den großen gemeinsamen Schlachten schlugen. Als sie sich überall die Straßen und Bahnen gebrochen und wie einzelne Korps, die mitten unter den Feinden vereinzelt und von ihnen umgeben, sich durchgekämpft hatten, sich nun vereinigten, alle Panner neben einander aufschlugen, brach unter ihnen der größte Fürst der damaligen Zeit, der Herzog von Burgund zusammen. Wenn der Geist der Unabhängigkeit und der Freiherrlichkeit in den Kantonen ebenfalls groß und mächtig war, so herrschte er doch nicht so sehr, daß man dabei glaubte: man dürfe, um sie nicht zu gefährden, gar keinem allgemeinen Gesetze gehorchen. Sie hielten es nicht wieder ihre Unabhängigkeit eine allgemeine Abhängigkeit anzuerkennen in der sie nichts anders sahen als ein allgemeines Schirmdach für Alle. Wenn in Italien die Städte gleichsam mit Gewalt sich hinter ihren Mauren fest hielten und ihre Lanzen, so zu reden, unaufhörlich gegen einander vorgestrekt waren, so

blieben dagegen die schweizerischen Städte in Erwerbung von Land= und Herrschaften frei und ungehindert, man ließ sich den Erwerb zu, man beneidete sich nicht, indem man sich einem höhern Prinzipe, dem der Erhaltung des Ganzen unterworfen fühlte. Wollte man aber über dieses anfänglich Erworbene hinaus, zeigten sich die grössern Kantone gar eroberungslustig, so gab es Widerstand und sie waren dann nicht so genialisch als Athen, das zugriff, wo die Gelegenheit es anbot. Es zeigte sich also weder die scharfe italienische Eifersucht, die gar nichts zulassen wollte, noch der behende, mächtige Vergrößerungsgeist einzelner griechischer Staaten, der von der Natur gegeben und begünstiget war, und die Macht der Selbstständigkeit und die Nothwendigkeit des Gleichgewichts wurden von allen griechischen Republiken nicht so erkannt, als von den schweizerischen Kantonen. Wenn das Persönliche, das Kantonal=, das Religionsinteresse oft furchtbar aufeinander trafen und nur Blut den Knoten scheiden konnte, so wurde doch die allgemeine Bundesform nie zerrissen. Erst nach vierhundert Jahren, als die Einten anfangen wollten den Herrscher zu spielen und auf die Schwächern Eroberungen machten, wurde das System der dreizehn Orte wirklich durch und durch erschüttert, und vielleicht wäre es gerade so zu Grunde gegangen, wie der hanseatische Bund, wenn nicht die Kleinsten und Schwächsten in den Tagen der Gefahr und des Kampfes sich an ihre Ahnen erinnert und auf ihren Schlachtfeldern gefallen wären wie sie. Nachdem der alte Bund nach einem fünfhundertjährigen Bestand aufgehoben und von feindlicher Hand zertrümmert worden, änderte sich im Lande plötzlich alles. Während man in diesem langen Zeitraum

---

*) Im Laufe dieser Geschichte werden wir sehen, wie die Regierung von Schwyz bisweilen große Tumulte erregte. Aber wenn sie das that, so war sie denn wiederum für gemeineidgenössische Ehre und

von Empörungen gegen die bestehenden Gesetze selten oder nichts hört, von Verfassungsveränderungen niemal die Rede war nach dem heutigen Zeitbegriffe, und die Staatsrechtsfragen hinter den Gebirgen von Eis und Schnee gleichsam stabil geworden zu seyn schienen, ist nun auf einmal alles anders geworden, man ist in die Rolle der untergehenden Italiener und Griechen gefallen; alles will herrschen, alles soll immer geändert werden, in ununterbrochener Bewegung drehen sich unaufhörlich die constitutionellen Fragen;*) in Zeit von ein und dreißig Jahren hat das kleine und arme Land nicht mehr als acht neue Verfassungen und Regierungen erhalten. Und diese Aenderungen, die man immer für Verbesserungen ausgab, wohin führten sie, wohin führen sie? Einmal machten sie die Schweiz zur gallischen Provinz, und als man wieder zur Freiheit kam, wußte man sie so wenig zu schätzen, weil sie nämlich ein allgemeines und nicht ein Partikulargut oder ein Privatvortheil ist, daß man sie gleichsam aufs Neue wieder Preis gab. Das Jahr 1814 wie das Jahr 1831 sieht die Schweiz in vollständiger Wehrlosigkeit, also, daß in dem Maaße als man immer ändert, ein- und absetzt, die Fähigkeit sich zu behaupten, abnimmt, und in dem Verhältniß als das Regieren immer

---

Neutralität am empfindlichsten, Gut und Blut wurde da nicht geschont. — Es wäre traurig, wenn Inner-Schwyz nach einer solchen Occupation nicht fest zusammen halten könnte. Dann würde es einmal noch unglücklicher und dürfte sich nicht mehr an seine ehrenvolle Tradition erinnern, ohne sie lächerlich zu machen. Es handelt sich nicht immer um das, was man war, sondern noch vielmehr um das, was man jetzt seyn soll.

*) Es gehört gewiß auch zum Tagesheroismus, auch in das kirchliche Verhältniß einzustürmen, und den Fehdehandschuh, wie man sich ausdrückt, gegen Rom aufzunehmen. Was wird man damit bewirken? Gerade das Entgegengesetzte von Dem, was man bewirken will und mit Recht.

schwerer und gefährlicher wird, man desto regierungswüthender und regierungstoller wird. Wie kann man es rechtfertigen, daß man die eidgenössische Armee statt von der deutschen Grenze an die französische, wo sich der gefährlichste Krieg zeigte, marschiren zu lassen, auflöste und entwaffnete, ja nicht einmal eine Polizeiarmee beibehielt, um gegen allfällige Streif- und Raubbanden der allirten Armee, deren es bei jeder giebt, das Land sicher und vertheidiget zu halten? Während die Revolution von eintausend achthundert und vierzehn jede Bewaffnung aufhob und alles dem guten Glück überließ, sieht man die Revolution von eintausend achthundert und dreißig auf ganz entgegengesetzten Wege. Nie sah man größere Rüstungen, größere Waffenzüge, eine größere Armee, um die Neutralität zu vertheidigen, jetzt glaubt man, etwas leisten zu können. Das sind Verblendungen und Täuschungen, die nur Jene haben können, welche ohne Spezialkenntnisse sind und lediglich nur mit ihrem Enthusiasmus sehen. Ganz anders verhaltet es sich, wenn eine Kriegsmaschine unter den feindlichen Kugelbereich kommt, als wenn sie ohne auf irgend einen Widerstand zu treffen, das Glück hat nur von einem Friedensquartier in das Andere zu ziehen. Wenn Heere von großer taktischer Uebung mit allem Material und allen Waffengattungen wohl versehen, von berühmten Feldherrn angeführt, aus Mangel an innerer moralischer und geistiger Organisation gleichsam in einem Augenblick über den Haufen gerannt werden konnten — was hat man von einer Armee zu erwarten, die in einem kleinen von Faktionen zerrissenen Lande sich gebildet hat, und in der alle Keime der Zwietracht sich vorfinden müssen. Sie würde nicht von Vornen her, sondern von Hinten angegriffen werden; man brauchte nur zu blasen. In solchen Zuständen innerer Zerrissenheit hat eine Armee keine Basis, keinen Grund und Boden, auf dem sie sicher stehen kann; man weiß nicht, um

was es zu thun ist, um was man zu kämpfen hab, ob man betrogen wird oder nicht; man mißtraut der Einsicht der Einten, der Redlichkeit der Andern, alle Schritte werden belauert, alle Mißgriffe verdächtigt, der Soldat fängt an zu zweifeln und wird störrisch, ein einziges unglückliches Ereigniß, und das Wort Verrath, das in eine solche Stimmung hineingeworfen, — und wer stünde uns dann dafür, daß jetzt nicht im Großen alle jene Auftritte sich widerholten, die sich im zwölfer Krieg und im Jahr 1798 begaben, wo die Offiziere vor ihren Soldaten nicht mehr sicher, an einigen Orten sogar von ihnen angegriffen und niedergehauen wurden. So gewiß es ist, daß eine eidgenössische Armee im Stande wäre ihr Vaterland ebenso ruhmwürdig zu vertheidigen, als ihre Väter, und Thaten zu verrichten, welche in Erstaunen setzen könnten, wenn sie aus dem Zustande der Eintracht hervorgeht, von ihr gebildet und zusammengehalten und durchdrungen wird, eben so gewiß ist es, daß in Ermanglung dieser Eintracht sie von blosen Gerüchten auseinander gesprengt werden könnte! — Es ist ein schweres Wort; aber man muß die Angriffsmittel in ihrer höchsten Macht erkennen. — O du schönes, wunderbares Land, von allen Völkern gelobt, von allen Ständen gepriesen, von den größten Dichtern besungen, selbst die härtesten Menschen zum Mitleid rührend — könnte ich doch dem Geisteshochmuth, der in dir wohnt und in immer verhängnißvollere Schlingen alles zieht, die Herrschsucht, welche einen Theil deiner Einwohner bethört und dich einmal deiner Freiheit berauben kann, die Sprache des Uebermuthes und der Frechheit, welche verächtlich macht und gegen dich aufreizt — aus dir wegnehmen und in den Abgrund der Hölle werfen! —

was es zu thun ist, um was man zu kämpfen hat, ob man betrogen wird oder nicht; man mißtraut der Einsicht der Obern, der Redlichkeit der Andern, alle Schritte werden belauert, alle Mißgriffe verdächtigt, der Soldat fängt an zu zweifeln und wird stutzig, ein einziges unglückliches Ereigniß, und das Wort Verrath, das in eine solche Stimmung hineingeworfen, — und wer stände uns dann dafür, daß jetzt nicht im Großen alle jene Auftritte sich wiederholten, wie sich im zweiten Krieg und im Jahr 1798 begaben, wo die Offiziere vor ihren Soldaten nicht mehr sicher, an einigen Orten sogar von ihnen angegriffen und niedergehauen wurden. So gewiß es ist, daß eine eidgenössische Armee im Stande wäre ihr Vaterland ebenso unüberwindlich zu vertheidigen, als ihre Väter, und Thaten zu verrichten, welche in Erstaunen setzen könnten, wenn sie mit dem Zutrauen der Eintracht bewegten, vor ihr gebildet und zusammengehalten und Anstrengungen leite, eben so gewiß ist es, daß in Ermanglung dieser Eintracht sie von kleinen Gewalthaufen aufgerieben, zersprengt werden könnte! — Es ist ein schweres Wort, aber man muß die Angriffsmittel in ihrer ganzen Macht erkennen. — O du schönes, wunderbares Land, von allen Völkern gelobt, von allen Ständen gepriesen, von den größten Dichtern besungen, selbst die härtesten Menschen zum Mitleid rührend — könnte ich doch den Uebermuth, der in dir wohnt und in einer verderbenschwangeren Schlaffheit sich zeigt, die Herrschsucht, welche einen Theil deiner Einwohnern bethört und dich einmal deiner Freiheit berauben kann, die Sprache des Uebermuths und der Frechheit, welche verächtlich macht und gegen dich aufreizt — aus dir wegnehmen und in den Abgrund der Hölle werfen! —

Inhalt des ersten Hefts.

Seite.

Einleitung . . . . I—XXXIII

Die ersten Zeiten 1

Wie die innere oder moralische Freiheit erschüttert wurde 29

Die Reformation 41

Von der Neutralität 71

Der Aufruhr von 1653 112

Der Krieg von 1653 119

Der Zwölferkrieg 135

Frankreich und die Schweiz 155

Als Beilagen:

Diplomatik und Diplomaten. (Aus einem alten französischen Buche.) 194

Die Genfer-Unruhen von 1777. (Von einem Berner-Rathsherrn.) 199

Inhalt des zweiten Hefts.

	Seite.
Vorwort	I—XVI
Von der Auflösung der dreizehn Orte der schweizerischen Eidgenossenschaft	1
Von dem guten Geist der Eidgenossenschaft und wie derselbe vergebens gemahnt	26
Die Revolution. Die Schweiz und die helvetische Constitution	55
Die Gesetzgeber	76
Von der Unabhängigkeit der helvetischen Republik und ihren Gesetzen	89
Von dem Ausbruche des Krieges und dem Zustand der Republik	123
Die helvetische Regierung in Bern. Der 7 Januar	138
Der siebente August	161
Der achtundzwanzigste Oktober	184
Der siebenzehnte Mai	188
Chronologisches Schema	217

Die ersten Zeiten.

Als Deutschland noch ein Militärstaat war, gezwungen wegen den häufigen und verheerenden Einfällen der Wenden, Ungarn und anderer barbarischen Völkern unter den Waffen zu bleiben, und demnach einen Staatsverband hatte, der das Reich zu einem Lager machte, als es daher nur ein einziges großes Kommando, ein einziger Herr und Kaiser gab, ein Kaiser und ein König, der aus der Nation hervorgieng, durch sie und für sie die Majestät trug; als alle Rechte, Würden, Besitzungen, Eigenthum und Gewalt nur deutsche Reichsämter waren, als die Nation nur Reichsfeldherren, Herzoge hatte, Fürsten, die nur Anführer im Kriege waren, dem Heer voranzogen — da hatte es einen so gewaltigen Umfang, daß seine nördlichen Grenzen durch das baltische Meer, seine südlichen Grenzen von den helvetischen Eisgebirgen beschützt wurden. Die deutschen Kaiser wurden die ersten Fürsten der Christenheit genannt. Die Nation war zwar nichts weniger als eines Stammes und einer Art, sondern eine Vereinigung vieler Völker und Stämme; aber im Kampfe für ihr Daseyn war sie nur ein Stamm, glich sie nur einem Volke. Nachdem aber durch ihre großen Siege ihre physische Kraft aufgeregt und gleichsam verdoppelt wurde,

ließen sich die Kaiser verführen, ihre große Kriegsgewalt in jenes Land zu bringen, dessen Reichthum und Wehrlosigkeit auf gleiche Weise zu seiner Erorberung reizte, setzten Deutschland, sein Blut und Leben, den schweren Gewinn seines rohen Bodens an den Besitz von Italien; deutsche Kaiser, deutsche Fürsten, deutsche Heere wurden nach einander darin vernichtet, doch nicht durch die Waffengewalt der italienischen Völker, sondern durch den südlichen Himmel, dem die kalte deutsche Natur erlag. Und dennoch, so verhängnißvoll jeder Zug dahin war, wurde immer wieder ein neuer dahin unternommen, denn die deutschen Kaiser, als Beschützer der römischen Kirche, waren zugleich Könige von Rom, und glaubten es nicht wirklich und sicher zu seyn, wenn sie nicht zugleich Herren von Italien wären. Ja, es giengen ihre Blicke noch viel weiter; sie erinnerten sich an die alten Zeiten von Rom, und wie es einmal der Welt gebot, so wollten nun auch die neuen deutschen Gewalthaber der Welt gebieten. Sie fiengen an alle Königreiche zu beunruhigen, maßten sich über Einige davon und über freie Völker eine Art Oberhoheit an. Aber während sie sich über alle Throne zu erheben, alle Völker unter sich zu bringen suchten, verloren sie den Geist, das Wesen und die Macht ihrer eigenen Krone; ihre Basis und Grundlage, ihre ganze gesetzliche Gewalt rollte sich, so zu reden, während ihrer Abwesenheit in Deutschland, hinter ihnen auf. Es wurde ihnen unmöglich, von Italien aus in dem ganzen weiten Umfang ihres Reichs ihre Rechte, die Ordnung, die Verfassung, die Justiz und den Frieden aufrecht zu halten; ihre Vasallen und Lehnsträger, ihre Kriegs- und Civilbeamten, lernten ihre Gewalt, den Nutzen und Vortheil davon kennen, sie wollten sich nicht mehr nach dem Gutdünken und alleinigen Willen des Kaisers ein- und absetzen lassen; sie machten sich nun selbst zu Herren der ihnen übertragenen Lande; die Grafen zogen die Grafschaften als ihr Eigen-

thum an sich, die Herzoge und Fürsten ihre Herzog- und Fürstenthümer, die Belehnten wurden jetzt Herren und Besitzer ihrer Lehen. So wie sich aber diese von der kaiserlichen Gewalt, von ihrem Oberlehnsherrn losrissen, so riß sich bald darauf ein Theil des Adels von den Herzogen, Fürsten 2c., und dann wieder Gemeinden, Städte und Dörfer vom Adel los; die Föderation begann von Oben herab bis in die kleinsten Theile, und brachte nicht nur eine gänzliche Zerstückelung und Zersplitterung in das Reich, sondern einen gänzlichen Stillstand in die gesetzliche Ordnung. Die Privatfehden wurden überall zugelassen, kaum war ein anderes Recht üblich, als das Recht des Stärkern; durch ganz Deutschland wurde geraubt, gekämpft und verheert, man schlug sich in allen Provinzen, Kreisen und Gauen Deutschlands entweder um den alten Besitz oder um Eroberungen, entweder um Rechte oder Titel. Dieser Kampf erhielt jedoch bald einen bestimmten, zu einer neuen Ordnung führenden Charakter. Er erzeugte den Kampf des dritten Standes mit dem Adel, die Städtebündnisse und Reunionen, welche von Italien, dem lombardischen Städtebund ausgiengen, der die Macht der Kaiser in Italien brach, dann die gleichen Vereinigungen, die Hanse der norddeutschen Städte bewirkte, hierauf in Süddeutschland den schwäbischen Verein bildete, endlich in den hochdeutschen Landen den Bund der drei Lande, Uri, Schwyz, Unterwalden. Der eidgenössische Bund ist mithin der letzte; er war keine neue Erscheinung, sondern gieng, wie die übrigen, aus den Verhältnissen der damaligen Zeit hervor. Wenn die Schweizer nun nicht die Ersten waren, welche derlei Verbindungen geschlossen hatten, so waren deswegen nichts desto weniger die Ursachen und Beweggründe schon lange dazu vorhanden. Ehe die östreichischen Landvögte ins Land kamen, waren sie vom Adel bereits schon hart gedrückt, alle Klagen bei den Reichsbeamten waren umsonst, ja sie mach-

ten vielmehr mit dem Adel gemeinschaftliche Sache, man mußte sogar in ihre Bestallungsbriefe setzen, „daß sie Land und Leute nicht schieden sollten." Um sie ungehindert zu drücken und mit Abgaben belästigen zu können, wurde ihnen die Bestätigung ihrer Freiheit verweigert. Sie sahen nun ein, zu was man sie machen wolle, und sofort folgten sie dem Beispiel anderer Völker und Städte; sie verbanden sich zum gerechten Schutz ihrer Personen, ihres Eigenthums, ihrer Rechte. Wie in Deutschland, so gab es auch in der Schweiz eine große Scheidung zwischen dem Adel und den Verbundenen; wie dort ein Theil des Adels entweder freiwillig oder gezwungen in den Städten Schutz suchte oder sich mit ihnen verband: so stellte sich hingegen der Adel in den drei ersten Orten freiwillig an die Spitze des Volkes; in Uri die Freiherren von Attinghausen, in Schwyz die Ritter Reding von Biberegg, in Unterwalden die Edeln von Winkelried; denn ein Erstes giebt es und muß es überall geben, und das ist der Adel, trage er nun sein Wappen außer sich oder in sich. Daher jener Theil des Adels, welcher in seiner alten Stellung bleiben wollte, diesen Verein mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen suchte. Einmal, weil er in der Schweiz wie in Deutschland nichts wollte neben sich dulden lassen, dann weil es Glieder seines Standes waren, welche das Volk gegen ihn anführten. Daher wiederum der Adel an der Spitze der freien Gemeinwesen und der Städte genöthigt war, seine Kräfte zu vereinigen, seinen ganzen vollen Muth aufzubieten, um die nahende Gefahr zu bestehen und nicht zu unterliegen. Er stund in der Mitte zwischen einer alten und neuen Zeit; es gab eine Parthei, die ihren Druck nicht aufgeben und eine andere, welche lediglich bei ihren alten Rechten verbleiben wollte, und zu dieser hatte er sich jetzt geschlagen. Durch alle Gaue der Schweiz stund jetzt alles für die alte Freiheit in heimlicher Bewegung, bald in größter Spannung, wartete auf den er-

sten Schlag, auf die erste Entscheidung. Da löste sich endlich der erste Sturm auf den Rütlibund herab, um mit einmal jedes weitere Fortschreiten von Verbindungen in seinem Ursprung zu unterdrücken. Aber in verhängnißvoller Verblendung zog der Feind mit seiner Reiterei in die engen Pässe, der Sieg bei Morgarten war entschieden, das erste Zeichen war gegeben. Sofort blitzten die Schlachten und Siege wieder auf in den Ebenen von Laupen, dann wieder seitwärts auf die Höhen von Sempach, dann wieder rückwärts in die Thäler von Glarus, welche vier Siege mitten im Lande gleichsam vier Bastionen bildeten, und ihrer geographischen Beziehung nach die Basis oder die Punkte zum weitern Fortschreiten angaben. Der feindlichgesinnte Adel, ganz überwunden, verließ nach diesen Schlachten ein Land, in welchem ihn das Unglück fortwährend verfolgte und von Katastrophe zu Katastrophe stürzte. Die östreichischen Besitzungen waren entweder eingenommen und erobert, oder so zerstückelt und umgangen, daß nur ein einziger Schlag, ein einziger Feldzug nöthig war, um sie vollends an sich zu bringen und zu gewinnen. Obwohl in dem mit der Herrschaft Oestreich geschlossenen Friedensschlüssen immer etwas Unheimliches lag, und man denselben niemals ganz trauen durfte, obwohl die Lande, welche die eidgenössischen Orte bisher in Besitz genommen hatten, eine noch nicht vollkommene physische Grundlage gewährten, und deßhalb die Städte durch wiederholte Auszüge ihrer Bürger leicht entvölkert werden konnten, so suchten sie dennoch keine Veranlaßung zum Krieg; ja sie mußten mit Acht und Kirchenbann bedroht werden, ehe sie den Frieden mit dem Herzog Friedrich von Oestreich brachen und seine ihnen so wohl gelegenen Lande einnahmen. Kaiser und Reich waren es selbst, welche ihm seine Besitzungen in der Schweiz entrissen, und obschon der Kaiser ihnen die Lande, welche sie überziehen würden, als ihr Eigenthum zu überlassen versprach,

sintemal es doch nur auf ihre Kosten geschah, so waren sie nachher dennoch treuherzig genug, die Geldsumme auszuzahlen, welche ihnen der Kaiser dafür abforderte.

Während Deutschland seine ersten Fürsten also preis gab, während sich die Eidgenossen auf rechtlichem Wege naturgemäß vergrößerten, bildete sich über ihrem Haupte ein neuer furchtbarer Sturm, der die Städte und ihre erworbenen Länder, die Freiheit und den erworbenen Waffenruhm auf einmal vernichten und alles in das alte Verhältniß zurückwerfen sollte. Was alle politischen Künste während den Friedensschlüssen und den Stillständen nicht vermochten: die Orte zu trennen und uneinig zu machen; was dem gesammten Adel und der östreichischen Heeresmacht unmöglich war, — das sollte jetzt einem einzelnen Manne, einem sterbenden Greise gelingen. Der im ganzen Lande besiegte und überwundene Feind sollte ohne Kampf und Schwerdtschlag mitten im Lande wieder festen Fuß fassen, ja das Haupt und Vorort des Landes selbst ihn ins Land wieder zurück führen.

Wenn man bedenkt, daß der Graf von Toggenburg noch während seiner Lebenszeit mit Zürich und Schwyz in Verbindung war, ein Burg- und Landrecht mit ihnen geschlossen hatte, daß er bald dieses, bald jenes mehr begünstigte, in den Verträgen Vieles unbestimmt und zweideutig ließ, daß er sich mit zwei Orten verbunden hatte, die einander gerade am entgegengesetztesten waren; Schwyz unter den Demokratischen, das feurigste Volk; Zürich auf seine städtischen Einrichtungen und seinen Wohlstand nicht weniger stolz, jenes leicht reizbar, dieses hartnäckig und schwer zu wenden: so kann man sich der Meinung nicht erwehren, als habe der alte Freiherr den Adel und Oestreich mit seinem Testamente, dem Landrecht mit dem Einten, dem Burgrecht mit dem Andern, an den Schweizern rächen wollen; denn indem er das Recht von Schwyz und Zürich gleich dunkel ließ, oder vielmehr jedem Theil so

viel Recht gab, daß er glaubte allein Recht zu haben und an das Recht zugleich ein großes Interesse knüpfte, so mußte nach seinem Tode, Befehdung und Krieg zwischen beiden Orten, in den auch die Uebrigen mit verwickelt werden mußten, unvermeidlich entstehen.

Es läßt sich also nicht wohl sagen: auf welcher Seite das Recht ursprünglich war, sondern blos, daß Recht und Unrecht sich erst im Laufe der Zeit, durch den Gang des Streites zwischen beiden Partheien nach und nach sich ausschieden. Merkwürdig ist es, wie leicht und schnell beide Partheien ins Entgegengesetzte übergiengen, ihre Stellung änderten, und was sich zuerst feindlich berührte, in der Mitte des Streites sich verband*), und dadurch das Unrecht, wenn nicht nach positiven, doch wenigstens nach den Gesetzen der Nationalität auf eine Seite brachte.

Zürich sah sich in dem, was es von dem toggenburgischen Erbe zu erwerben hoffte, von Schwyz bereits umgangen; dieses war ihm listig bei den Orten vorgeeilt, hatte bei denselben ein bescheidenes, unterwürfiges Betragen angenommen; es aber hatte vor dem eidgenössischen Rechtsstand verloren, seine Panner waren von denen von Schwyz zurückgewichen, es hatte vor der Tagsatzung sein Unrecht bekannt, es hatte einen Frieden annehmen müssen, vermöge dessen es an Schwyz die Höfe abtreten sollte. Das alles drückte so sehr auf die stattliche Bürgergemeinde, daß man in Zürich laut sagte: dieser Friede entehre die Stadt, sie könne ihn nicht halten; ja, die Erbitterung wuchs von Tag zu Tag so sehr, daß man alle eidgenössischen Verträge für aufgehoben betrachtete, und endlich in eine solche Verblendung fiel, daß man die Hälfte der kaum erworbenen Landschaft wieder an Oestreich zurückgeben wollte, um seine Gunst und Hülfe zu erhalten. Es

*) Schwyz war zuerst für, Zürich wider Oestreich. Bald darauf folgte das Gegentheil. Zürich verband sich mit Oestreich und Schwyz verließ es.

lag in dieser tiefen und schweren Verstimmung der Züricher etwas Gerechtes, sie entschuldigendes, und zugleich etwas Strafbares und Ungerechtes, denn es ist unnatürlich, wider die Natur, wenn der Freund am Freund gewinnen will, und die eidgenössischen Orte, welche laut Bündnisse zum wechselweisen Schutz und Schirm ihrer Lande und Herrschaften verbunden waren, nun selbst einander solche abrissen. Der allgemeine Verband mußte sich auf diese Weise lösen, da er in nichts anderes bestund, als in der gegenseitigen Garantie seines Besitzstandes. Aber nicht weniger ungerecht, wenigstens moralisch, war die Erbitterung, die ganz feindliche Stimmung von Zürich wegen eines gerade nicht großen Verlustes, und daß es der Leidenschaft einen solchen freien, ungehinderten Lauf zuließ, wodurch der Erbfeind wieder ins Land gebracht wurde. Man würde kaum begreifen, wie dieses so schnell möglich werden konnte, wenn man sich dabei nicht erinnerte, daß die östreichischen Unterhändler das Ihrige noch dazu beitrugen, der Bürgerschaft die vortheilhaftesten Versprechungen machten, von großen Handelsbegünstigungen sprachen, und ihr mit einer neuen Eidgenossenschaft schmeichelten, an deren Spitze sie Zürich stellen würden. Aber alles dieses beweist denn doch nur, wie eine für ihre Interessen sonst so hell sehende Stadt plötzlich über ihre Stellung und ihr Verhältniß konnte verwirrt und verfinstert werden. Oder gab es wohl ein eitleres Blendwerk, als diese neue Eidgenossenschaft, mit der man ihr unter Oestreichs Schutz schmeichelte, sintemal es in dieser Zeit und in diesem Lande nur eine gab und geben konnte, und zwar jene, welche sich von Oestreich losgerissen und von ihm Besitzungen eingenommen hatte, Eidgenossen gab es damals nur wider und gegen das Haus Oestreich. Es überließ sich Zürich in seiner Verblendung dem Schutz einer Macht, welche seit beinahe hundert Jahren in diesen Landen immer besiegt und überwunden wor-

den war. Somit war es wohl gut und ganz angemessen, daß man diesem Werke den Pfauenschwanz aufsteckte.*)

Oestreich, die große Macht und Zürich, die kleine waren in diesem Augenblick auf gleich schiefen und verkehrten Wege. So wie Ersteres, um sich an den Eidgenossen zu rächen, sie ihrem Feinde preis gab, so übergab der Herzog von Oestreich, und zwar als deutscher Kaiser, um an eben diesen Eidgenossen Rache zu nehmen, die Wege und Pässe in das zusammenhanglose und beinahe wehrlose Deutschland, einem fremden siegreichen, raubsüchtigen Heere, den Armagnaken. Die Unterwerfung und Zerstörung der Eidgenossenschaft gieng allem andern vor, weit größere Interessen, die Interessen des Ganzen, des Reichs, wurden einer blos partiellen Rache und Unterdrückung aufgeopfert, und dieser Unterdrückung glaubte man sicher seyn zu können. An den deutschen Grenzen, in Schwaben, ein heranziehendes östreichisches Heer, im Herzen des Landes der heftigste Bürgerkrieg, vor der Fronte die furchtbaren Armagnaken. Allein wie ein junger Aar schwang sich die Schweiz aus dieser schweren Gefahr heraus. Die Schlacht bei St. Jakob nöthigte Frankreich mit ihr Frieden zu schließen, und den Bund mit Oestreich aufzugeben. Bei Ragaz zeigte sie dem östreichisch-deutschen Adel, daß weder seine Uebermacht, noch seine verbesserte Kriegskunst wider die hochbegeisterten und wohlgeordneten Schaaren der Freiheit etwas vermögen. Allgemeine Ermüdung, die Gewißheit, daß gegen die Eidgenossen auf dem Wege der Waffen nichts zu erhalten sey, nöthigte zu Friedensunterhandlungen; aber die Leidenschaften und Privatinteressen waren in Zürich noch in einer solchen Bewegung, daß die Stadt dreimal verurtheilt werden mußte, den östreichischen Bund heraus zu geben und das eidgenössische Recht zu erkennen.

---

*) Dergleichen Federn trug man zu dieser Zeit wieder in Zürich.

Dieser Krieg, oder vielmehr der durch ihn entstandene Kampf bei St. Jakob, entschied das Schicksal zweier Reiche, ja, man darf wohl sagen, die Bildung des neuen europäischen Staatensystemes. Alle großen und kleinen französischen Fürsten waren vom König von Frankreich bereits unterworfen, ihre Rechte und Gewalt mit der Krone verbunden. Nur Burgund allein stand noch da in voller Kraft, mit großen Hülfsquellen, im Glanz, in der Macht eines bisher unerschütterlichen Waffenruhms, kühn, keck, herausfordernd, bereit mit Frankreich selbst einen Kampf auf Tod und Leben zu wagen, und statt unterzugehen, wie andere französische Fürsten, selbst ein großes weites Reich zu gründen. Ludwig XI., welcher an der Birs gesehen, wie fünfzehnhundert Eidgenossen in einem Augenblicke beinahe seine Vorhut von achttausend Mann erschlagen hatten, beschloß den furchtbaren burgundischen Eber unter ihre Hellebarden und Streitkolben hineinzutreiben. Oestreich schloß sich zu diesem Zwecke an Frankreich an. Während Ludwig mit seinem Gelde die Personen in den Rathsstuben zu gewinnen und zu bestechen suchte, schmeichelte Oestreich dem Staatsinteresse der Eidgenossenschaft, indem es ihr aufs Neue alle eingenommenen Lande bestätigte. Dieses war wohl mehr ein scheinbarer als ein wirklicher Staatsvortheil, denn eine Bestätigung, die immer aufs Neue bestätigt werden muß, ist im Grunde genommen keine. Die Bestätigung des Besitzes ihrer Lande beruhte weniger auf den Pergamenten fremder Mächte, als auf der Kraft ihres Schwertes. Man wollte sich für diesen Krieg verbindlich halten, weil er eine Reichsmahnung wäre, obschon man derlei Mahnungen selten oder niemals mehr gewohnt war, Folge zu leisten und von dem deutschen Heere noch gar Niemand gegen Burgund in Bewegung war. So wie dieser Krieg der erste ist, dem das Nationalinteresse als Grundlage fehlte, so war er auch der erste, welcher ohne die gewohnte

Oeffentlichkeit, ohne den gewöhnlichen Verfassungsgang eingeleitet wurde; alles war im Geheimen, eigenmächtig und von Wenigen, nicht ohne große Unzufriedenheit berathen, behandelt und ausgeführt. Daher kam es, daß sie, die Eidgenossen, in diesem Kriege blos Instrumente waren, als solche benutzt und gebraucht werden sollten. Man versprach ihnen schnelle Hülfe, um ihren eigenen Ausmarsch zu beschleunigen, ließ sie die unbewehrte Waadt überfallen, und, als sie so den Eber angereizt, verließ man sie plötzlich, Oestreich und Frankreich schlossen mit Burgund Frieden, und so wurden sie dem vom Rheine herauf eilenden, rachedürstenden Herzog, der auf seinem Marsche noch Städte eroberte und Länder unterwarf, preis gegeben. Wenn man das Charakteristische beider Partheien erwägt, das Eigenthümliche, welches im Fürsten lag, seine Kraft und sein Stolz, die Thaten der Eidgenossen und ihr Glück, so konnte unmöglich eine einzige Schlacht den Frieden entscheiden, oder ein Theil den andern unterwerfen, wohl aber in Bezug auf eine Parthei, ein einziger Sieg alle nachfolgenden. So wie des Herzogs Stolz*) die erste verlorne Schlacht herbeiführte, so bewirkte diese alle folgenden Niederlagen. Was mußte er empfinden, was fühlen, welch ein Entsetzen mußte ihn ergreifen, als er, der bisher Unbesiegbare, im Angesicht seiner lauernden Feinde, im Angesicht von ganz Europa, das diesem merkwürdigsten und folgenreichsten aller Kämpfe mit gespannter Aufmerksamkeit zusah — von ihm, dem Bettelvolk, wie er die Schweizer nannte, den ersten Schlag erhielt, sein Heer in wilder Flucht vor ihm auseinander rannte, der Reichthum seines Lagers, der Glanz seiner Hofhaltung in die Hände der Bauern fiel! — Hörte und vernahm er nicht das stille Frohlocken, den heimlichen Jubel seiner Feinde? — Sofort ergriffen ihn die Furien des Stolzes, des Zornes, der Rache, mit denen er zwar in

*) Indem er sich nicht wollte von den Schweizern angreifen lassen und deßhalb seine feste Stellung verließ. S. Wielands Kriege.

einer kaum glaubbaren kurzen Zeit noch zwei Heere zusammentrieb, aber ihnen auch zugleich seine finstern und verhängnißvollen Geister mittheilte. Zusammenhang, Zuversicht, Ordnung, alles, das Nöthigste fehlt. Vergebens wählen seine Feldherren eine treffliche Stellung bei Murten, die Heertheile greifen im Kampfe schlecht in einander, mit ihrer zahlreichen Reiterei, der besten, die man damals kannte, lassen sie sich überall angreifen; der Herzog ist zum zweitenmal geschlagen. Im dritten und letzten Kampfe endlich ist es der Verrath selbst, ein Erzeugniß des verlornen Glücks und der aufgelösten Ordnung, welcher hinter ihm aufsteigt, und Niederlage und Tod in sein Heer bringt. Vergebens sucht der Fürst mitten im wildesten Schlachtgewühl einen ehrenvollen Tod, auch dieser noch einzige Ruhm flieht ihn, das Unglück spottet seiner selbst in seinem letzten Augenblick, er wird von der allgemeinen Flucht wie von einem Windsturme fortgerissen, sein Pferd stürzt mit ihm, und neben andern da liegend, erschlägt ihn ein Gehörloser,*) der ihn nicht kannte. Ein Graben ist jetzt jenes große Reich, das er sich von einem Meere zum andern erobern wollte, Schnee und Eis sind sein Purpurmantel, und der Fürst, den Tausende in seinem Glanz und in seiner Herrlichkeit gesehen und gekannt, erkennt jetzt nur noch seine alte Wäscherin. Dieser Eroberer, der in seinem Leben keine höhere Gewalt anerkennen wollte, um schrankenlos walten zu können, erkannte und mußte sie erkennen, als er zum letzten Kampfe sein Pferd besteigen wollte. Der Löwe seines Helmes fiel herunter. „Das ist von Gott", sagte er. — Also scheint oft eine unsichtbare Welt in die sichtbare einzugreifen, ihre Zeichen vornämlich großen Männern und schicksalsvollen Begebenheiten zu geben. Der Löwe fiel, ehe er gefallen war.**)

*) Der Kastellan von Müß, der bald aus Aerger darüber starb.

**) Wenn die physischen Körper auf einander wirken, warum sollte

Als Burgund seinen Herren verloren hatte, glaubte Ludwig XI. kein anderer könne es sonst seyn, als er, ja von dieser Meinung war er so verblendet und besessen, möchte man sagen, daß ihn plötzlich alle jene Besonnenheit, Schlauheit und Arglist, mit welchen er den Krieg anzettelte, verließen, und er in alle Fehler seines gefallenen Gegners fiel, um seine Lande zu erhalten. Er wollte sogleich ganz Burgund besetzen lassen; aber Maximilian von Oestreich, mit der Erbprinzessin des Herzogthums vermählt, machte Einwendungen; die Eidgenossen, in deren Gewalt es jetzt doch eigentlich war, suchten zu vermitteln, schickten Boten nach Flandern zum Herzog Max und nach Frankreich zum König. Aber hier wurden sie von den Amtleuten grob behandelt, ihren Läufern die Briefe weggenommen, gefoltert und in Eisen geworfen; die Boten selbst vom König verächtlich empfangen, von Hoflager zu Hoflager gewiesen. Während man die eidgenössischen Gesandten in Frankreich so wieder alles Völkerrecht behandelte, wurden sie dagegen in Flandern vom Herzog gar ehrenvoll empfangen und bewirthet; die Geschenke, welche der Gesandtschaft gemacht wurden, waren viel größer, als alle, welche sie bisher von Ludwig erhalten hatten, und ihre Austheilung war nicht heimlich, sondern öffentlich geschehen. Die Gesandten kamen aus Flandern voll Lob und Dankbarkeit zurück, aus Frankreich voll Unmuth und Zorn, ihr sollt uns finden,*) sagten sie; und Frankreich fand sie. Jeden weitern Schutz auf neuerworbene Lande lehnte man ihm ab, man überließ

---

die Geisterwelt nicht auch auf die Geister, auf die Geschichte wirken?

*) Dieses sagte Waldmann in Frankreich. „Hernach fängt sein Tempement an zu wanken. Er wird innert Monatsfrist bei Hofe vom Handwerksstaub, in welchem er aufgewachsen, rein ausgeklopft, abgeschliffen, mißbraucht.“ Füßli: Waldmanns Biographie S. 29.

dem Herzog Max die Grafschaft Burgund um hundert fünfzig tausend Gulden und schloß einen ewigen Erbverein mit Oestreich.

Sie hatten nun dem Hause Oestreich die Grafschaft, einen Theil des Herzogthums überlassen, und zwar um einen Preis, von dem Anselm sagt: daß ihn der Salzbrunnen allein werth gewesen wäre; sie hatten mit ihm einen ewigen Frieden geschlossen und sich darin alle ihre Rechte aufs Neue bestätigen lassen. Dessen ungeachtet wollte das Haus seine ehemaligen Besitzungen in der Schweiz nicht vergessen, und der Haß und die Rache des Adels blieben ebenfalls unversühnt. Als sie späterhin für nöthig halten wollten, selbes zu erinnern, daß sie Rechte hätten und ihre Bestätigung forderten, wurden ihnen nur ausweichende und unbestimmte Antworten zu Theil. Dieses geschah in einem Augenblick und zu einer Zeit, als Frankreich seine Kräfte in Bewegung zu bringen suchte, seine Grenzen erweitern, Italien bis nach Sizilien herab, in seine Gewalt bringen wollte. Nichts fehlte ihm, als ein auserlesener starker Phalanx von Soldaten, an die sich das Nationalvolk anschließen konnte. Die schiefe Politik Oestreichs gab sie ihm, sie bewirkte, daß Frankreich bald wieder das Uebergewicht erhielt. Vergebens widersetzte man sich dieser Wiedervereinigung vermittelst einer Einladung in den schwäbischen Bund; umsonst lud man sie vor das Kammergericht. In den Einladungen und Befehlen, die man ihnen zuschickte, sahen sie nur die Absicht, ihnen einen neuen Herrn zu geben. Alle Forderungen wurden abgelehnt, alle Befehle zurückgewiesen. Der Krieg war entschieden.

Unter allen Kriegen, welche die Eidgenossenschaft zu bestehen hatte, war der Schwabenkrieg, als der letzte, auch der gefährlichste für sie, und zwar nicht blos wegen der Menge der Feinde, welche sie bekämpfen mußte, sondern weil diese anfiengen geordneter, geschlossener und

auch muthiger gegen sie aufzutreten. Aus der bisherigen Kampf- und Schlagmanier der Eidgenossen hatten ihre Feinde Belehrungen gezogen, ihre Schlachtordnungen und Stellungen auf ihren furchtbaren Anlauf geordnet, und der allgemeine Kriegsplan auf die Streitkräfte sowohl als auf den staatsrechtlichen Zusammenhang berechnet. Man wollte auf der einen Seite einen Partheigängerkrieg gegen sie führen, der sie überall necken, trennen, angreifen und verwirren und somit theilen, ermüden und erschöpfen sollte, während man andererseits mit einer großen, wohlgerüsteten Macht da, wo man es nicht erwartete, und, weil man getheilt war, es nicht verwehren konnte, einen schnellen gewaltigen Schlag gegen sie ausführen wollte. Aber auch die Eidgenossen hatten Vieles in ihrem Kriegswesen verbessert; sie ließen nicht, wie bisher, ihre Grenzen unbewacht, sondern legten Besatzungen, Zusätze, wie man sie nannte, in dieselben; sie errichteten Militärposten, welche die Correspondenz zu besorgen hatten und der Tagsatzung wurde eine Art Oberaufsicht über den Krieg gegeben.

So ausgedacht und passend aber der Kriegsplan des schwäbischen Bundes auch war, so fehlerhaft und schlecht wurde er ausgeführt. Das Beste, was von ihm zur Ausführung kam, waren zwei verschanzte Lager, bei deren Erstürmung lang ohne Entscheid blutig gekämpft wurde. Allein dieser Widerstand erhöhte nur den persönlichen Muth der Eidgenossen, bewirkte nur ein größeres persönliches Heldenthum. Es läßt sich nicht bald eine kühnere That denken, als die Umgehung des verschanzten Lagers bei Frastenz. Hier war es, wo Heini Wolleb von Uri mit einer Schaar Freiwilliger über Felsen, Klippen und Abgründe sich durchzog, nach einem höchst ermüdenden Marsch den am Ende des Weges aufgestellten feindlichen Posten angreift und schlägt, dann gegen das Lager abschwenkte, es von Hinten bestürmte und der Erste auf dem

eroberten Wall den Tod fürs Vaterland empfängt. — So unfähig sich der schwäbische Bund zeigte, den entworfenen Feldzugsplan, der die Eidgenossen auf die furchtbarste Probe gestellt haben würde, die sie noch jemals bestanden, schnell und kräftig auszuführen, eben so wenig ließ er sich durch die großen Verluste und Niederlagen belehren, die ihm hätten zeigen sollen, daß sein Hochmuth, sein Stolz, seine Feindesverachtung Vieles dazu beitrugen. Eingenommen und verblendet von seiner Uebermacht, hatte im Gegentheil zu Dornach, wo er seines Sieges ganz gewiß zu seyn glaubte, seine Thorheit den größten Grad erreicht. Er hielt es für gar unnöthig, Wachen um das Lager aufzustellen und Streifzüge um dasselbe zu machen, sondern überließ sich ganz ohne Sorgen dem allerlustigsten Leben; das Lager glich einem großen Kirchweihfest, man kochte, spielte, tanzte, aß und trank unter lautem Jubel, Sang und Klang. Die großen Kilwimeister, sagt eine alte Kronik, kamen endlich." Als das Fest in vollem Zuge war, wurde das Lager von zweitausend sechshundert Eidgenossen überfallen, sechszehntausend Feinde erschlagen, zersprengt, in volle Flucht gejagt; und, als kein Feind mehr zu sehen und zu fürchten war, kehrten triumphirend die siegenden Harste in das feindliche Lager zurück, in die adelichen Gezelte, zu den Tischen, Speisen, auf den erbeuteten Kanonen, aus den feindlichen Pokalen, auf dem eroberten Geschütz, unter dem Klang der mit Wappen gezierten Heerpauken und Trompeten feierten die Sieger erst jetzt das wahre, das eigentliche Fest, und die Eidgenossen die letzte Schlacht für ihre Freiheit.

Dieser Krieg vollendete die Eidgenossenschaft; am Ende des 15ten Jahrhunderts standen die Panner aller dreizehn Orte neben einander aufgeworfen. Beinahe jeder Ort hatte eigene Schlachten zu wagen, jeder hatte seine Heldensage, der eidgenössische Boden wurde durch Waffenthaten aller Art ein klassischer Boden, der schweizerische

Kriegsruhm gieng zu den entferntesten Völkern, das unbekannteste Volk wurde das bekannteste.

Werfen wir nun einen Blick auf das Allgemeine und Besondere, auf die staatsrechtlichen Verbande, welche sowohl das Innere eines jeden Ortes, als die Orte selbst wieder unter einander vereinigten, das Volk mit seinen Obrigkeiten, das Land mit den Städten verbanden; auf die eidgenössische Kriegskunst, auf einzelne Züge und Begebenheiten, auf Personen und Namen, auf inneres und äußeres Glück: so werden wir sehen, wie sich in allen diesen Verhältnissen durchaus nur ein Geist offenbarte, alle Orte in verschiedener Form und Kräften zu dem einen großen Zweck, der Freiheit einzig und zusammen wirkten.

Alle Orte hatten sich vergrößert und Land gewonnen, die Demokratischen jedoch nicht indirekte, außer Schwyz die Höfe, was weder ihre geographische Lage, noch ihre Verfassung wohl ganz erlauben konnte. Die Städte hingegen hatten alles, was die östreichische Herrschaft und der Adel in ihrer Nähe und Ferne besaß, unter ihre Hoheit gebracht, und zwar entweder durch freie Anschließung von Gemeinden und Herrschaften, oder durch Käufe und Pfandlösungen, oder durch Eroberungen, oder endlich durch Eroberungen und Pfandlösungen zugleich.*) Das baare Geld lag in den Städten, eben weil sie Städte waren, und besonders damals, wo auf dem Lande noch keinerlei Art Gewerb und Handwerk war, und also alles aus

*) In seinen Auszügen aus dem östreichischen Urbar, sagt Balthasar: „So wie die Eidgenossenschaft, so ist auch Luzern vermittelst der Pfandlösungen, der Käufe und des Kriegsrechtes in eben diese Rechte, in eben diesen Besitz, in eben diese Befugsame getreten, die Oestreich einst genossen und behauptet hat. Daß aber auch von diesen alten Uebungen und Gerechtsamen längst mehrere, es sey durch Auskäufe, Nichtübung und gütige Nachsicht unter Eis gegangen, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Leibeigenschaft unter anderm konnte mit der Freiheit nicht bestehen.

den Städten geholt und gekauft werden mußte.*) Der Druck der Vögte und des Adels ward auf dem Land, wie in den Städten gefühlt, aber nicht das Land, sondern die Städte erhoben ihre Waffen zuerst gegen ihn. Noch lange waren die Gemeinden des Landes im Dunkel fremder Gewalt, und noch zeigte sich keine Spur selbstständiger Befreiung unter ihnen, während Zürich, Bern und Luzern schon bei Tätwyl, zu Laupen und Eschenbach sich um ihre Freiheit geschlagen und große Siege errungen hatten. Dieses bewirkte, daß sich alles, was sich gedrückt fühlte, gern und ohne Widerstand mit ihnen vereinigte, Hülfe und Schutz bei ihnen suchte, und sie fand. Man hatte nicht blos den Herrn gewechselt, sondern indem man sich unter die Landeshoheit eines freistädtischen Gemeinwesens begab, eine Regierung erhalten, deren wahres Interesse in der Erhaltung hergebrachter Freiheiten und Rechte bestund, welche die meisten Gemeinden mit sich brachten, wenn die Städte nicht selbst dem Prinzip ihrer Befreiung untreu werden und ihren eigenen Fall sich vorbereiten wollten. Obwohl alle Rechte, welche die alte Herrschaft über sie besaß, durch obengenannte Titel an die Schultheiße, Räthe und Bürger oder Gemeinden übergiengen, so lauteten die Uebergabsurkunden, so wurden sie doch weniger wie Unterthanen als wie hoch gefreite

---

*) Der Verfasser hat die Steuerregister der Stadt Luzern von dem 15ten Jahrhundert eingesehen, uud nach diesen zu rechnen, darf er behanpten, daß dieselbe, nach ihrer Zeit, wohl so vermöglich oder noch vermöglicher war, als jetzt.

Die Bürger wußten gar wohl, daß die Glückseligkeit des Staates von derselben Aufnahme abhange. Derowegen war ihre Stadt Jedermann offen. Sie trachteten aber besonders, daß der umliegende Adel sich hineinsetzte, um theils vor demselben sicher zu seyn, theils aber ihre Stadt mit wohlhablichen Bürgern zu besetzen. Bemerkungen zu einer Luzerner-Chronik Mspt. a. d. Bürgerbibliothek.

Bürger behandelt.*) Man sah die Ausschüsse vom Lande bei eidgenössischen Bundesschwüren, man sah sie mit Räthen und Bürgern bei eidgenössischen Vermittlungen, man sah, wie die Landvögte zu den Gemeinden herausritten, um ihnen gemeine Sachen vorzutragen, oder wie sie den Landausschüssen bis an die Thore entgegen giengen, sie auf die Zunftstuben führten, die Obrigkeiten sie während den großen Umzügen in der Fastnacht gastfrei hielten. Es zeigte sich überall kein stolzer Herrschergeist, kein persönlicher Hochmuth; man hielt Ehren, Freuden, Freiheit nicht für etwas ausschließliches, sondern gab jedem, was ihm gebührte, was Billigkeit und Klugheit forderte; aber wer ein Gesetz übertrat, auf dem die Ruhe und Sicherheit des Staates beruhte, wurde als Staatsverräther betrachtet und verlor ohne Schonung das Leben. Würden die östreichischen oder die Reichsvögte oder der Adel, dem sie unterworfen waren, sie wohl auch zu Rathe gezogen und so offen republikanisch behandelt haben, als die Städte es thaten, denen sie sich ergeben hatten? Allein diese Behandlung lag nicht in den Rechten der Gemeinden, sondern lediglich in dem vernünftigen, freien Willen ihrer Obrigkeiten. Auf eine Repräsentation im Rathe konnten sie keinen Anspruch machen und machten auch nie keinen; denn daß die Rechte zwischen ihnen und den Städten

*) Und welche Ehrentitel gab man ihnen nicht? 1498 Freitag vor Catharina sind unsere fromm, biderbe Empter ehrsame und trefentliche Bottschaft erschinnen und ein fründlich Red mit uns Räten und hunderten getann der für sold wegziehenden Knecht wegen. Uf das ist gerathschlagt und unsere frommen Emptere mit fründlicher antwort begegnet: daß wir ganz geneigt sind, sy zu allem Nuz ze befördern und ir schaden, so ver er in unserm vermögen, zu wenden. Rathsprotokoll.

In Cysats Beschreibung der Bernergeschichten findet man, daß Bern noch bis an das Ende des 16ten Jahrhunderts seine Räthe in die Aemter versandte.

gleich wären, daß sie eben so viel zu fordern hätten als Jene, durch deren Gut und Blut sie befreit worden waren, das glaubte ihr aufrechter und billiger Sinn nicht; sie ehrten ihre Obrigkeiten und errötheten nicht: sie ihre gnädigen Herren von der Stadt zu nennen; sich von fremder Herrschaft durch die Städte loskaufen lassen und hernach glauben, sie hätten mit diesen in Stadt- und Landsachen das gleiche Recht, fiel ihnen niemals ein. Und die Städte ebenfalls konnten nicht des Willens gewesen seyn, sich nach geschehenen Loskäufen durch Gleichmachung der Rechte zwischen Stadt und Land, zu Unterthanen, zu einer bloßen Gemeinde eben dieses von ihnen losgekauften Landes zu machen. Uebrigens war jede höhere Bildung, jede große Tugend unter dem Volke geehrt und in den Rath gezogen, aber man mußte zugleich Stadtbürger werden, und dieses hieng mit dem angekauften und eroberten Recht eng zusammen.*) Keine Unzufriedenheit waltete über dieses Verhältniß, denn das Volk unterzog sich Steuern und Kriegszügen, es kämpfte und stritt, wie es nur die vollste Liebe zu seinem Vaterland, nur das höchste Zutrauen und Achtung zu seiner Obrigkeit es erzeugen und bewirken konnte.

So wie die Rechte der Landgemeinden gar verschieden waren, und in den Kantonen, die sie bildeten, die äußersten und entgegengesetztesten Verhältnisse zeigten, die sich von wirklicher Leibeigenschaft an bis nahe an die volle Souveränität steigerten; so wie jeder Ort in seinem Innern vorzüglich durch den wohlwollenden, aufrechten Geist der Obrigkeit zu ihrem Volke verbunden und befestiget wurde: so waren auch die Orte

---

*) Nicht nur mit diesem, sondern auch mit dem gemeinen Besten, denn die Zeiten waren so schwer, daß große und kleine Räthe beinahe in Permanenz gesetzt waren oder werden mußten, also ihre Anwesenheit in der Stadt durchaus nothwendig war.

unter einander gar mannigfaltig an Rechten und mehr durch einen gemeineidgenössischen Geist, als durch einen allgemeinen staatsrechtlichen Vertrag mit einander verbunden; denn kein Bund, kein Gesetz gebot allen gleich; einige Orte hatten nie keinen unter sich geschlossen; bei diesen war der Bund bestimmter, bei jenen unbestimmter; hier war die Ortsfreiheit mehr, dort weniger beschränkt; diese genossen Rechte und Privilegien, welche andere nicht hatten. Selbst ihre allgemeinen Gesetze, welche ihre auswärtigen und innern Verhältnisse forderten, welche sie sich in dem Pfaffen-, in dem Sempacherbrief, in dem Stanserverkommniß gegeben, waren nicht von allen Orten gesiegelt, aber alle hielten sich dennoch verbunden ihnen zu gehorchen. Das Beste zu thun, ohne dazu verbunden zu seyn, darin liegt das wahrhaft bindende, schaffende und erhaltende, indem es die Quelle ist, die von selbst fließt.

Man hat dem Stanserverkommniß oft den Vorwurf gemacht, es sey wider die Freiheit des Volkes. Wir möchten beinahe eher sagen: es sey vielmehr für sie als wider sie gewesen, insofern man unter diesem Gesetz ein Verbot wieder Aufruhr und Gewalt versteht, und jeder Aufruhr beinahe immer zum Verderben und Unglück des Volkes ausschlägt. Wer dieses Verkommniß an die Zeit hält, in der es entstanden, mit den Verhältnissen vergleicht, die es erzeugten, dürfte denn wohl in ihm nichts anders finden, als eine Garantie für den damaligen Rechtsbestand und die Integrität der Orte.*) Es wurde in und zu einer Zeit abgefaßt, in welcher die Länder, eifersüchtig auf das Wachsthum von Luzern durch Aufwieglung das Ent-

---

*) Müller hat über Amstalden mit etwas Vorliebe gesprochen. Wir wollen über die noch nicht ganz erhellten Zeitverhältnisse in einer Beilage aktenmäßige Beleuchtung geben, wodurch das Stanserverkommniß und die Zeit, in der es entstanden, gehörig gewürdiget werden kann.

libuch von der Stadt abzureißen und demokratisch zu machen suchten. Wenn das zugelassen worden wäre, wer hätte sie verhindern können, die gleiche Zerstücklung und Demokratisirung weiter auszudehnen. Waren nicht an vielen Orten die Anlagen dazu da? Da würde man, in dem ohnehin kleinen Lande, bald lauter Stände erhalten haben, die kaum zu stehen vermochten, und somit das Ganze selbst ohne Stand gelassen hätten. Niemand wäre wohl diese neuen Auf- und Ablösungen und die dadurch entstandene Anarchie erwünschter, seinem Interesse beförderlich gewesen, als dem auswärtigen, seine Lande nie vergessenden, auf derlei Erscheinungen lauernden Feind. Wie kann man wohl sagen, daß dieses Verkommniß wider das Volk gewesen sey, da das Recht zu klagen oder Beschwerden einzugeben, darin nicht verboten war. Und wen solche einkamen, sagte man denn je: das Verkommniß verbietet euch zu klagen, zu sprechen, es ist Aufruhr. Die Aufruhren von 1515 und 1653 beweisen, wie sehr man gerechten Beschwerden Gehör gab, wie das Volk an den eidgenössischen Gesandtschaften Vermittler und Beschützer fand. Offene Gewalt und Bürgerkrieg wollte man nicht, gegen diese allein war das Verkommniß, ohne einen solchen Vertrag, welche Obrigkeit möchte wohl sicher seyn?

So fanden sich also vollkommene und unvollkommene Gesetze in dem eidgenössischen Rechtsverband, und jene selbst wären vielleicht nicht immer geeignet gewesen, das Mangelhafte der Letztern zu ersetzen, wenn nicht eine innere Einheit, die kräftiger und bindender ist als jede äussere Form, sey sie auch noch so bestimmt und korrekt, die Lücken derselben ausgeglichen hätte. Diese Einheit gieng vor allem zuerst aus der allgemeinen Noth hervor, in der sich das ganze Land befand, aus dem Bedürfniß sich wechselweise zu unterstützen, wenn man fort bestehen wollte. Die drei Orte, Uri, Schwyz, Unterwalden hatten den ersten Bund geschworen und den ersten Sieg er-

rungen, aber wie lange wären sie sicher geblieben, wenn Zürich, Bern und Luzern, statt sich mit ihnen zu vereinigen, östreichische Waffenplätze geblieben wären, wenn der mächtige Adel in den Oberlanden ferner geherrscht, gegen den Brünig herab gesperrt hätte? Andererseits, welche Hülfe hatten diese aufstrebenden Städte von einem Volke zu hoffen, für das sich das Glück schon so herrlich entschieden, das allein schon einen mächtigen Feind in seinen Thälern erschlagen. Dieses Bedürfniß wechselweiser Unterstützung zeigte sich an den Grenzorten, wie in der Mitte des Landes, bei den Bürgerschaften der Städte, wie bei den Landleuten in den Thälern, und da hier die Befreiung, die Schlachten und Siege ihren Anfang nahmen, so suchten die Entfernten bei diesen ihren Schutz, forderten Hülfe und Anschließung, ja man half sich lange, ehe man durch etwas anderes verbunden war, als durch die gemeinsame Noth, die nicht abnahm, sondern sich vielmehr steigerte; denn je mehr der Sieg sie begünstigte, je mehr sich alles erweiterte und festen Boden gewann, je drohender stund der Feind gegen sie auf, je wüthender, möchte man sagen, wurde er das Verlorene wieder zu gewinnen. Die Brücke war demnach hinter ihnen abgeworfen, sie mußten unaufhaltbar vorwärts und einig bleiben, wenn sie nicht in ein weit härteres Verhältniß als vorher zurückgebracht werden wollten. Allein diese Einheit gieng nicht blos von diesem äußern Druck aus, der als blos äußeres und körperliches Bindungsmittel aus und durch sich nie eine solche feste und schaffende Kraft hervorgebracht hätte, denn wie viele Völker zeigt uns die Geschichte, die in ihrer größten äußern Gefahr sich dennoch nie vereinigen konnten, sondern in ihrer Zwietracht verblieben und daher vom Verhängniß getroffen wurden. Diese lebendige, im Geiste liegende Einheit, erzeugte sich nicht weniger aus der Einfachheit und Unschuld der Sitten, denn da, wo diese herrschen, ist der Mensch durch

keinerlei Nebensachen, durch keine persönlichen und Privatinteressen so sehr eingenommen und verblendet, daß er überall nur diese geltend machen will und demnach ins Einseitige, Schiefe und Verkehrte hinfährt, sondern in der Klarheit seines deßhalb ungetrübten Verstandes sieht er, selbst mitten in der Verwirrung und im Streite überall das Wesentliche und die Hauptsache, von dem alles abhängt, scharfsinnig und sicher heraus, und ist dann im Stande die ganze Macht seiner Kräfte vollkommen dafür zu verwenden. Das ist die moralische Freiheit, und wer diese besitzt, der kommt auch zu ihrer Tochter der Politischen. Aus diesem erzeugte sich ein Drittes, gleichsam das äußere Abbild davon: die Schlachten, die Siege, die Freiheit, der Ruhm, die Tradition. Wenn es bisweilen Verstimmungen und Mißverhältnisse gab und die Einten nicht gleich wollten, was die Andern, so beschwor man sich bei den gemeinsam bestandenen Gefahren, bei den Tagen von Sempach, Laupen, Nancy &c., und sogleich fügte sich alles wieder zusammen, ja man wurde sogar wieder einträchtiger und kräftiger. Daher alle Künste auswärtiger Politik, die Eidgenossen zu trennen an ihrem wohlerkannten gemeinsamen Interesse, wie Wellen an den Felsen ihrer Seen verschlugen; daher die innern Stürme, die sich in einzelnen Kantonen zeigten, gleich Krankheiten in starken Körpern nur dazu dienten, ihre Kräfte noch mehr zu entwickeln, daher sie in dem hohen Bewußtseyn ihrer moralischen Kraft, das heißt, ihrer vollen Selbstständigkeit, auf Tagen sagen konnten: „wir brauchen keine fremde Vermittlung.*)

Aus diesen Elementen gieng ihre Waffengewalt her-

---

*) Nach den Worten des Abscheids: „der Fremd soll üsere sachen nützid helfen uströschen.“ Er ist ohne Datum, ich fand ihn aber zwischen den Abscheiden von 1444—1446.

Staatsarchiv von Luzern.

vor; denn wo man einmal die Hauptsache erkennt, ihr aufrichtig ergeben, ihr muthig und entschlossen Gut und Blut zu opfern gewillt ist, da erkennt man zugleich auch das Hauptsächliche in den übrigen und Nebenverhältnissen, in allen andern Beziehungen öffnet sich das Wahre, das zum Zweck führende; so wie wenn die Fundamente eines Hauses alle im rechten Winkel liegen, der ganze Bau, der darauf steht, ebenfalls in der Quadratur des Rechten, Festen und Symetrischen steht; einmal den Grund und Hauptstein gefunden, ruht alles auf diesem sichern Fundamente fort, eine Kraft erzeugt sich gleichsam aus der andern. Eine Waffengewalt wurde geschaffen, wie man sie seit den Römerzeiten nicht mehr gekannt hatte; dem Handgemenge, dem bloßen Zuschlagen wurde wieder Ordnung und Regel gegeben, eine Kriegskunst entstund, welche die Grundsätze der alten wie der mittlern, ja wie der neuesten Zeit in sich trägt. Am Morgarten war es, wo der alte Freiherr Stal Reding, die unvergängliche Kriegsregel gab: „macht euch des Krieges Meister", einer Regel, welcher die Eidgenossen im Laufe aller ihrer Kriege niemals untreu wurden, sondern sie nach Ort und Umständen mit bewunderungswerther Gewandtheit anzuwenden wußten; einer Regel, die das Allgemeine wie das Besondere der Kriegskunst enthält und niemals ungestraft übergangen wurde, die man recht eigentlich ihre Urform nennen kann, indem sie sich durch alle Epochen ihrer Geschichte hindurchzieht. Wenn hier der Schwyzer die ewig strategische Grundregel angiebt, so zeigte hingegen der Berner Rudolf von Erlach, die Grundsätze beim wirklichen Kampfe, die Regel der Taktik: „haltet Ordnung in Reihe und Glied, denn ohne Ordnung hat der Angriff keinen Nachdruck und Gewalt, die Vertheidigung keine Haltung und Geschlossenheit." Welcher Sieg ist ohne diese Regel jemals errungen, welche Niederlage ohne sie jemals entschieden worden? Aber hinter diese Regeln stellten sie

noch eine höhere Regel, Eine, welche der ganzen Kunst zu Grunde liegen muß, ohne welche sie nur eine Kraft ohne Bestand wäre, durch die sie allein möglich wird und sich allein halten kann — die Mannszucht; denn wenn wir den Krieg neben den Frieden stellen, so verhalten sich beide Zustände zu einander, wie der Gedanke und die That. Daher muß in dieser als Solcher, alles unbedingt und schnell seyn, als einer stets fortlaufenden Kraft muß in ihrem Organismus nur die Nothwendigkeit herrschen, deren einzige Seele die Bewegung ist, und das ist die Organisation des strengsten, unbedingten Gehorsams, dem alle Theile eines Heeres ohne Ausnahme unterworfen seyn müssen. Dieser Gehorsam aber kann nur festgehalten und behauptet werden, wenn alles entfernt und unterdrückt wird, was die Sinne, die Leidenschaften, die Selbstsucht reizen und über die Schranken treiben würde. Auch hier also muß alles vorerst von Innen kommen, das Innere muß zuerst geordnet seyn, ehe die Ordnung für das Aeußere möglich ist. Von der Nothwendigkeit einer scharfen Militärdisziplin waren sie so überzeugt, daß sie die Kriegsgesetze beinahe bei jedem neuen Feldzuge verbesserten und dieselben allen Harsten und Rotten zuerst vorlasen und ihre Uebertretungen mit schweren Strafen belegten.*) Sie verstanden es, sich die Fehler ihrer Feinde zu Nutzen zu machen, und in dem Maaße bei ihnen auf Ordnung zu halten, als sie bei denselben gänzlich vernachläßigt wurde. Die Begeisterung, welche sie für die Sache der Freiheit beseelte, hatte durch eben diese Mannszucht und Disziplin eine sichere und gesetzte Haltung bekommen, denn eine Begeisterung ohne Form und Maaß gleicht einem Feuer, das

*) Befehlen, welche von den Rathsstuben aus im Felde anlangten, wurde jedoch nicht immer Folge geleistet, diewyl die so daheim sygend nützid davon verstündendt.

Akten des Schwabenkrieges im Standesarchiv von Luzern.

sich selbst aufzehrt, sie ist eine bloße Wuth, die blindlings los- und zusammenschlägt und der man Anfangs nur auszuweichen braucht, um sie hernach desto sicherer und mit Erfolg anzugreifen. Es war demnach ein wohlgeordneter Muth, der sich in der Geschlossenheit der Kampfrotten zeigte, und diese Geschlossenheit und dieser Muth war von dem größten Kriegsverstand angeführt und geleitet. Alles hieng eng unter sich zusammen: die Begeisterung mit der Ordnung; die Ordnung mit dem Muth; Ordnung, Muth und Begeisterung mit der Intelligenz; der stärkste und kräftigste Leib mit dem kräftigsten Geiste, also, daß man von den eidgenössischen Kampfschaaren sagen konnte: *egressus est Israel velut unus homo.* (Israel zog aus, wie nur ein einziger Mann.) Die ganze Vollkommenheit einer Militärorganisation läßt sich nicht besser ausdrücken und das Wesen derselben nicht trefflicher sagen, als in diesem *velut unus homo.* Eine von Innen eng verbundene, von Außen wohl geschlossene und undurchdringlich feste Phalanx, die beim ersten Ton der Schlachthörner wie ein Orkan auf den Feind herabstürzte.

Daraus läßt sich denn wohl einerseits erklären, warum die Eidgenossen sich oft so unbesorgt zeigten, ihre Grenzen bei einer herannahenden Gefahr entweder schlecht oder gar nicht besetzten. Es war damit zum Theil, wir sagen blos zum Theil, eine Frage der Strategie und der Taktik beantwortet. So wie man oft bei persönlichen Kämpfen sieht, daß der seiner vollen Kräfte bewußte Kämpfer ohne sich zu bewegen, es zuläßt, daß seine Gegner auf allen Seiten gegen ihn anrücken, ja wohl den ersten Streich oder Schlag sich geben läßt, dann aber plötzlich unter sie fährt und mit der Kraft des Athleten und der Schnelligkeit des Blitzes Einen nach dem Andern ergreift, zu Boden wirft und erschlägt, also die Eidgenossen; sie konnten und mußten die Ueberzeugung haben: daß am Ende doch alles auf den Kampf, auf das *ad manus venere*, ankomme,

auf das, was im Handgemenge den Andern überwältiget. Und hier blieben sie Sieger, denn sie waren stark durch ihre mächtige physische Kraft, größer noch und stärker durch die geordnete Begeisterung, welche sie durchdrang, gewaltig und unwiderstehbar, wo sie einschlugen.

Wollen wir uns der einzelnen Züge und Begebenheiten erinnern, so lassen sie sich wohl mit jener der alten klassischen Welt, der Griechen und Römer vergleichen, ja Einige übertreffen sie sogar. Wie Curtius, um Rom von der Pest zu befreien, sich in den Abgrund stürzt, so stürzte sich Winkelried, um sein Vaterland zu retten, bei Sempach in die Speere der Oestreicher; es fielen die Sechszehnhundert bei St. Jakob, wie die vierhundert Griechen bei Thermopyle; aber weit übertrifft der Berner von Bubenberg den Römer Cariolan. Nicht wie dieser rächt er sich wegen erlittener Schmach von den Seinigen bei ihren Feinden, sondern allen Groll, alle Unbill vergessend und nur die große Gefahr des Vaterlandes vor Augen haltend, eilt er nach Murten und hält mit zweitausend Mann zehn Tage lang eine unbefestigte Stadt gegen sechzigtausend. Nur ein Mann, der sich selbst zu besiegen wußte, konnte eine solche Waffenthat verüben. Kommen wir endlich auf das Rathshaus von Stans, sehen wir die tief aufgeregten Männer, die drohenden Blicke, die bereits an den Schwertern liegenden Hände, wie sie vor der bloßen Erscheinung eines Eremiten plötzlich fallen, der furchtbarste Kampf der Leidenschaften durch seine einfache Rede plötzlich sich löst und verschwindet: so lernen wir die Macht des Ueberirdischen auf das Irdische kennen.

Es haben also alle Stände, alle Verhältnisse und Beziehungen der eidgenössischen Freiheit ihr Daseyn gegeben, der Adel wie die Bürger, die Städte und das Land, alle nach ihrem Maaß und in ihrer Zeit, die Obrigkeiten durch ihre Tugenden und ihren Muth, wie das Volk durch seinen Gehorsam und seine feste Ausdauer in den großen

Beschwerden des Krieges, das Glück der Zeit, wie die Tapferkeit derjenigen, die es zu benutzen wußten, hohe moralische wie große physische Kraft, Uebernatürliches wie Natürliches. In den Zeiten also, als in dem einen Nachbarstaate, in Deutschland, die Einheit seiner Theile sich löste und sich föderirte, in dem andern, in Frankreich, die Föderation gebrochen und die einzelnen Theile der Einheit unterworfen wurden und in Italien, dem Lande des schönen Himmels, und damals, aller Kultur, Wissenschaft und Kunst, die Freiheit und Unabhängigkeit zu den Trümmern seiner alten dahin geschwundenen Welt herabsank,*) — erhob sich aus den Gefilden ewigen Schnees und Eises, aus ungeheuren Felsengebirgen, aus den Wohnorten der Adler und Auerhahnen, finstern Riesenwäldern, öden und wilden Päßen, aus einer Natur, die sich nur noch in Schrecken offenbarte, nur Wildnisse zeigte, vom Geschrei der Lämmergeier ertönte, — ein neues kräftiges und ruhmvolles Völkerleben, ein Staatenverband, der durch die Menge seiner Theile, durch ihre reiche Mannigfaltigkeit, durch seine Grade nnd Abstufungen dem größten gothischen Tempelbau konnte verglichen werden.

Wie die innere oder moralische Freiheit erschüttert wurde.

Es giebt wohl wenige Staaten, welche in ihren ersten Zeiten eine solche militärische Uebermacht besaßen, und

*) Wir reden nur von Italien und nicht von Genua und Venedig, die nur kleine Ausnahmen sind in Bezug auf das ganze Land.

für welche sich zu großen Eroberungen eine solche Gunst des Augenblicks zeigte, als dieses bei der schweizerischen Eidgenossenschaft der Fall war; jene Waffengewalt und diese Gunst der Verhältnisse, die Schwäche ihrer Nachbarstaaten und ihre eigene Stärke öffneten ihr weite Bahnen, Herrschaften, Städte und Länder lagen ihnen offen; Erwerbungen, welche sie mit dem, was ihr noch mangelte, was zu den Bedürfnissen ihres Ackerbaues und ihrer Viehzucht noch gehörte, sie reichlich versehen konnten; Grenzen, welche die ihrigen, wo sie offen waren, schlossen, reiche Städte, welche ihre Kriege unterstützen, den eidgenössischen Handel heben und beleben, eine Ausrundung und Gestaltung, welche ihr jene Unabhängigkeit gewähren konnte, ohne welche man nur eine sehr bedingte, eine so zu sagen, abhängige Unabhängigkeit hat; denn je weniger man das, was man bedarf, von andern empfangen muß, je geschlossener man für alle Bedürfnisse in sich selbst ist, je größer und vollkommener ist die Freiheit gegen Außen. Im Waldshuter Krieg waren ihr die Waldstädte mit den furchtbaren Höllenpässen geöffnet, vor den burgundischen Kriegen suchten die Städte im Elsaß und am Rheine ihren Bund; nach diesem Kriege bot sich ihnen Burgund an. Vor dem Schwabenkrieg Konstanz, und in diesem Kriege selbst war ein großer Theil der vorderöstreichischen Lande geneigt, sich ihnen anzuschließen. Allein diese großen Erwerbungen und Erweiterungen, dieses Reich, möchte man sagen, wenn man es nach den Bollwerken betrachtete, die seine Grenzen würden bedeckt haben, und nach den Pässen, die in die Nachbarstaaten führten, und demnach die allersicherste Offensive gewährten, lag weder in der Form ihres staatsrechtlichen Verbandes, noch in den Sitten des Volkes, noch in dem Geist und der Intelligenz seiner Obrigkeiten. Viele und verschiedene Völker hatten sich in diesem Land, auf dem Höhepunkt gleichsam von Europa, an- und aufgeplanzt, sie hatten ihre Individualität, ihr

Eigenthümliches mitgebracht, welchs durch die Strenge der Natur, wie durch die Menge der Herren, denen sie gehorchen mußten, zu dem entschiedensten Selbstständigkeitstrieb ausgebildet wurden. Daher die föderative Bildung und mit dieser zugleich das mit ihr eng verbundene Streben nach Gleichgewicht. Die Frage wäre immer gewesen: wie und als was sollen die großen Erwerbungen in dem Bund auftreten? Wären sie als Mitverbündete oder Stände aufgenommen worden, so würde eine ganz neue Eidgenossenschaft entstanden seyn, die Interessen würden sich vermehrt, die Bundesverhältnisse sich verwickelt haben, es würde ein dem deutschen Reich ähnlich großer und unbehülflicher Staatenbund entstanden seyn, der sich oft mitten in seinen größten Gefahren durch nichts ausgezeichnete, als entweder durch seine Uneinigkeit oder durch seine große Langsamkeit. Selbst bei den acht alten Orten gieng es bisweilen noch etwas langsam her. Sobald der Feind von den Thoren und Hauptflecken weggeschlagen war und allmählig aus dem Gesichtskreis verschwand, verlor sich die Schnelligkeir in ihren Berathungen, man fragte sich bisweilen: wie weit man Hülfe schuldig sey, natürlich, die Frage kam aus ihren noch kurzen Kräften. Daher kam es auch, daß der Herzog von Burgund nach der Schlacht von Grandson so schnell ohne ein Treffen zu liefern nach Murten kommen konnte; daher der Schwabenkrieg selbst nicht so schnell geendet wurde, als er nach einer bessern allgemeinen Leitung hätte beendet werden können. Wollten sie aber das Gesetz der Eroberung geltend machen und das Eroberte unter sich theilen, so wären sie wohl über der Theilung unter sich in große Uneinigkeit oder vielleicht gar in gänzliche Trennung gefallen, das Streben nach Gleichgewicht würde sich mächtig gezeigt haben, wie sich dieses schon gleich Anfangs zeigte; denn wünschte der eine oder der andere Ort etwa ein kleiner Fleck, als zu seiner Grenze wohl gehörend, so gab es sogleich Spannung oder

Widerstand unter allen oder doch den meisten Kantonen. Die östlichen wollten den westlichen und die westlichen den östlichen zu keiner Vergrößerung behülflich seyn, sie wollten nichts einsetzen, wo sie nichts zu gewinnen, ja durch Vergrößerung der Einten der Uebermacht einmal zu unterliegen fürchteten. Indessen war das System des Umsichgreifens auch bei keinem besonders sichtbar und gefährlich. Nur Bern, das von Freiherren abstammte und den mächtigsten Adel des Oberlandes in seinen Mauern hatte, wünschte die große Waffengewalt mehr erobernd und gewinnreicher zu gebrauchen; aber im Waldstätter Krieg am Rhein, wie bei Burgund wurde es zurückgewiesen. Indessen war es für sich doch entschlossen, künftighin, wo die Gelegenheit für ihns recht gelegen wäre, sich nicht mehr zurückweisen zu lassen, und diese Gelegenheit kam, als vor der Fronte seiner Grenzen die savoyischen Lande in gänzliche Wehrlosigkeit fielen, in seinem Rücken aber die Eidgenossen durch den Kappeler Krieg noch gegen einander gespannt und zugleich erschöpft waren. Es unternahm den Zug und die Eroberung der Waadt nach jenem Krieg, während es in demselben, als man es zum tapfern und nöthigen Kampfe für das Evangelium aufforderte, gar bitter klagte: wie sehr doch sein Schatz gelitten habe und leer sey. Eine Dogmatik wollte es nicht kaufen noch erobern. Die ergab sich von sich selbst, aber die Lande konnten ihm entwischen. Sie blieben aber lange ohne eidgenössischen Schutz. Damit schlossen sich alle seine weitern Erwerbungen, denn die Stellungen und Verhältnisse benachbarter Fürsten und Länder boten keine Gelegenheit mehr dazu an. Den Ehrgeiz und die Eroberungssucht von Athen und Sparta hatte es nicht, dazu war sein Himmel zu kalt, und die physische wie die moralische Kraft unter seine Bundesgenossen zu sehr und zu gleich vertheilt, was bei den Griechen nicht der Fall war, wo alle Eroberungsmittel sich auf diese beide Städte concentrirten.

Hätten sich die Eidgenossen verleiten lassen, die sich angebotenen Städte und Landschaften von Elsaß, Burgund und Schwaben in ihren Bund aufzunehmen, würde nicht Oestreich, das seinen kleinen Verlust mit einem so großen Aufwand von Kräften immer wieder zu erkämpfen suchte, sie noch länger und zwar mit seiner in Deutschland wachsenden Macht befehdet haben? Ja, Frankreich selbst würde schwerlich ohne Eifersucht geblieben seyn. Also, daß sie, um zwischen zwei mächtigen Nachbarstaaten zu bestehen, von denen die Einte sie mit Hinterlist stets würde betrogen, die Andere aber mit offener Waffengewalt wiederholt würde angefallen haben, sich in einen immerwährenden Zustand des Krieges versetzt hätten, der je gefährlicher gewesen wäre, je weniger alle Bundesglieder von den Ursachen des Krieges gleich betheiligt und angegriffen worden wären, und je mehr nur der eroberte Besitz Anderer den Krieg herbei gezogen hätte. Für das einfache Interesse ihrer Freiheit, für die Unabhängigkeit ihres hinter den Gebirgen liegenden Landes waren sie hochverständig, scharfsinnig und klar genug, sie wußten es in der Verwirrung herauszufinden, festzuhalten, einträchtig darüber zu stimmen und mannlich zu behaupten. Sobald aber dieses Interesse nicht angegriffen war, sobald sie etwas außer Diesem wollten oder aufgefordert wurden, ausser diesem etwas zu wollen, so zeigte sich, daß die Intelligenz dem starken Arme nicht folgen wollte; sie hatten keine oder wenige Kenntnisse von den Welthändeln, sie waren arglos und trauten, wo nicht zu trauen war, offen und ohne Hehl, wo nur Verstellung sie umgab. Jedes weitere Erwerben, jedes Erobern mußte ihnen daher nur als eben so viele Verwicklungen erscheinen, als sich erzeugende Wirrnisse und Mißverhältnisse, in die sie sowohl unter sich als mit fremden Mächten fallen würden. Sie hatten sich ihre Freiheit erkämpft, Niemand wagte mehr sie anzugreifen, sie waren selbstständig geworden, denn

keine äußere Macht hatte mehr Lust, sie abhängig zu machen oder zu unterwerfen, eine Selbstherrlichkeit, die zwar noch auf keinem Pergament europäisch anerkannt war, aber die vom stärksten und gewaltigsten Schwert beschützt wurde. Und so mußten denn die dreizehn Orte in ihren ersten ursprünglichen Grenzen zurückbleiben, hier der Kreislauf ihrer Thaten und ihres Waffenruhmes für ihre Freiheit und für ihr Land sich schließen. Aber am Schlusse ihrer Vollendung waren noch solche Massen aufgeregter und gleichsam übermächtiger Kräfte vorhanden, daß man damit ganze Reiche erobern konnte. Die Nation hatte beinahe zweihundert Jahre hindurch nur im Kriege und durch den Krieg gelebt, sie hatte sich durch die größten Gefahren geschlagen, in allen Schlachten überwunden, sie waren von Sieg zu Sieg gezogen, hatten große und reiche Beute gemacht. Im Kriege fallen die Güter der Erde, im Kriege erwirbt man Ehre und Ruhm, im Kriege kann der Gemeinste schnell in die Höhe kommen, der Aermste in einem Augenblicke reich werden; der Krieg öffnet die Schätze aller Lande, auf jene um so mächtiger wirkend, welche keine besitzen, nichts aufzuweisen haben. Der Krieg war der Jugend zur Leidenschaft geworden, die Waffenkunst hatte sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt. Die Obrigkeiten oder Personen, welche die Obrigkeiten bildeten und aus denen sie zusammengesetzt waren, hatten meistens nur in Lagern gelebt, viele Standeshäupter waren in den großen Schlachten Anführer gewesen, sie hatten als Regenten nur eine kleine, blos für die höchste Bedürfniß sorgende Besoldung. Diese Einfachheit aber hatte sehr gelitten, denn der Krieger und Sieger, der als solcher mit größern Schritten zu gehen gewohnt war, forderte jetzt auch mehr, die größere geistige, moralische und physische Anstrengung wollte und konnte sich mit dem Einfachen nicht mehr begnügen, alles wächst, nimmt zu. Es waren also Massen aufgeregter, physischer Kräfte da, wel-

che alle das Bedürfniß weiterer Bewegung fühlten. Aber für das Land blieben sie verloren, ja beinahe beschwerlich, denn der Nationaldienst hatte aufgehört. In diesem Zustande der Dinge war es, als die Abgesandten der ersten europäischen Mächte, — die Minister von Königen, von Kaisern und Päbsten vor den Obrigkeiten und Tagsatzungen erschienen und ihnen für die Ueberlassung ihrer Kriegsmacht Tonnen Goldes versprachen. Die Forderungen der Fürsten konnten unter diesen Verhältnissen nicht abgeschlagen werden. In ihrem Begehren, die Kriegsmacht an sie abzulassen um den größten Sold, den man damals zu geben im Stande war, um Pensionen für ihren Kanton, für die Obrigkeiten und einzelne Personen, sahen sie Erwerbungen, Eroberungen, die ihnen keine Sorge machten, keine Verwicklungen unter ihnen, keine mit fremden Staaten verursachten, da jede Truppenüberlassung nur defensive erlaubt werden sollte und demnach Niemand von ihnen etwas zu befürchten haben würde. Sie sahen sich in dem fortwährenden Besitz eines Gutes, das ihnen so sehr mangelte, und das zu erhalten ihnen so wenig zu kosten schien. Durch eine sonderbare Fügung der Umstände hatte der Krieg die Armuth und Sitteneinfalt plötzlich neben den höchsten Glanz des Reichthums gestellt, diejenigen, welche vorher das Geld und Geldeswerth kaum recht kannten, seine ganze Macht und seinen Einfluß nun auf einmal sehen lassen, ja es ihnen gleichsam angeboten. Ihre Kraft wie ihre Schwäche, ihre Waffengewalt wie ihre politische Ohnmacht, dieselbe wahrhaft national zu brauchen; die vielen tausende von Kriegern, die ihr beutereiches Schwert nicht niederlegen wollten; des Landes Armuth wie die gewachsenen Bedürfnisse waren ein Zusammenfluß von Umständen, die man sonst bei keinem andern Staate sieht und dem schweizerischen allein eigenthümlich angehört, den Fortlauf seiner Geschichte bestimmt und zugleich etwas Versöhnendes für Sie enthält. Um diesem

Zusammenfluß zu widerstehen, wäre eine moralische Ueberwindung, ein Sieg nothwendig gewesen, der, so zu reden, alle seine bisherigen Siege überwunden hätte. Zur Ehre der Nation, zur Ehre ihrer Geschichte muß man sagen: daß dem fremden Dienste wie dem fremden Gelde Viele entgegen waren, daß sie prophetisch davor warnten.*) Aber diese gehörten nicht zu den Vornehmsten oder zu den Kriegsmännern. Es gab gleichsam eine zweifache Eidgenossenschaft, Eine, welche im Kriege und in den Lagern lebte, eine Andere, welche vom Frieden, vom Handel und den Gewerben auferzogen wurde und von ihnen lebte. Das fremde Geld hätte bei gehöriger Anwendung einen nicht unedeln Schein für sich gehabt, wenn es zum Theil für gemeineidgenössische Bedürfnisse, zum Theil für den Kantonaldienst wäre verwendet worden; Waffen, Pulver und Bley fehlten im Schwabenkrieg noch gar sehr. Auf diese Art hätte die Kriegsmacht der Eidgenossenschaft, selbst im

*) Es ist wahr, das der vermieth oder verpensionirt oder mit gaben verhaft zu verdienst sinem vermiether verpflicht ist und deshalb nit fry, wie aber im ufrechten Regiment Einer soll und muß syn, den je nach der Wysen Spruch dem Pfening alle ding gehorsamen, so volget one zwyfel, wo der Pfening regirt, das dem Regenten niemand angenehm ist, denn wer da giebt, lügt und schmeichelt oder diese Stück zusammen wol kann, ist meister und kumpt für; aber der Arm und Fromm gilt nüt und blybt dahinten. In Summa, so wie es aller Welt Kroniken bezügt, das by diesem Gewerb nie kein Ehr, nie kein Glaub noch Wahrheit; auch kein Regiment, wie stark das hat mögen verharren. Sie hat bracht unter vielen ander Unburten, Eigennutz, Hoffahrt, Ungehorsam, Unglauben, Untrüw und allerlei Unmaß so verruchte und unverschämte Kinder, daß sie von wegen irer huldrychen Mutter keiner Ehren, auch eigens blut nit verschont und irer frommen, edeln Altvordern tütsche Tapferkeit und Ufrechtigkeit hoch und wit gelobten Namen, auch von irem liebsten Pensionir-Herren mit groben Unnahmen ist befleckt und in Verachtung verführt worden. Anselms Kronik.

ausländischen Dienste, für sie sehr nützlich werden können; die Pensionen wären eine Art Tribut gewesen, welche die europäischen Fürsten der schweizerischen Tapferkeit zu Handen des eidgenössischen Vaterlandes abgegeben hätten. Allein diese wollten nicht steuerpflichtig werden, sondern zogen es klugerweise vor, durch Begünstigungen und Bestechungen Einzelner, vornämlich der Häupter, sich des Ganzen auf diese Art zu bemächtigen, denn wenn auch eine Zeit lang die Pensionen den Kantonen als Solche zukamen, so blieben doch diejenigen, welche auf einzelne Personen lauteten, die Wesentlichsten. War nun dieses alles eine Verumständung, deren Gewalt man nicht so leicht entgehen konnte, so würde doch eine weise Gesetzgebung gesucht haben, das Uebel in ihre Gewalt zu bringen und ihm einen Weg angewiesen haben, wo es weniger auf das Ganze wirkend, unschädlicher gewesen wäre, und demnach dem kriegerischen Theile der Nation, den Freunden des Schwertes und der Beute, nicht einen so großen Einfluß auf die allgemeinen eidgenössischen Verhältnisse erlaubt, sondern sie lediglich als etwas Partielles und Persönliches angesehen haben. Doch, was sagen wir Gesetzgebung! In dem Ehrgefühl der Obrigkeiten, in dem Hochgefühl, die ihnen ihre Siege, ihre Freiheit geben mußten, hätte es liegen sollen, sich von den äußern Verhältnissen nicht so sehr beherrschen zu lassen, und waren sie auch noch so golden und glänzend. Das geschah aber nicht, sie wußten sich nicht zu beschränken, sondern ließen den Sturm sorglos seinem ungehinderten Lauf, sie ahnten nicht, wohin es einmal führen werde, sahen nicht oder wollten nicht sehen, welche Verwicklungen für die innere Ruhe daraus entstehen würden, denn alles war mit großen Belohungen und Ehren bedeckt, geistliche wie weltliche Fürsten wetteiferten um ihre Gunst, von den Päbsten erhielten sie große Titel, Vertheidiger des Glaubens (*defensores fidei*), Ablässe, Gnadenfahnen. Und so wurde nun das Geld, das

beinahe immer allen Verbrechen und Gräueln zu Grunde liegt der Gott, für den sich ihre Panner entfalteten, dem ihre Harsthörner ertönten. Auch hier, wie anderwärts, läßt sich sagen: vom Höchsten bis zum Niedrigsten ist nur ein Schritt, und warum? weil das Höchste und Niedrigste im Menschen neben einander verborgen liegen, und je nachdem das Eine oder das Andere von äußern Verhältnissen mehr oder weniger berührt und aufgeregt, zum Herrschenden, zum ausschließlichen Bewegungsprinzip wird. Damit ist dem Fatalismus keineswegs das Wort geredt, indem es immer noch im freien Willen des Menschen liegt, sich von Außen bestimmen zu lassen oder nicht. Der Kampf galt jetzt nicht mehr um unsichtbare, sondern um sichtbare Güter, und es ist höchst merkwürdig, daß es gerade jene, die Unsichtbaren waren, welche der Eidgenossenschaft ihr ruhmvolles und freies Daseyn gaben, während die sichtbaren allmählig alles untergruben, worauf es gegründet und befestiget war. Das Geld bewirkte in den Rathsstuben ein stetes Reflektiren und Abmessen zwischen dem Ich und Nicht-ich; die Obrigkeiten waren in einem steten Kampfe mit ihren persönlichen und mit den Interessen des Staates. Daher sehen wir, wie diese jetzt anfangen so schlecht berathen und behandelt zu werden, ja bald gar nicht mehr nach ihnen abgeschlossen und entschieden wird. Es lag im Interesse der Schweiz, daß Frankreich nicht in den Besitz von Mailand kommen sollte, damit ein so großer Nachbar sie nicht zu sehr von mehrern Seiten umlagere, und doch wurde ihm das begehrte Volk zu seiner Eroberung erlaubt. Man erkannte zwar den großen Vortheil, wenn man mit dem Reich einen ewigen Frieden schließen könnte, der angeboten wurde, wenn man Frankreich nicht weiter unterstützen wolle, und man giebt ihm zum zweitenmal Volk, öffnet ihm die Päſse und fordert sogar von Uri, daß es das von ihm eroberte Bellenz an die Franzosen abtreten solle. Der Herzog von Mailand,

welcher den Schwabenkrieg so thätig vermitteln half und in demselben großen Beistand an Geld leistete, wird von ihnen treulos verlassen. So wie vorher der eidgenössische Waffenruhm mit der eidgenössischen Treue und Redlichkeit durch alle Länder gieng, so wurde auch dieser Verrath schnell und allgemein bekannt. Kaum glaubte man ihn, kaum schien er möglich. Sie waren vom Gelde so verblendet, vom Gelde so verstrickt, daß sie unfähig wurden, die ihnen angethane Schmach zu rächen, denn als sie von Frankreich für die verletzten Verträge Genugthuung forderten, keine erhielten, hierauf nach Dijon aufbrachen, ließen sich die Anführer wieder zum Heimzug bestechen. Wie kein Fürst lange auf ihre Beständigkeit und Treue rechnen konnte, wenn sie auch vertragsmäßig war, wenn er nicht immer neue Werber überbot und mehr Geld versprach, so schloßen auch die Fürsten Verträge mit einander ohne Wissen und Willen der mit ihnen verbundenen Schweizer; man behandelte sie, wie sie gerade Andere auch behandelten. Länder, die sie erobert hatten, übergab man ohne sie zu fragen, andern Herren; konnte man mit Vortheil Frieden schließen, so ließ man sie allein im Kriege stecken, ja man trieb es mit ihnen so weit, daß wenn sie unter den Fürsten Frieden vermitteln wollten, man sie an ihren Stand verwies. Man hielt sich wechselweise an Nichts gebunden, das Interesse entschuldigte überall den Verrath und Einer erzeugte immer den Andern. Auf den Tagsatzungen war nichts als Trennung, Verwirrung und Zwietracht; die Einten wollten dem Kaiser, die Andern dem König von Frankreich, die Dritten dem Pabste Hülfe schicken; Diese begehrten Krieg, Andere forderten Frieden. In den Rathsstuben der Kantone gleicher Unfriede, gleiche Verfolgung. Die Einten schreien über die französischen, die Andern über die östreichischen, die Dritten über die päbstlichen Thaler; was die eine Parthei heute abschließt, hebt die andere morgen wieder auf. Alle kla-

gen einander beim Volke an. Im Felde gleiche Anarchie. Die Befehle der Obrigkeiten werden nicht mehr befolgt, noch geachtet, die Heerhaufen trennten sich, die Einten wollten den Rückzug, die Andern forderten Kampf und Schlacht. Die Hauptleute bestahlen ihre Knechte, die Knechte empörten sich wider ihre Hauptleute. Die Geldgierde, Mangel, schlecht geleistete Zahlungen bewirkten, daß die Beschirmer der Kirche die Kirchen einschlugen, sie ausplünderten und Gräber aufbrachen. Das Reislaufen hatte dem Ackerbau und der Viehzucht seine Arbeiter weggenommen. Kamen die Knechte wieder ins Land, so brachten sie entweder ein sieches Leben mit, waren verstümmelt oder gesund, liefen sie bald wieder unter die Fahnen; immer aber kamen sie arm zurück, denn Geld und Beute wurde in den Lagern verschwendet. Wiederholt forderte das Volk strenge Maaßregeln gegen das Reislaufen und die Pensionen. Die Obrigkeiten verboten und schwuren beide ab; aber auf der nämlichen Tagsatzung, auf welcher Dieses geschah, erlaubte man Frankreich neue Werbungen, denn es fanden sich da Bischöfe ein, welche sie von ihrem geschwornen Eide entbanden. Beleidigungen aller Art, Verlust, Unehre, Schmach, die Gefahren innerer Empörung, alles verwischte und söhnte das Geld wieder aus; ja, es durfte der französische Gesandte ohne die Tagboten zu verletzen, vor ihnen sagen: „ich muß den Kronensack vor euch Herren ausschütten, so wird es bald richtig seyn.“ Nur das Volk wollte nicht so leicht entsühnen und die Absolution geben, sondern brach sofort in die Städte ein, wo das Verderben am größten war, und zwang die Obrigkeiten, das Recht mit fremden Mächten Verträge zu schließen und Werbung zu erlauben, an ihns herauszugeben. Wo das Recht zum Mißbrauch wird, geht es billig zu Grunde. In diesem Zustande wilder Empörung erschien die Reformation.

Die Reformation.

Die Päbste mit ihnen die Hierarchie, führten in den ersten Zeiten der Christenheit über den damals kaum erwachsenen Verstand der Völker allgemeine Leitung; Rettung vor Barbarei, Anfang der Kultur, Ordnung und Sicherheit, alles, wodurch das Leben Bestand, Ruhe und Friede erhält, gieng von ihnen aus; aber weniger als Herrscher thaten sie so viel und so Großes denn als Priester, weil ihren milden christlichen Tugenden, dem einzigen Lichte, welches damals leuchtete, alles mit freudigem Zutrauen willig gehorchte. Was gab es auch Ehrwürdigeres, Größeres, seinen ganzen ewigen Zweck mehr Umfassenderes, als das erste Wirken jener Priester, Hirten ihrer Schafe, der Päbste.*) Die erste und Haupttugend des Christenthums, die Demuth, war in ihnen, belebte, durchdrang sie. Um Unglück von ihrem Volke abzuwenden, thaten sie öffentlich

*) Il n'est point question, si on a eu raison d'établir la jurisdiction des ecclésiastiques, mais si elle est établie, si elle fait partie des loix du pays, et si elle est par-tout relative, si entre deux pouvoirs que l'on reconnoit indépendans dans les conditions ne doivent pas être réciproques et s'il n'est pas égal à un bon sujet de défendre la justice du prince ou ses limites, qu'elle s'est de tout temps prescrites. Montesquieu esprit des loix.

Die Klöster hatten über den Trümmern des alten Italiens, Korn, Oel und Wein gepflanzt; von ihnen war der finstere Wald in den Alpengebirgen ausgerodet, von ihnen der germanische Morast getrocknet worden. Hundert barbarische Völker hatten Sitten von ihnen, alle Völker von ganz Europa hatten sie einander genähert. Auch lag der Hirtenstab friedlicher Prälaten auf dem Bauer gar nicht so schwer als der Zepter. In Kriegen hatte die Religion oft ein Theil des Landes gerettet. Schätze waren als Hinterlage in den Klöstern. Den Königen schenkten sie nach ihrem Vermögen. Müllers Reisen der Päbste.

Buße, sie bestiegen die Kanzel, leiteten durch eine schmucklose, natürliche Beredtsamkeit das von den Sorgen der Erde gebeugte Volk zu den Hoffnungen und Schrecken einer unsichtbaren Welt; sie hielten bis an die letzten Tage ihres Lebens den Gottesdienst selbst, und wiesen durch den ambrosianischen Lobgesang, ihre Erfindung, auf die Herrlichkeit und das Entzücken jener ewigen Harmonie hin. Mit ihrem Ansehen beschränkten oder verhinderten sie die Mißbräuche der römischen Volkswahlen, hielten die Reinheit des Glaubens und der Kirchenzucht aufrecht, und bewachten mit unermüdlicher Sorgfalt den Glauben und die Disziplin ihrer Untergebenen; sie verminderten das Kopfgeld der Leibeigenen, warnten vor zweideutigen und schweren Rechtshändeln; den Reichthum der Kirche, in der unerschöpflichen Quelle ihrer Enthaltsamkeit und Ordnung liegend, verwandten sie auf die Bedürfnisse der Armen, ihre Schatzmeister wurden unaufhörlich angewiesen, in ihrem Namen die außerordentlichen Forderungen der Dürftigkeit und des Verdienstes zu befriedigen. Sie bemächtigten sich der Waffengewalt, aber nicht weil sie dieses mit ihrem geistlichen Amt verträglich fanden, sondern weil die weltliche Gewalt, die römischen Kaiser und ihre Beamten, in jede Art von Unfähigkeit und Schlechtigkeit gefallen waren. Aber ihr kriegerischer Geist wurde durch ihre Religion gemäßigt und nur aufs Nothwendige beschränkt. Die Auflage, welche auf die italienischen Kriege, auf den Widerstand gegen die Barbaren verwendet wurden, erklärten sie selbst für eine drückende Last. Als Fürsten der Kirche und der Religion zogen sie überall den Frieden vor, stillten Empörungen, endigten Kriege. So von diesem Geiste erfüllt und angetrieben, konnte geschehen, daß sie nur mit dem Bischofsstab in der Hand, durch die Kraft ihrer Rede und die Milde ihres Wortes den Attila, den König aller Könige, wie er sich nannte, mit seinen Siebenmalhunderttausenden von Rom und Italien

wegwiesen, Rom von Genserichs Flammen retteten und Luitbrand mit seinen siegenden Schaaren aufhielten, und dadurch entschieden: ob Europa zur Barbarei werden sollte oder nicht. Wie sie Rom und Italien retteten, so verhinderten sie auch, daß das neu sich bildende Staatensystem nicht in die unbeschränkte Gewalt Einzelner fiel; sie setzten dem monarchischen Absolutismus die nöthigen und heilsamen Schranken. Aber, als ihr kirchlicher Staat ganz gegründet und vollendet war, als sie die Geistlichen, die Ihrigen im engern Sinne des Wortes, durch die Immunität und den Cölibat von jeder weltlichen Schranke und Herrschaft frei gemacht, waren auch ihre schönen und würdigen Zeiten, wie jene ihrer Hierarchie verflossen und dahin. Durch ihre geistliche wie Geistesgewalt hatten sie auf die zeitlichen und politischen Verhältnisse den größten Einfluß erhalten, sie regierten in den wichtigsten, entscheidensten Augenblicken Kaiser und Könige, Staaten und Völker. Sie waren zum weltlichen Besitz von Rom gekommen, weil seine weltliche Regierung, die Regierung seiner Kaiser, sich moralisch und geistig aufgelöst hatte, weil es nicht seinen Fürsten, sondern den Päbsten seine Rettung zu danken hatte. Wie ganz anders wäre alles geworden, wenn die Römer fähig gewesen wären, ihr weltliches Reich, ihren Staat zu behaupten! — Im Besitz der irdischen Reiche verschwand allmählig das ewige Reich; verführt vom Zauber des Aeußern, Körperlichen, der irdischen und zeitlichen Macht, dachten die Päbste nicht mehr an das Christenthum, an seinen innern, unsichtbaren Zweck. Und zu dieser Veränderung trugen die Gründer der französischen Monarchie nicht wenig bei, als sie die Schlüssel von zwei und zwanzig Städten auf den Stuhl Petri legten. Es ist wahr, sie eroberten nicht, aber sie hatten das nicht nöthig, da sie glaubten, alle Reiche wären ihnen unterworfen, und sie wären die gesetzlichen Richter über alle Fürsten der Erde. Da die Päbste nun so in

der Zeit stehen blieben, und die Welt für ihr eigentliches Reich hielten*), so fielen sie auch in alle Irrthümer, Verbrechen und Gräuel der Zeit und der Welt. Wollüste aller Art, ein Geiz, dem nichts zu wenig noch zu gering war, eine Herrschsucht, die über keine Mittel erröthete, und ein Hochmuth, der alle Schranken überschritt, war an die Stelle der Sittenreinheit, der Frömmigkeit, der Demuth, göttlicher und heiliger Weisheit gekommen, ja sie kamen bis zu jener schrecklichen Verblendung, welche das Laster selbst für Tugend hält, und mit den Sünden der Christenheit dem Allerhöchsten glaubte einen Altar bauen zu können. Aus dem Sündengeld der Menschen sollte sich ein Tempel erheben, ein Tempel aus Sünden,*) selber wieder die größten Sünden erzeugend, denn welche Begriffe von Gott und der Religion mußten entstehen,

*) Disce, schrieb der heil. Bertrand dem Pabst Eugen, exemplo prophetico, profidere non tam ad imperitandum, quam ad factitandum, quod tempus requirit; disce sarculo tibi opus esse, non sceptro, ut opus facias prophetæ . . . formula apostolica hac est: dominatio interdicitur, indicitur Ministratio. Domabis lupos, sed ovibus non dominaberis pascendas utique, non premendas suscepisti. Dispensatio tibi credita non possessio data est. Nullum gladium plus formido, quam libidinem dominandi.

Opera I, 227–418.

*) Heu! sedes apostolica
orbis enim gloria
nunc proh dolor! Efficeris
officina simonis
Terunt in eundem mallei
nummi sunt tartari
justo dei judicio
fitista conditio.
Ut quisquis apostolicam
sedem semel comparet
redimere non desinat
donce male pereat.

wenn die empörendsten Verbrechen mit Geld konnten gesühnt, der Himmel mit Geld konnte erkauft werden. Mußte nicht das Laster eine freie ungehinderte Bahn erhalten, ja gleichsam angereizt werden, da auf eine solche so leichte Art alles gehoben und getilgt werden konnte. Mußten nicht jene Menschen, welche auf dem Wege des Verderbens waren, zu sich sagen: wir haben nichts zu fürchten, für alles findet sich Verzeihung, wenn man nur Geld hat. Gelderpressungen, Wucher, Raub jeder Art wurden befördert, mit Verbrechen konnte man Verbrechen loskaufen. So geschah also, daß die Päbste und ihre Regierung, welche Europa vor Zerfall und Barbarei bewahrt hatten, das Heidenthum zerstörten, im Christenthum selbst Barbaren wurden und ein neues Götzenthum errichteten, welches da ist: die Herrschaft der Sinne, die zeitlichen Begierden des Fleisches. Wir sehen Christus, den Herrn, zu den Füssen seiner Apostel, und jetzt seinen Statthalter, wie er sich von den Kaisern und Königen die goldenen Steigbügel halten läßt. So wurde der Pabst zum Anti-Christ. Diese heidnische Fluth von Lastern und Sünden zog nun von Rom aus, herab und weiter fort, und verbreitete sich im ganzen Systeme der Hierarchie; eine Verwilderung und Zügellosigkeit entstund in den Sitten der Welt und Ordensgeistlichkeit, wie man sie nur in Lagern zu sehen gewohnt war; der Laie sah keinen Eifer, keine Andacht für die ewige Sache der Religion mehr, alles Priesterliche war aus und von den Priestern verschwunden. Vergebens forderten Geistliche, welche der Religion und dem Geiste des Christenthums treu geblieben waren, eine Reformation in der Kirche, vergebens verbanden sich mit ihnen die Laien, welche das Göttliche, den göttlichen Dienst nicht wollten untergehen lassen.

Da fiel der Blitz vom Himmel herab, schied, trennte die christliche Kirche in zwei schroffe Gegensätze, erzeugte ein demokratisches, eine Opposition gegen das monarchische

Prinzip, gegen die Uebermacht eines Einzigen, dessen Leben und Regierung bewies, daß er nicht unfehlbar war *), eine Protestation gegen die Mißbräuche in der Kirche entstund. Wir sagen christliche Kirche, denn durch das Eine Wort Gottes ist doch alles wiederum verbunden. Und dieser Gegensatz wird so lange bestehen, als er zur Verwirklichung der Gesammtidee nöthig, als die Ursachen vorhanden sind, die ihn erzeugt haben. Sobald in beiden Gegensätzen die Läuterung beginnt, wird man sich wieder nähern, und was der Buchstabe des Evangeliums einmal trennte, wird sein Geist als Folge dieser Läuterung, im Laufe der Zeiten einmal wieder vereinigen.

Nicht der Druck der Päbste und ihre Regierung bewirkte in der Schweiz die Reformation, denn da sie arm war, dachte man nicht an sie, und sie behielt geistliche Freiheiten, wie sie sonst kein Staat besaß. Eben so wenig trennte man sich von Rom, weil man Rom fürchtete. Denn in seiner mächtigsten Zeit, als man von hier aus Kaiser und Könige absetzte, erschreckte die Eidgenossen diese Macht nicht. Verschlossen ihnen die päbstlichen Bannstrahlen ihre Kirchen, so erbauten sie Kapellen; Gott gieng ihnen nicht verloren, wenn ihnen der Pabst zürnte. Die Reformation war hier eine Folge genannter Verwirrung und Sittenlosigkeit in der Hierarchie, wie der politischen Verhältnisse und der allgemeinen Zerrüttung und Anarchie, in welche der geistliche wie weltliche Staat zerfallen war.

Da alle Gräuel und Mißbräuche, welche die Kirche befleckten und entstellten, eine Folge falscher Begriffe, Gesetze, Dekrete und Kanonen waren, und selbe dadurch gleichsam legitimirt und geheiliget wurden, so mußte

---

*) Wir sprechen hier nur vom Pabst als Mensch — als Regierung muß er unfehlbar seyn, wie jedes Appellationsgericht.

nothwendig die Reformation damit anfangen, daß sie alles auf das Ursprüngliche wieder zurückwies, auf die ersten Zeiten der Christenheit zurück deutete, in dem Buche aller Bücher suchte, was von der wirklichen Religionsform darin enthalten, was wahr, was falsch und zufällig sey. Aber die Bildung der damaligen Zeit war weder so hoch, noch so scharfsinnig, daß sie den ursprünglichen Geist der Kirche von der spätern Ausartung zu unterscheiden wußte, und eben so wenig erkannte, daß alles zu seiner Verwirklichung, der Geist zum Eintritt ins Leben der Form bedürfe, ja, daß die Bibel selbst nichts anders sey, als eine Symbolik des Göttlichen. So wie jede Zeit ihre Begriffe, jedes Volk seine Gesetzgebung hat, obschon es nur ein Recht giebt, so bedarf auch der eine Geist des Evangeliums verschiedener Formen, um in verschiedenen Zeiten sich den Begriffen dieser Zeit verständlich zu machen, und die Kunst diesen Geist, ohne daß er etwas von seinem Wesen verliert, den Zeitbedürfnissen faßlich zu machen, ist das Sublime der geistlichen Gesetzgebung.*)

Die großen Fragen der Reformation, die Fragen über die Lehren des Dogma, über die Disziplin, über die Kirchenverfassung wurden Disputationen zur Entscheidung überlassen. Sie hatten vielen äußern Schein für sich; es war eine Art Oeffentlichkeit über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Heils, bei welcher das Publikum, so zu reden, zu Gericht sitzen und dann nach seiner Ueberzeugung Recht sprechen konnte, wem es wollte. Alle Stände waren versammelt, der Laie wie der Priester, der

*) Wie sehr ist nicht die gegenwärtige protestantische Liturgie in einigen Staaten von ihrer ursprünglichen, durch die Reformatoren gegebenen, verschieden. Welche Veränderung in dem Kultus zeigt sich in der preußischen Kirchenagende. Oehlenschläger sagt in seinen Briefen über Deutschland: „Die Wände unserer Kirchen sind auch gar zu kahl.“

Regierte wie der Regierende, der Gelehrte wie der Ungelehrte, Künstler, Handwerker, Priester und Bauern. Wenn man aber bedenkt, daß Diejenigen, welche vermöge ihres Standes über die fraglichen Gegenstände vorzüglich belehrt und unterrichtet hätten seyn sollen, die Bibel entweder gar nicht besaßen oder kaum das neue Testament gelesen; wenn die höhern Klassen unter den Laien, die regierenden Familien, ihr Leben meistens nur im Reislaufen zugebracht hatten, ja, wenn sogar Standeshäupter selbst sagten: „sie verstünden nichts von diesen Sachen“ — was sollte denn das Volk darüber sagen? was für ein Urtheil über diese Gegenstände war von ihm zu erwarten? es sollte Fragen der Kirchenlehre, der Transsubstation, der Schrifterklärung entscheiden helfen; Fragen und Vorwürfe, über welche die Doktoren sich selbst nicht vereinigen konnten. — In den Disputationen zu Zürich wollten sich die Vertheidiger des alten Glaubens nicht in die Streitfragen ihrer Gegner einlassen. Sie glaubten, es gezieme sich gar nicht über diese Dinge zu disputiren, noch viel weniger darüber eigenmächtig abzusprechen und bindende Schlüsse zu fassen. Auch darf man wohl sagen, daß diejenigen, welche sich zur Vertheidigung desselben in nähere Erläuterung und Auseinandersetzung einlassen wollten, sich gerade keiner besondern Sprach- und Redefreiheit zu erfreuen hatten.*) In der Disputation zu Baden zeigte

*) Anbei dunken mich die vorgegangene Disputationen untaugliche Mittel die Wahrheit zu erfahren, weil dem Disputanten durch die Verkündigung nicht freie Macht und Gewalt zugelassen worden, alles das anzuziehen und zu reden, das einem jeden nützlich und gut zu seyn bedunkt.

Chorherr Hofmanns Meinung in der Simmlerischen Sammlung.

Hierzu macht Simmler die Anmerkung: Die Obrigkeit zu Zürich hätte die Disputation darum so weit eingeschränkt, weil sie zum voraus angenommen, daß die Lehrsätze des Christenthums aus

sich der Kampf mit den Schrifttexten in seiner ganzen Herrlichkeit und die Kultur der Zeit in ihrer völligen Einfalt. Beiden Partheien war die Bibel ein Rüsthaus ihrer Glaubensmeinung. Wechselweise sollte sich das eine Wort Gottes angreifen und vertheidigen, erheben und unterdrücken, lossprechen und verdammen, vom Religionsfanatismus wie vom Religionseifer, vom Geisteshochmuth wie vom Unverstande wurde es auf gleiche Weise ans Kreuz geschlagen. Die Katholiken schrieben sich den Sieg hier zu, und Murner *) schlug die Verdammungsbulle an die Kirchthüre zu Baden an; aber die Akten dieser Disputation wurden nicht nach Bern geschickt, obwohl sie wiederholt begehrt wurden, und zwar in dem Augenblick, als man daselbst bereits zwischen dem alten und neuen Glau-

---

der göttlichen Offenbarung bewiesen seyn mußten, anderntheils, weil sie damit alles Gezänk und Gewäsch der Schulgelahrtheit abschneiden wollte."

Sehr gut gemeint, aber unmöglich, denn sobald man über Geist und Inhalt der Texte nicht einig war, so mußte das gelehrte Zeughaus geöffnet werden. Anmerk. d. Verf.

*) Murner gehört Luzern nur insoweit an, als er einige Jahre eine besondere Rolle als Mithelfer des Stadtpfarrers gespielt. Er war ein ausgemachter Poltergeist damaliger Religionstragödie, wo eben so viele lächerliche als traurige Auftritte vorkamen. Der Mann war ein nothwendiger Gehülfe Bodlers, des Stadtpfarrers, der von Zwingli und Andern bodenleer genannt wurde. Murner war wirklich ein schlauer und arbeitsamer Mönch. Er wußte auf alles eine Apologie oder Satyre, die er sogleich auskramte, je nachdem er gereizt oder geschmeichelt wurde. In seinen Controversschriften fällt er freilich ins Pöbelhafte und Grobe, aber er schrieb auch für den Pöbel und wider Gegner, die ebenfalls pöbelhaft geschrieben. Als die Messe in Bern aufgehoben worden, schrieb man ihm: sie hätte ihm das Altartuch vermacht. Warum nicht den goldenen Tisch von Königsfelden, antwortete er."

Balthasar Materialiensammlung zu merkwürdigen Luzernern. Mspt.

ben zu wanken anfieng. Bei der Disputation in Bern setzte man sogleich die Form fest, unter und nach welcher disputirt werden sollte. Und so nahm man gerade dasjenige als Grundsatz an, was gerade eben zu entscheiden war, nämlich: daß man Niemand zu sprechen erlauben wolle, der für seinen Satz den Beweis nicht aus der Bibel anführen könne. So natürlich und gerecht es auch den Reformatoren seyn mochte, alles, was auf die Religion Bezug hatte, nur durch das Göttliche und vom göttlichen Wort begründen zu lassen, so blieb doch immer hin noch zu erinnern übrig, daß die Bibel nicht blos negativ, sondern auch positiv verstanden seyn wollte, daß sie nicht blos für das, was nicht darin war, sondern auch für das, was sie Positives enthielt, allgemeines Gesetz seyn mußte; daß von den Verhältnissen des Staates, wie von den Verhältnissen der Kirche darin die Rede war, und daß wenn nichts recht und gesetzmäßig seyn sollte, als was die Schrifttexte buchstäblich auswiesen, die Fundamente des Staates wie der Kirche unsicher wurden, und man von den Formen des Ersten eben so gut sagen konnte, als von den Formen der Andern: daß sie der Bibel widersprächen, und die gegenwärtigen Staatsverhältnisse eben so wenig buchstäblich in derselben zu finden wären, als die der Kirche. So zusammenhängend auch das Ganze von Zwingli's System war, so gewandt er auch seine ausgezeichnete Dialektik zu gebrauchen und sie durch die Lebhaftigkeit seines mündlichen Vortrages noch beredter und überzeugender zu machen wußte: so scheint dessen ungeachtet seine Consequenz bisweilen etwas einseitig. Er sagt z. B.: je mehr Sprachkenntniß Einer habe, je mehr und besser er die Bibel verstehe, und folgert daraus ganz consequent: daß nicht jedermann das Recht habe, sie zu erklären, noch wer da wolle, sich eigenmächtig zum Prediger machen könne. Aber sobald es demnach nur Wenige seyn konnten und durften, so waren ja eben diese Wenige ein Stand, in

dem wiederum nach ihren Fähigkeiten Grade waren, wenn man auch diese Grade nur für Fähigkeiten halten wollte, was aber alles im Grunde nichts anders war, als eine andere Art von Hierarchie. Die Priester sollen nach Ihm Lehrer werden, sie treten in den Civilstand zurück, das weltliche Herrschen soll ihnen indessen durchaus fremd bleiben, sie werden der weltlichen Obrigkeit unterworfen, aber wenn diese dann nicht nach ihrem Sinn regiert, sollen diese Lehrer das Recht haben, ihre Obrigkeit öffentlich zu strafen. Die Folgen dieses gezwungenen, sich widersprechenden Verhältnisses zeigten sich nach dem zweiten Kappelerkrieg, wo der Lehrstand mit seiner Obrigkeit in Kampfe kam, jeder Theil sich einer Gewalt bemächtigen, die keiner bei dem andern anerkennen wollte. Konnte man auch erwarten, daß wenn Gelehrsamkeit zur Schrifterklärung nothwendig war, die damals so unwissende Priesterschaft im Stande seyn würde, das „reine, lautere Wort Gottes zu predigen.“ Allein weder die Gelehrten noch Ungelehrten verstanden sich auf seinen Geist. Was diese, die Ungelehrten, aus der Bibel herausbrachten, hat man in den Gräueln der Wiedertäufer und anderer Sekten gesehen; wie die Gelehrten, die Doktoren der Theologie dieselbe erklärten, und darüber ganz zerfielen, das zeigte der Sakramentsstreit, ein Streit, der exegetische Erklärungen an den Tag lieferte, über welche die menschliche Vernunft nur zu erröthen hat.*)

Mehr als durch alle diese Disputationen war die Reformation durch die Stellung und durch die Verhältnisse der Obrigkeiten, der kleinen Räthe zu den großen, und des großen zum kleinen Rath, in die sie durch die Pensionen und das Reislaufen gegen einander gestellt wurden,

*) Wir haben diesen Streit in Bossuets Geschichte der Veränderungen ꝛc. wie im nämlichen Werke von Plank gelesen.

bestimmt und befördert. Da Zwingli die Ersten im Rathe als Pensionsfresser und Landesverräther in seinen Druckschriften und von den Kanzeln herab angeriffen hatte, so schien es, als hätte er derselben durch diese Angriffe auf die Ersten und Mächtigen selbst die größten Hindernisse in den Weg gelegt; aber gerade das bewirkte ihren Sieg, denn alle diejenigen, welche wenig oder nichts von den Pensionen hatten, alle, welche entweder aus Neid oder Eifersucht, oder aus wirklich vaterländischen Gesinnungen den eigenmächtigen Herren von den kleinen Räthen feindlich und entgegen waren, schlossen sich an diejenigen an, welche Beredtsamkeit und Kühnheit genug hatten, sie öffentlich des Verraths am Vaterlande anzuklagen, wogegen diese dann auch mit der ganzen Macht ihres Einflusses, den sie in der Regierung besaßen, der Reformation widerstunden und sie zu unterdrücken suchten, also, daß sie außer Zürich, an allen andern Orten nur sehr langsam fortschritt, der Sieg der Partheien lange unentschieden blieb, Schlüsse für und Schlüsse wider die Reformation wiederholt gemacht und wiederholt wieder überworfen worden, bis an einigen Orten am Ende nichts übrig blieb, als die Gewalt. In Bern entriß der große Rath dem kleinen das Wahlrecht seiner Räthe und besetzte alle offenen Stellen mit Freunden der neuen Lehre. In Basel befiehlt die Bürgerschaft mit den Waffen in den Händen ihrer Obrigkeit die Reformation anzunehmen und verstößt alle ihre Feinde aus derselben. In den demokratischen Orten Glarus und Appenzell gieng es eben ganz demokratisch her. Die Partheien schlugen sich so lange auf Plätzen und in Kirchen und wo sie sich immer antrafen um das Wort Gottes, bis sie zuletzt der physischen, handgreiflichen Bekehrungsmethode satt und müde worden, endlich erklärten: daß jeder glauben könne, was er wolle. Hier brachte also die Gewalt, das Handgemenge, so zu sagen, eine Glaubensfreiheit hervor, wie sie dem ursprüng-

lichen Prinzip des neuen Kultus zu Grunde lag, während eben diese Freiheit, wo die Reform mit Ruhe vor sich gieng, einem neuen Glaubensdespotismus zu erliegen schien.

Während die Eidgenossenschaft sich in zwei Confessionen auseinanderschied, wurde in allen Kantonen der Kampf um den alten und neuen Glauben unter allen Variationen des Unverstandes, der Rohheit und des Fanatismus durchgeführt. Die Reformirten wollten alle Spuren des Alten vertilgen, den Katholiken war der leiseste Verdacht von Anhänglichkeit an dem Neuen ein Verbrechen. Den Reformirten waren die Katholiken Heiden und Götzendiener, weil sie Dinge (Bilder) verehrten, welche das Wort Gottes ausdrücklich verbot, weil sie es nicht anerkennen und, wie sie meinten, unterdrücken wollten. Jene enthaupteten, ertränkten, verbrannten; Diese verboten den Ihrigen an andern Orten Messe zu hören, stießen gar diejenigen aus dem Rathe, welche verdächtig waren, rissen den Nonnen, welche kniefällig um ihre Klosterbekleidung baten, selbe gewaltsam vom Leibe, straften endlich gar diejenigen, welche sich vermaßen am Freitage Fische zu essen. So groß war die evangelische Freiheit, daß der Fanatismus nicht einmal das Essen frei gab! Aus dem Innern der Kantone zog sich der Kampf in die gemeinschaftlichen Vogteien, wo die Souveräne sich zuerst feindlich berührten. Jede Parthei suchte ihre Religion darin zu behaupten oder auszubreiten, weil sie damit zugleich ihr Recht und ihr Ansehen verbunden glaubte; Ermahnungen und Drohungen, Versprechungen und Gewalt wurden wechselweise angewendet, bis man sich öffentlich und gewaltthätig seine Religion und sein politisches Recht angriff, Brand, Verheerungen und Justizmorde erfolgten. Die Reformirten zündeten das Kloster von Itingen an und plünderten es; die Katholiken schlugen denen, welche im Verdachte waren, ohne überwiesen zu seyn, die Köpfe ab. Die Züri-

cher griffen im Thurgau nach der Landesfarbe von Unterwalden, weil der Weibel sie geschmäht haben sollte, thürmten, enthaupteten ihn, ohne daß er die Schmahrede auf der Folter gestanden hatte. Beide Partheien hatten sich mit Auswärtigen vereiniget, und Zürich den Anfang gemacht, als es nämlich noch ganz allein die Reform angenommen hatte und von allen übrigen Orten bedroht wurde; es war mit Konstanz verbunden, welchem Bund auch nachher die Andern beigetreten. Die Katholischen giengen weiter. Da sich ihre Parthei immer mehr verminderte, ein Ort um das andere von ihnen abfiel, die Päße ihnen abgeschnitten werden konnten und sie ihrer Lage und Macht nach die Kleinsten waren, verbanden sie sich mit dem Kaiser Ferdinand. Im Jahr 1529, hundert fünfundachtzig Jahre nach dem alten Zürcherkrieg, stunden die Eidgenossen bewaffnet gegen einander auf dem Kappelerfeld. Den unparttheiischen Orten gelang die Vermittlung. Die Reformirten, an Waffenmacht den Katholischen überlegen und dabei einig, machten die Friedensbedingungen. Die V Orte wurden zur Bezahlung der Kriegskosten verfällt. Aber dieser Friede, den die Reformirten einen ruhmvollen nannten, führte für Zürich eine Katastrophe herbei, welche in einiger Beziehung jene des Toggenburger Krieges noch übertrifft. Und es ist merkwürdig, daß alle Katastrophen, welche sich in der Geschichte dieser Stadt ereigneten, beinahe immer von einzelnen Männern herrühren, von ihrem zu scharfen, oft zu verschobenen und hitzigen Eingreifen in eine Staatsmaschine, die ganz aus freiheitseifrigen Bürgern zusammengesetzt war, und demnach für das Ganze wie für die Urheber derselben immer unglücklich endigten. Brun, Stüssi, Waldmann, Zwingli liefern lebendige Beweise davon. Der Reformator von Zürich wollte keine andere Religion in der Schweiz dulden, als die Seinige. Sey es, weil er glaubte, man könne nur durch sie allein selig werden, oder weil er die Seinige nicht

sicher hielt, wenn noch eine andere neben ihr bestehen sollte. Diese Gründe wurden aber durch die große Empfindlichkeit und die tiefe Aufregung, welche die schweren und oft blutigen Beleidigungen bewirkten, die er von den Katholischen auszustehen hatte, sehr getrübt und mochten wohl einen bedeutenden Antheil an dem Systeme haben, mit dem er gegen sie zu verfahren entschlossen war. Aber wer auf der Höhe eines Staates steht, wer Kirche und Staat zugleich leiten und regieren will, ein Lehrer des Evangeliums, darf nicht aus seinen erlittenen Verletzungen heraus die Verhältnisse derselben betrachten. Um wahrhaft objektiven Einfluß zu gewinnen, muß man von jedem subjektiven, das heißt seine Persönlichkeit allein berührenden, frei seyn. Ist man von den Einwirkungen der Letztern nicht unabhängig genug, so werden die Leidenschaften die Grundlage der Gedanken, der Begriffe, der Handlung, der That; alles wird Uebertreibung, tritt aus den Schranken, das Unrecht wird zum Recht, die Reinheit und Klarheit der Absicht geht verloren, man fällt in Widersprüche, Klugheit und Besonnenheit verschwinden, statt dessen sehen wir Eigensinn und Hartnäckigkeit, die alles um sich herum, was ihnen entgegen steht, mit Gewalt durchbrechen, von keiner Schonung noch Milde mehr etwas wissen wollen, endlich nach allen Mitteln greifen, die zum Zwecke führen, in der Hitze der Leidenschaft unfähig werden, sie zu würdigen, mit ihr sich noch mehr verwirren, und so sein eigenes Schicksal und finsteres Verhängniß sich vorbereitet. Zwingli wollte den ersten Landfrieden ganz nach seinem Systeme auslegen. Nach diesem sollten die Katholischen nicht mehr das Recht haben, die Ihrigen selbst in ihrem eigenen Kanton, des Glaubens wegen zu zwingen, jeder Zwang, der statt finde, sey ein Friedbruch. Allein dieser Friede, so wie er einmal festgesetzt war, sprach von keiner ausschließlichen Glaubensfreiheit, er sagte nirgends, daß sie nur der neuen Lehre ertheilt, son-

dern er sprach im buchstäblichen Sinn von einer Glaubensfreiheit überhaupt, er war eine Freiheit für den Katholiken wie für den Reformirten, für den, welcher bei dem alten Glauben bleiben, wie für den, der den neuen annehmen wollte. Die Reformirten hatten nach ihm eben so wenig das Recht, die Katholischen in ihren Landen zu verfolgen und das zur Messe zu gehen zu bestrafen, als die Katholiken das Bibellesen zu verbieten. Aus seiner merkwürdigen Erklärung des Landfriedens erfolgten denn ganz natürlich der neue Satz und die daraus entstehenden Eigenmächtigkeiten und Gewaltthaten: Alles, was dem Evangelium, dem Worte Gottes zuwider und entgegen ist, muß abgethan werden, nun war nach seiner Meinung der katholische Kultus in demselben nicht enthalten, mithin hatte man das Recht ihn überall, wo man es konnte, abzuschaffen. Nach diesen Grundsätzen fieng man in St. Gallen, im Thurgau, im Rheinthal, in den gemeinen Herrschaften, an welchen Letztern die Katholischen einen größern Antheil hatten, eigenmächtig an zu reformiren und umzustürzen, das geistliche Gut an sich zu ziehen, die Souveränitätsrechte willkührlich auszuüben, mit einem Wort, in diesen Landen zu verfahren, als wäre es erobertes Land. In Solothurn, dem eidgenössischen souveränen Orte wollte man die Aufhebung der katholischen Religion geradezu anbefehlen und gebieten und hernach die Rechte der Katholischen in den Herrschaften gar nicht mehr anerkennen, und wenn man ihm sagte: der Stanservertrag fordere es, so antwortete er: jeder Vertrag gelte nur so lange, als er auf Gerechtigkeit gegründet sey, diese Gerechtigkeit aber mißbrauchten die Katholischen, indem sie in den Vogteien ein schlechtes Regiment führten. Daher müsse man die Bünde mit ihnen abthun, sie strafen und züchtigen mit Mindern der Stimmen, Schwächung ihrer Macht, oder sie ganz verderben und ausreuten, wie Gott mit den Kindern Kindern Israels gethan: „Da die IV Orte nicht im

Stande wären Herren zu bleiben, müßten sie billig Knechte werden." *) Es ließe sich nicht unschwer nachweisen, daß die Päbste nach den gleichen Grundsätzen Kaiser und Könige entsetzten, wie hier der Reformator eidgenössische Obrigkeiten und Kantone aufzuheben gedachte. Mit Recht sagte daher Voltaire: jeder Prädikant mit der Bibel in der Hand ist ein Pabst." Er vernachläßigte jedoch nichts, was seinem Systeme und seiner Parthei, wie er glaubte, Nachdruck geben konnte. Wenn er sich im Lande alle Mühe gab, die Reformirten unter einander recht zu vereinigen, und sie in Wehr und Waffen gegen die V Orte zu bringen, wenn er sogar die unpartheiisch Katholischen, wie Wallis und katholisch Glarus von denselben zu trennen

---

*) Daß sie seine Lehre nicht annehmen wollten, war ihr größtes Verbrechen. Aber sagt Hottinger in seiner Geschichte der Reformation: „Versunken in die Gefühle religiöser Hingebung, der künftigen Welt schon hienieden mehr zugewendet, als dem unruhigen Treiben der Erde, hätte vielleicht manches fromme Gemüth sich begnügt, die Lehre des Evangeliums verkündet zu haben, den Ausgang dem Herrn überlassen, der seine Wahrheit wohl zu schützen vermag und in stiller Unterwerfung hingenommen, was über seine eigene Person nicht ohne Rathschluß des Ewigen hätte verhängt werden können.

Und ein anderer Züricher: A quel degré n'avons nous pas vu le papisme le plus grossier, le plus superstitieux soutenir l'énergie du caractère des nations sur les quelles il avoit conservé l'efficace pouvoir d'une foi ferme et soumise? Comment au contraire, le protestantisme le plus éclairé, le plus orgueilleux du moins de son indépendance et de ses lumières, n'a-t-il pas laisser tomber le courage des peuples, dont il avoit depuis long-temps livré la croyance à toutes les recherches, à toutes les variations, à toutes les incertitudes des systèmes réligieux qui ne reposent sur aucun autorité positive? il n'y a que la barbarie et la férocité qui puissent lutter quelque temps avec avantage contre une aussi grande puissance morale que l'est celle d'une foi véritable tout aveugle, tout fanatique et superstitieux qu'en puisse être le principe.

Meister H. Esquises européen. p. 75.

suchte, und ihnen die Streitfragen nur unter dem Gesichtspunkt eines politischen Druckes angab, so suchte er wiederum den innern Verband, das christliche Burgrecht, wie man es nannte, durch auswärtige Hülfe und Bündnisse zu verstärken. Er, der so sehr wider die fremden Vereine eiferte, von fremden Fürsten abgemahnt hatte, und bei der Uebermacht seiner Parthei sie gar nicht nöthig hatte, schließt solche mit dem Landgrafen von Hessen, läßt mit Franz dem Ersten unterhandeln, er will die alten Eidgenossen mit Hülfe desjenigen unterwerfen, wegen welchem er sie Vaterlandsverräther, Pensionenfresser nannte, ja selbst die angrenzenden katholischen Fürsten wurden zum Stillstand gemahnt. Und solche Grundsätze werden angenommen, solche Bedrückungen beschlossen, in solche Widersprüche erlaubte man sich zu fallen, um die V Orte zu einer Religion zu zwingen, in ihren Landen eine Glaubensfreiheit zu gestatten, welche durch die Leidenschaftlichkeit ihrer Stifter schon tief erschüttert war, von welcher Kolb, der Reformator in Bern selbst sagte: „Keinen stärkern Grund können die Gegner gegen uns aufstellen, als daß wir weder im Glauben eins sind, noch im Kultus nach Außen.“ *) Daher der große Unwille, der Zorn unter den V Orten, besonders bei der Geistlichkeit, die wegen Mangel an aller wissenschaftlichen Kultur, sich nur in Schmähungen, Zotten und Zerrbildern zeigen konnte, **) obwohl übrigens die Reformirten dmit nicht zurückblieben, dennoch von Jenen darin übertroffen wurden. Vorzüglich gegen Bern schrie, tobte Murner. Die Berner drohten, und die V Orte gaben von einem Tage zu Brunnen die Erklärung: „daß sie wegen einzelnen Personen das gesammte Vaterland nicht durch Krieg unglücklich machen wollten, und erkannten eine Strafe auf

*) Hottinger Schweizergeschichte II. 278.

**) Was gab es auch Unflättigeres, als der sogenannte Ketzerkalender?

alle diejenigen, welche geschmäht hatten. Aber Murner, die unerschöpfliche Quelle, gegen den Bern vorzüglich geklagt hatte, wußte zu entfliehen. Die Reformirten glaubten nun nicht mehr an den Ernst und Willen der V Orte zu strafen, und beschlossen auf den Antrag Berns eine scharfe Sperre von Lebensmitteln gegen dieselben. Man glaubte sie dadurch zum Nachdenken zu bringen, den Friedliebenden gegen den Lästerer zu bewaffnen, die Bessern gegen die Schlechten in Bewegung zu setzen. Aber gerade das Gegentheil erfolgte; alles stund zusammen. Warum sollte der Unschuldige die Strafe des Schuldigen leiden, warum alle bestraft werden, wenn nur Einzelne schuldig waren? Eine Strafe, die nur auf Einzelne fallen sollte, auf das Ganze legen, heißt das Ganze zur Empörung bringen, und diese so großes Elend verbreitende, den qualvollsten Tod bewirkende Maaßregel wegen der Schmähungen eines Mönchs, den Niemand unter den Reformirten, selbst nicht als Mensch, achtete? — Sobald die Sperre eingetreten war und alle Wege, Pässe und Straßen gegen die V Orte geschlossen wurden, zeigte sich sogleich eine gewaltige Spannung. Die Schiedorte versuchten noch einmal Vermittlung, ritten von Ort zu Ort und erhielten endlich noch einen Tag auf Bremgarten. Die Katholischen wiesen auf den großen Mangel in ihren Landen, sagten den Reformirten: sie sollten thun, was sie wollten, daß man auch an ihnen thäte, wie solches das Evangelium, als dessen Anhänger sie sich rühmten, es ihnen lehre. Diese forderten Glaubensfreiheit, und zwar nicht nur in den gemeinen Herrschaften, sondern auch in den eigenen, unmittelbaren katholischen Landen. Die V Orte schlugen es ab, weil sie vermeinten in ihren Gebieten mit eben so vielem Recht über das, was geglaubt werden solle, zu sprechen und zu befehlen zu haben, als Zürich und Bern in den Ihrigen. Als diese Antwort gegeben war, wurde die Aufhebung der Sperre abgeschlagen.

„Wohl, sagte Ammann Zelger von Unterwalden, ihr sollt uns nicht weiter zwingen, aber was wir gelitten, wollen wir nicht weiter leiden; unser Gut und Blut setzen wir daran.“ Sofort verritten die Tagboten.

Während die V Orte durch große Noth gezwungen, vereiniget und einig blieben, war dagegen unter den Reformirten das Band sehr locker geworden. Den Bernern hatte das schnelle Zugreifen im Thurgau nicht gefallen, obschon sie vielleicht jetzt den Plan zur Eroberung der Waadt gefaßt hatten; den übrigen Orten wie den fremden Städten war die Sperre eine verhaßte, unchristliche Maßregel, selbst die französische Gesandtschaft mahnte zu einer mildern Behandlung. Allein ohne Erfolg blieben alle Mahnungen, ja vielmehr wurden jene Orte, besonders Glarus, von Zürich scharf getadelt, wenn sie ihren Nachbaren von Schwyz Lebensmittel zukommen ließen. Während sich unter den verbundenen Städten keine besondere Lust zu einem offenen Kampfe zeigte, war hingegen in Zürich der Krieg das allgemeine Losungswort, und zwar in einem Augenblick, wo es ganz unfähig war, ihn glücklich zu bestehen. Zwingli suchte nicht blos außer den Grenzen der Schweiz und in der Schweiz selbst Schutz und Mitkämpfer, sondern wandte auch das Aeußerste an, um seine Gegner und Feinde in Zürich zu gewinnen, ja seine Consequenz, seine Ehre, das Beste, was er gethan, setzte er dafür ein. Er sagte der Rüden Zunft: daß wenn die V Orte unterdrückt, Zürich ein desto größerer Kanton würde, mithin für den fremden Dienst auch mehr Volk stellen könnte, also auch mehr und größere Pensionen erhalten würde. Er wollte ihr also wieder heimlich geben, was er öffentlich und von der Kanzel herab als Verrath am Vaterland erklärt hatte. Aber die Zunft mochte einen solchen Frieden verworfen haben, wie denn ein solcher Rückschritt wohl niemals zu einem Fortschritt werden konnte; es war ein Zugeständniß, durch das sie ihn nicht

achten lernte. Sogleich wurde ihr das Repräsentations-verhältniß in den Räthen geschwächt, gemeine Handwerker ihnen vorgesetzt, der Adel noch mehr verfolgt, die Verfassung von Zürich selbst bedroht, es gieng so scharf und drückend her, daß Staatsmänner, deren Eifer für die neue Lehre nicht zu bezweifeln war, anfiengen über die leidenschaftliche Verfolgung der Rüden zu klagen, einer Zunft, welche der Stadt Zürich so viele ausgezeichnete Männer für den Frieden und Krieg, für die Rathstube und das Feld gegeben. Es scheint, daß wenn der Partheikampf eine gewisse Höhe, einen gewissen Grad erreicht hat, die Heftigkeit und Verblendung darin sich ebenfalls steigert und erhöht, und Jene, welche darin befangen sind, völlig rathlos werden, und für ihre Rettung dann die zwecklosesten und verkehrtesten Mittel ergreifen. Der Reformator stund nicht nur gegen die höhern, sondern jetzt auch gegen die niedern Stände auf, die Bäcker, die Müller wurden ebenfalls scharf von ihm getadelt und bedroht, ein Theil der niedern Zünfte verband sich mit den höhern, man nannte ihn einen Zwingherrn, Landenberg, Geßler. Man wollte Krieg, aber die Einten aus Religionsfanatismus, die Andern um sich des Reformators zu entladen. Die Staatsmaschine war wie aus einander gebrochen. Im Rath wollten Einige sogleich mit Macht aufbrechen, die Andern sich nicht übereilen, Diese den Landsturm ergehen lassen, Jene ihn noch zurückhalten, was die Einten gesetzlich beschlossen, hoben Andere wieder eigenmächtig auf. In diesem Wehrzustande riefen die Prädikanten: *Jus est in armis.* Und nun, da dieses *Jus* wirklich zu vertheidigen und zu behaupten war, da der Zeitpunkt der Entscheidung immer mehr nahete, worin bestand die Macht und Stärke dieses Rechtes? Nach so vielen und mühevollen Unterhandlungen um Hülfe und Unterstützung bei mächtigen, auswärtigen Fürsten, nachdem man mit einer Thätigkeit ohne Gleichen, mit einer Beharrlichkeit, die vor keinen Hinder-

nissen erschrack, das christliche Burgrecht vieler Städte gestiftet und mit diesem noch eine viermal stärkere Streitmacht gegen die V Orte aufzustellen im Stande war, — mit welcher Macht, mit welchem Heereszug rückte Zwingli ins Feld? „Mit einem Panner one Lüt", sagt Bullinger. Statt viertausend Krieger, die man so oft für fremdes Interesse ausziehen ließ, siebenhundert Mann, die von den entferntesten Gemeinden hergelaufen, ein ermüdetes, schlecht geordnetes Volk, dem die Anführer größtentheils fehlten, dem kein Kriegsgesetz verlesen war. Vor dieser verhängnißvollen Schaar bestieg Zwingli sein Pferd, die Streitaxt auf der Schulter, den Kopf gebeugt, voll schwarzer Ahndungen, den Tod im Herzen.

Die V Orte, nachdem ihnen der Proviant zum zweitenmal abgeschlagen worden war, verboten alle Lustbarkeiten, schlossen die Wirthshäuser, öffneten die Kirchen, hielten allgemeine Buß- und Bettage. Man fieng über die Pension und ihre Folgen an nachzudenken, über die Bestechlichkeit, über das zügellose Leben, welches sie bewirkten; sie sahen ein, daß man Gott versöhnen, zu einem bessern Leben, zu den reinen Sitten der Väter zurückkehren müsse, wenn man seinen Schutz und seine Hülfe haben wolle. Dann wurde alles unter die Waffen gerufen, ihre Panner zogen durchs Land herauf. Auf dem Marsche zeigte sich ihnen überall die größte Noth; sie sahen die abgemagerten Weiber und Kinder, die Greise und Mütter, welche aus Hunger dahin starben, hörten das Rufen nach Brod und Nahrung, das Jammergeschrei der Unmündigen, das Brüllen des ungesättigten Viehes, welches gleichsam das allgemeine Elend laut verkündigte. Je weiter sie zogen, je mehr wurden sie bewegt, je höher glühte der Zorn, je größer wurde die Kampflust, das Vertrauen auf den Sieg. Die Noth des Landes, die Verzweiflung der Ihrigen trieb sie hinaus an den Feind, um mit der Kraft ihres Armes, dem Schlag ihrer Hallebarden

die schreckliche Sperre zu brechen. Bei Kappel trafen sie auf einander. Nach einem kurzen aber heftigen Widerstande war das Haupt der Reformation erschlagen, die Schlachtordnung der Zürcher gebrochen und zersprengt, alles Volk in schneller Flucht bis an den Albis herab.*) So furchtbar und lähmend wirkte diese Niederlage, Zwingli's und so vieler angesehener Männer Tod, daß die vier und zwanzig tausend Mann, welche von den verbündeten Städten für Zürich zusammenzogen, den Krieg nicht mehr zum Stehen bringen konnten. Die Anarchie brach nun in

*) Salat macht über diese Schlacht folgende Bemerkung: „Hier habend fründ fründ umbracht, item es haben gute Bekannte Gsellen einander erschlagen, es habend blutsverwante fründ ire Waffen in fründes Blut genetzt, es habend eid- und bundgenossen die brief, so ire frommen tapfern Altvordern durch Verehrung ires blutes ufgericht und gemacht mit eben dem blut wider usgetilgt und abgetan. Es sind sachen fürkommen, wann es hätt anders angetroffen als den christlichen Glauben, seel und ehr, so wär nit Wunder, wenn die Sonn sich, wie zu Rom, in dem elenden Sterben Julii Cäsaris samt allen Elementen entfärbt.“

Bullinger beschreibt uns, was zu Nacht auf dem Schlachtfeld vorgieng also: „Dieselbig nacht war eine elende und jämmerliche nacht, denn es wurden klägten gehört und allerlei jammers von den Wunden und Sterbenden. An dem Anrüfen erkennt man den Unterschied. Die Zürcher ruften merteils Gott an durch unserm Herrn Jesum Christum. Die V Ort die würdig Mutter Gottes und die lieben Heiligen. Ettlich der V Oertischen trotzten die Kranken und Wunden Zürcher, ettlich hatten Mitlyden mit den Sterbenden. Ettlich sagten: es wär dennoch schad, das soviel redlich lüt, an denen eine Eidgenossenschaft einen Trost sollte gehegt haben, umbkommen wärend. Die Andern: es wär inen recht beschehen, diewyl sie es also haben wolltend. Es sagten vil, diser Sig darf wol bald unser Verderben syn, denn die Zürcher und ir anhang sind eines großen Vermögens und werdend nüt ungerochen lassen. Dagegen war geredt: es ist nit allen leyd, die werdend sich nit ynlegen, sundern umb ein friden luogen, dann sy der Unruwigen abkommen.“

Zürich vollkommen aus. Wer bisher aus Furcht vor dem Reformator geschwiegen hatte, sprach, schrie jetzt laut, wer sich unterdrückt glaubte, erhob sich jetzt, wer keine Rathsgeschäfte unter Zwingli mehr verwalten wollte, wollte wieder regieren. Aber Mißtrauen, Argwohn, Rache und Muthlosigkeit beherrschten dennoch alles, verbreiteten sich unter der Bürgerschaft, dem Volke, unter den Hauptleuten und Soldaten, und Mißtrauen, Kaltsinn, die Furcht vor eigener Gefahr ergreifen zugleich die zugezogenen Bundesgenossen, also, daß die bloße Vorhut der V Orte, sechshundert zwei und dreißig Freiwillige, im Stande waren, achttausend Feinde zum zweitenmale am Zugerberg aus dem Felde zu schlagen. Nun keine Haltung, kein Stand mehr unter den verbündeten Reformirten, links und rechts ziehen sie überall ab, Zürich, welches das christliche Burgrecht gestiftet, sieht sich von allen Bürgerstädten, außer St. Gallen, verlassen, sein Volk flieht in eiliger, wilder Flucht, von den Katholischen hart bedrängt der Stadt zu, um hinter ihren Mauern Schutz zu suchen; aber alle Thore sind verschlossen; vergebens ruft und bittet man lange, sie doch zu öffnen, lautes Weheklagen: ob denn die Stadt ihr Volk an ihren Mauern vom unerbittlichen Feinde wolle erschlagen lassen? Da öffnen sie sich, die Stadt ist erleuchtet, um den Einzug ihres geschlagenen, zerstümmelten, schwer verwundeten, auf eine kleine Schaar herabgesunkenen Volkes zu sehen, und endlich einen Frieden anzunehmen, den seine Bauern gebietend von ihm forderten; einen Frieden, bei dessen Berathung nur eine Hand fehlte, so wäre es wieder zum alten Glauben gezwungen worden. Diese Hand war Schultheiß Golder von Luzern. „Nein, rief er aus, dieses wird Zürich nie thun." *) Einen Frie-

---

*) Der Nämliche hatte den Hauptleuten der V Orte den Befehl gegeben: mit iren Lüten zu reden, das so der allmächtig Gott sy

den jedoch, in dem man erklären mußte: daß man die Katholischen bei ihrem allein selig machenden Glauben künftig ruhig lassen wolle.

Während die Bauern diesen Frieden gleichsam erstürmten, weil ihnen ihre irdische Seligkeit eben so sehr zu Herzen gieng,*) als ihre ewige, die sie durch diesen Frieden nicht in Gefahr glaubten, wurde er in der Stadt von den Kanzeln herab angegriffen und gelästert, als der evangelischen Lehre und dem Worte Gottes zuwider.**) Konnte

---

des sieges würdigen, sy nit so begierig über den Fynd herfallen, angesehen daß sy vor auch unser Eidgenossen wärend gsin, und ob Gott well wytter werden. Notiz. üb. d. Krieg in Cysats Samml.

*) Und als man die Verordneten der Landschaft des Friedens wegen fragte, stund ein altes Bürli herfür und sprach: es hat Obristhoptmann ein lang Red ghalten und uns ermahnt, nit zum friden zu ylen. Es möchtend vilicht in der stadt der herren mer syn, die desselben sinnes wärend, das aber uns arme lüte uf dem land, die an lyb und gut täglich zu grund gericht, nit zu erliden ist. Unsere Herrn und Obern sitzen in der stadt, die nützid zu verlieren; wir müssen ihnen Zins und Zehnten geben, so übel wir auch geschädiget sind. — — — Es ist an den V Orten groß Uebel begangen worden, an ihnen nit nur die Bünd und den Landesfriden gebrochen, sundern auch das Recht, indem ihnen der Proviant ist abgeschlagen worden. Darumb ist jetzt Gott über uns erzürnt und wir am Besten thun, wenn wir mit ihnen frieden machen. Diesem rat folgt männklich. Tschudi Kap. Krieg.

**) So rief unter Andern Bullinger von der Kanzel: „Ir Rathsherrn von Zürich, da üch Gott gstraft und ermahnt, das ir üch wider zu ihm kartind und üwer leben besserend, habend ir Inne noch mer erzürnt, indem ir so eine fule, schandlich richtung, ich darf nit sagen frieden gemacht, dann ihr Gotteswarheit, Glauben und Wort gefälscht und in den frieden setzen lassen: der päbstisch Glaub syge der wahr Glaub, das aber nit ist, denn er ist falsch, unchristlich, vom tüfel und menschen erdacht. . . . . . Nu lugend, wie ir das spil mischlend, dann mich beducht Ir thugend wie die falschen Spieler uf die karte bögle machen; aber Gott der Allmächtig staht hinter üch und lugt ins spil, den habind vor

man aber einen andern Frieden schließen, wenn die V Orte darauf bestanden und das Volk alle Hülfe zur Fortsetzung des Krieges versagte. Und war er denn wirklich der neuen Lehre so schmählich oder schmachvoll? Der bedrohliche Artikel des allein seligmachenden Glaubens sagte im Grunde nichts weiter, als: daß der katholische Glaube für die Katholischen der allein seligmachende sey, denn die Neugläubigen traten deßhalb nicht von dem Ihrigen ab, nicht einmal die Bauern, welche den Frieden durchaus wollten. Man ließ ihn allein selig seyn für die, welche an ihn glaubten.

Das Volk war während den theologischen Disputationen und den politisch-religiösen Zerwürfnissen seiner Obrigkeiten, Priester und Prädikanten allein eidgenössisch geblieben. Weder von Pensionen bestochen noch von Pensionen bestimmt, weder vom Verstandeshochmuth noch vom Glaubensfanatismus verwirrt und gereizt, zeigte ihm sein ruhig und besonnen gebliebener Geist, daß man auch bei getheilten religiösen Meinungen gar wohl neben einander leben könne, ja müsse, wenn man nicht immer Krieg haben, seinen Wohlstand, sein Eigenthum, sein Leben und seine Freiheit nicht in Gefahr setzen wolle. Die reformirten wie die katholischen Landleute hörten an den meisten Orten nicht auf, sich als Eidgenossen zu betrachten, sie achteten der Sperrgesetze wenig, wo es möglich war, sie zu überschreiten; die Züricher liefen mit Lebensmitteln zu den Schwyzern und die Berner zu den Entlibuchern, ja diese Letztern verbanden sich eidlich, einander weder zu schädigen noch feindlich zu überziehen, sondern wie bisher sich treue Nachbarn zu seyn. Aber das begehrte am Schlusse des Krieges das Volk von beiden Confessionen: daß die

---

Augen." Solches aber den herrn in der Ratsstube nit gefiel, einige trugen an, daß man den unruwigen Pfaffen, dem nützig gefiel, des landes verwise. Bullingers Kronik.

fremden Pfaffen, die einer Eidgenossenschaft durch ihr Schimpfen und Schmähen in ein solches Unglück gebracht, aus dem Lande gewiesen, daß man den Prädikanten künftighin keinen Einfluß mehr in Raths- und Staatssachen gestatte, und in Zürich und Bern forderte das Volk noch weiter: daß man fürhin keinen Krieg, von dem sie auf dem Lande allein zu leiden hätten, ohne der Aemter Wissen und Willen mehr anfangen solle, was ohne Widerstand gestattet werden mußte. So wie die hohe geistliche Regierung durch Mißbrauch an die Weltliche verlor, so verlor wiederum die weltliche Regierung durch Mißbrauch ein Souveränitätsrecht an das Volk; und, was der Reformator Menschliches that, mußte er menschlich büssen, was er mehr wollte, als das Wort Gottes forderte, mißlang; hingegen, was er rein dachte und aufrichtig wollte, sich mit der Geschichte verband; seine Person mußte untergehen, sein Werk aber bleiben. Uebrigens kann man die Reformatoren überhaupt nicht die Reformation nennen. Diese war weniger in Jenen, als Jene in Dieser enthalten; denn wäre die Reformation mehr eine persönliche als eine allgemeine Sache gewesen, Etwas in der Natur und im Laufe der Geschichte gelegenes, wie hätte sie über die Zerwürfnisse, über die Spaltungen, über die leidenschaftlichen, eckelhaften Zänkereien, in welche ihre Lehrer unter einander zerfielen und ihr Werk damit selbst zu entehren schienen — wie hätte sie sich so sicher und siegend fortbewegen und erhalten können?

Es ist wahr, daß die Eidgenossenschaft durch die Reformation getrennt, daß sie die vorzüglichste Ursache der Uneinigkeit, der Zwietracht und der innern Kriege wurde, die auf sie folgten, aber es ist keineswegs erwiesen, daß ohne sie die Einigkeit immer erhalten worden, der innere Friede immer ungetrübt geblieben wäre, was sowohl ihre frühere Geschichte als die nachfolgende genugsam beweist. Die Reformation schied die Anarchie, welche die

Reisläufe, die Pensionen und fremden Gelder und die dadurch erzeugten entgegengesetzten Interessen bewirkten; sie brachte Ordnung in die Verwirrung, sie trennte zwar, aber sie vereinte auch wieder. Das große eidgenössische Hauptpanner war durch den fremden Dienst, wenn nicht verschwunden, doch selten mehr sichtbar. Die Reformation, wie sie zwei Hauptpartheien bildete, gab ihnen auch zugleich zwei Panner, an die sich die Confessionen anschlossen, bei denen man bereit war zu leben und zu sterben. Sie näherte die beiden Städte Zürich und Bern, die wohl schwerlich mit einander immer im Frieden geblieben wären; sie verband die katholisch-demokratischen Orte mit Luzern, welche Stadt sie immer mit etwas Mißgunst und Neid ansahen. Wenn man in allen übrigen Sachen uneinig und getrennt war, hier wurde man eines Sinnes, die stete, rege Furcht vor einander, die überall aufgesteckten Sturmzeichen hinderten und hemmten das Aufkommen einer Menge feindlicher Partheien, welche die vielen zeitlichen Interessen erzeugt hätten; beim Worte evangelisch, katholisch, Religion, Gotteswort wurde alles vergessen und und lief unter seine Fahnen und Feldzeichen zusammen.

Wenn sie auf das politische Leben der Eidgenossenschaft diesen Einfluß übte und diese Wirkung hatte, so war sie übrigens weit entfernt auf das innere und sittliche Leben einen gleich wohlthätigen Einfluß auszuüben; ja, man hätte glauben sollen, daß alles nur des Gegensatzes und der Form wegen geschehen wäre. Die Reformation gab einen Kultus, welcher alle Verbildlichung verbot, denn Bilder und Formen stunden nicht ausdrücklich in der Bibel; aber die Einfachheit ihrer Lehre, das Ewige ohne äußere Berührung nur in der Tiefe und Stille des Gemüthes anzubeten, konnte von einer Zeit nicht verstanden werden, welche vom Gelde allein regiert, wenig höhere Bildung besaß, sondern beinahe in einer gänzlichen Verwil-

derung lebte. Deßwegen wurde auch vorzüglich nur jene Seite von ihr aufgefaßt, nur nach dieser griff alles begierig, was der Sinnlichkeit freien Spielraum gab und die Bande hob, von denen sie bisher beschränkt war, und was die zeitlichen Interessen befriedigte, die sie gewährte. Dieser Zusammenfluß von irdischen Schätzen und Befriedigungen jeder Art war deßhalb wenig geeignet, den Menschen in jene Stimmung zu versetzen, vermittelst welcher er sich ohne Bild und äußere Berührung lediglich von sich aus und durch sich zu Gott erheben konnte. Hier kam die neue Lehre mit sich selbst in Widerspruch, und die natürliche Folge davon war, daß sie in einer kaum glaubbaren Kürze der Zeit in eine gänzliche Entstellung und Ausartung zerfiel, die sich vorzüglich bei Jenen zeigte, welche das göttliche Wort den Laien erklären und es mit Begeisterung vortragen sollten. Statt dessen verbanden die Prädikanten mit der größten Geistesroheit und Sittenverwilderung die allergehässigste Intoleranz, Verfolgung und Geisteshochmuth, so, daß das Volk von seinen evangelischen Lehrern übel erbaut, Kirchenordnungen, Predigten, Feste verschmähte nnd sich wie vorher von dem alten, jetzt von dem neuen Kultus zurückzuziehen begann; eine gänzliche Auflösung drohte.*)

---

*) Man lese darüber die von Salomon Heß 1811 herausgegebene Sammlung zur Beleuchtung der Kirchen- und Reformationsgeschichte der Schweiz. Da gab es gegen 20 Prädikanten, welche wegen Ehebruch und Polygamie, Saufgelagen, Raufereien, Schuldenmachen angeklagt waren. Von Einem wurde gesagt: man nenne ihn nur das Schwein von Landenberg.

Vorstellung der Synode an die Obrigkeit 1534. Wiewohl bisher große Gefahren und muthwillige Zeiten gewesen, so sind doch nie so laute und schwere Klagen über das allgemeine Ueberhandnehmen der Laster und Lasterhaften in unserer Synode geführt worden von allen Pfarrern als gerade in der jüngst gehaltenen so, daß uns nicht wenig bekümmert, daß solcher Unrath unter

Während die reformirte Kirche dieses Bild des Zerfalles zeigte, war die Katholische weit entfernt, sich einer vorzüglichen Erbauung und Sittenreinheit rühmen zu können.*) Die Häupter derselben, wie der höhere und niedere Klerus waren in ihren großen Gebrechen und Sünden geblieben. Die Ersten hatten noch nicht erkannt oder wollten nicht erkennen, daß die große Trennung in der christlichen Kirche nur in der durchaus falschen Richtung ihrer Lehrer und Führer war, in dem Streben und Eifer nach blos zeitlichen Dingen lag, daß nur in der Rückkehr zu dem ewigen Ziele, in dem Verlassen alles dessen, was der Welt gehört, ihr Heiligthum gerettet und die Symbole wieder leuchteten in der Reinheit ihrer Träger. Vieles geschah zwar auf dem Tridentinischen Consilium; aber da jede Regeneration weniger von gegebenen Formen und Gesetzen abhängt als von der Lebensänderung derjenigen, welche berufen sind, zu leiten, zu lehren und zu regieren; da die Menschen sich nur nach dem Beispiel derjenigen richten, die über ihnen stehen und für sich nicht unerlaubt halten, was ihre Vorsteher sich ebenfalls erlauben: so blieben seine Gesetze und Verordnungen meistens nur todte Formen, ins Le-

---

uns in den schweren Läufen und nach großer Straf Gottes, die über uns ergangen, erst noch sollen gefunden werden 2c.

Meisters helv. Geschichte.

*) 1584. Artikel der Priesterschaft in M. G. Hr. von Luzern Statt und Landschaft fürzehalten uf gepflogene Unterred und Handlung mit Hr. Wybischof, frytags vor Pfingsten. Erstlich, daß sy sich des Zächens müßigend, der Wyn- und Wirzhüsern sich enthaltend. Zum Andern, das sy sich des Zächens und Gastyrens uff Kind Tauffeten, Jarzyten und Bestatnuß der Abgestorbenen gänzlich müßigend. Drittens, das sy sich by ihren Kilchen anheimsch finden lassen, sonderlich zu den Tagen, so sy verbunden sind Mäß zu halten und dergly chen. Zum Vierten, das ein jeder Priester jährlich uf allerwenigist zweimal im Jahr den Hr. Jesuiten allhie bichte. Chronicon Lucern. Mpt. V Bd. S. 607.

ben, in die Wirklichkeit kamen sie selten. In der Kirche wie im Staate fragt man nicht blos nach Gesetzbüchern, sondern nach der Persönlichkeit derjenigen, welche regieren. Von diesen erhalten Gesetze und Verfassungen ihr Leben und ihre Kraft. Uud wenn nun diese Persönlichkeit in die gegebene Form nicht eingreift, ja ihr vielmehr noch entgegen handelt — welche Achtung, welches Zutrauen kann denn eine solche Ordnung einflößen? wie kann man sich zu ihr hingezogen fühlen. Diejenigen, welche beiden Confessionen vorstunden, die Katholischen wie die Reformirten lebten wie die Pharisäer nur im Buchstaben, im Aeußern und Formellen, und das ist das wahre Götzenthum.

Während sich die Reformation in der Schweiz bildete und entwickelte, die Confessionen und Partheien ausschied und sie zu einer zweimaligen Rauferei brachte, war ein großer Krieg in ganz Deutschland ausgebrochen, der von Oben herab nur von materiellen Interessen erzeugt wurde und dem die Religion nur als Mittel diente, die untern Stände dafür zu begeistern; ein Krieg, den nicht die deutsche Nation allein und von sich aus anfieng und begann, führte und vermittelte, sondern wo Deutschland mehr oder weniger zum Kampfplatz fremder Interessen diente, die entgegengesetztesten Staaten sich darauf herumschlugen, und den Krieg vom deutschen Norden bis an die Grenzen der Schweiz spielten und hier die Frage der Neutralität aufwarfen.

Von der Neutralität.

Die Neutralität ist die *magna charta*, das große politische Staatsgesetz der Eidgenossenschaft nach Außen; Freiheit

Friede und Ruhe, in welcher das wilde, arme Land allein gedeihen, erzogen und ausgebildet werden konnte, forderten eine gänzliche Entfernung von allen jenen Verhältnissen und Verbindungen, durch die es in die allgemeinen politischen Begebenheiten konnte fortgerissen werden, in Kriege verführt und die sparsamen Früchte seines Fleisses verloren giengen. Wenn selbst den mächtigsten Staaten, den siegreichsten Königen am Ende ihrer Kriege und Triumphe nichts übrig blieb als eine gänzliche oder theilweise Erschöpfung,*) was konnte einem so armen, kleinen Lande, als die Schweiz war, geschehen, wenn es sich unvorsichtig in Kriege verwickelte, mit den Löwen auf die Jagd liefe! Der schwer zu erhaltende Gewinn des Landes mußte wieder auf den Boden zurückkehren, aus und von dem er erstanden und nicht für andere ihm fremde Zwecke verwendet und aufgeopfert werden. Es wäre dieses auch nicht in der Macht und Gewalt der Obrigkeiten gelegen, denn das Volk erkannte seine Interessen und zeigte immer einen entschiedenen Widerwillen gegen alles, was das Land

---

*) In der Geschichte keines Königs wird dieses lebendiger gezeigt als in jener von Ludwig XIV. Wie sehr gleicht das Schicksal dieses legitimen Königs von Frankreich dem des sogenannten illegitimen Kaisers. Friedrich II. blieb am Ende von seiner militärischen Laufbahn, nach Archenholz Beschreibung des siebenjährigen Krieges, von seiner großen Kriegsorganisation nichts, als die Ueberreste einiger Stammbataillone.

Mably glaubt, daß ehe ein Staat sich zum Krieg erklären dürfe, habe er sich zuerst Folgendes zu beantworten: La guerre, que je puis faire seroit-elle juste? en la supposant légitime, m'importe-t-il de la faire, c'est-à-dire l'objet que je me propose, est-il d'un si grand prix, qu'il faille l'acquérir par une guerre? quels moyens ai-je entre les mains pour le faire heureusement? quels avantages puis-je raisonnablement me promettre sur mes ennemis? si la fortune trahit d'abord mes espérances, comment lasserai-je ses caprices? quelles sont mes ressources, combien d'échecs puis-je essuyer sans succomber? Des principes des négociations.

in fremde Händel ziehen konnte. Die Neutralität ist demnach als Haupt- und Nationalinteresse vorzüglich zu betrachten, es ist zu zeigen, wie fest und unverwandt sie immer vor Augen gehalten, welche Hindernisse ihr entgegen stunden, wodurch sie verletzt und angegriffen wurde. Wenn die Eidgenossenschaft dieses Nationalgut bewahren, wenn sie seiner würdig bleiben wollte, so mußte sie ebenfalls keines Staates oder Volkes Ruhe und Friede weder mittelbar noch unmittelbar stören, sie mußte gegen alle Mächte die gleiche Stellung annehmen, keine besonders begünstigen, mit keiner sich in besondere, andere verletzende Verträge einlassen, sie mußte gegen Andere eben so neutral seyn, als sie wollte, daß man es gegen sie wäre. Diesem nach konnte die Neutralität auf dreifache Weise gebrochen werden, und zwar erstens, indem man sich mit einem Staate direkte verband, um mit ihm gemeinschaftlich einen Dritten zu bekriegen. Es geschah dieses nur zweimal in den burgundischen und italiänischen Kriegszügen. In beiden wurden sie belehrt, wie leicht man der Herrschsucht zum bloßen Instrumente dienen und von den hohen Bundesgenossen in die größte Gefahr gestürzt werden könne, und endlich selbst bei allfälligem Gewinn, den ihre Tapferkeit gewöhnlich allein errungen, nur den kleinsten Theil davon beziehe. Ihre staatsrechtliche Organisation hinderte sie ebenfalls an der Offensive, denn wenn oft nur die größte Noth die Bundesglieder zur Landesvertheidiguug schnell zusammen zu bringen im Stande war, — was wäre von ihnen zu hoffen gewesen, wenn sie sich mit einem andern Staate zu einem gemeinsamen Kriege verbunden hätten, da dieses niemals einstimmig hätte bewirkt werden können, die Opposition immer groß und mächtig geblieben wäre und endlich das Volk nie dafür hätte interessirt werden können, und demnach dem Offensivvertrag ganz jene innere Kraft, jener Haltungspunkt gemangelt hätte, ohne welchen man

wohl einen Krieg anfangen, aber nur unglücklich beendigen kann. Die zweite Art die Neutralität zu verletzen, konnte geschehen, indem man fremden Heeren entweder die Pässe nach Frankreich oder Deutschland öffnete, oder dieselben ungehindert von ihnen nehmen ließ. Eine solche Oeffnung konnte das Glück von Militäroperationen entscheiden und mithin auf das ganze Schicksal einer kriegführenden Macht den größten Einfluß ausüben. Jedes Zugeständniß an irgend Eine davon war, so zu reden, ein indirekter Angriff und verdiente weit blutiger gerochen zu werden, als ein unmittelbarer und offener, denn dieser zeigt sich als ein vor der Fronte stehender Feind, den man als solchen anerkennt, sich gegen ihn rüsten und waffnen kann, gegen den man sich zu versehen, dem man nicht trauen darf, während man sich von der Neutralität Schutz verspricht, an ihr einen Stützungspunkt zu haben glaubt und hinter ihr kein verborgener Feind wähnt. Dieses wurde in den großen Räthen der Kantone anerkannt, man fand es in ihren Instruktionen auf die Tagsatzungen, man sah darin, wie sie das allgemeine Interesse ihres Landes und Volkes aufzufassen und zu beschließen wußten.

Wie ganz und sehr man die Nothwendigkeit dieser Neutralität erkannte und anerkannt hatte, wie sie in Augenblicken und in Verhältnissen ausgesprochen wurde, in denen man es am wenigsten hätte erwarten sollen; welche Hindernisse sie zu besiegen, wie sie überhaupt möglich war, haben wir nun zu zeigen. Dieses nöthiget uns aber die Lage der Eidgenossenschaft, die innere Stellung der Kantone, die Stimmung beider Confessionen etwas genauer zu beschreiben. Man konnte sich gegenwärtig die Bünde nicht mehr schwören, und das gieng beiden Partheien zu Herzen, indem man sie, als durch sie entstanden und die eidgenössische Freiheit durch sie begründet, als etwas Heiliges verehrte. Man wollte die alte Eidformel nicht mehr gelten lassen. Die Reformirten wollten die

Mutter Gottes nicht mehr darin haben, die Katholischen sie durchaus nicht darin missen. Deßwegen hielt man sich mehr oder weniger für unverbunden, das heißt, nicht mehr so staatsrechtlich vereiniget wie vorher. Die reformirten Kantone waren der Hülfe der Katholischen nicht sicher, daher suchten sie umliegende reformirte Städte, wie Mühlhausen, Straßburg, Genf in ihr Interesse zu ziehen und sich mit ihnen zu verbinden; die Katholischen begünstigten Spanien, unterstützten Savoyen gegen Genf, die Berner selbst mußten fürchten, es möchte Ersteres gegen die Waadt von den V Orten Volksaufbrüche erhalten.*) Die Reformirten glaubten um so mehr alles fürchten zu müssen, als ihre Religionsverwandten in Deutschland wie in Frankreich immer geschlagen wurden und die V Orte durch die Thaten des Obersten Pfyffer, den man die Säule des katholischen Glaubens nannte, selbst in großes Ansehen kamen und sich durch sie mit verstärkt fühlten. Diese Orte wurden gegen die Reformirten in einer steten Aufregung gehalten, weil sie das Consilium von Trident nicht beschickt hatten, obschon man es als eine Besprechung über Glaubensgegenstände ausgekündet hatte, weil sie den neuen Kalender nicht annehmen wollten, obschon dessen Zweckmäßigkeit von Niemand geläugnet werden konnte, weil sie ihn verwarfen, blos weil er vom Pabst gemacht worden war. Allein den Reformirten schien es unmöglich zu seyn, ein Werk anzunehmen, dessen Verfasser, wie sie glaubten, die Pariser Bluthochzeit, den Tod so vieler Tausende ihrer Glaubensverwandter, gefeiert hatte. Dazu kamen noch eine Menge von Gerüchten, welche Ueberfälle zum Zweck haben sollten und die Spannung in kirchlichen wie politischen Sachen vermehrten.**) Man muß sich gegen einan-

---

*) Wie diese Furcht nach den Akten mit Savoyen im Archive von Luzern nicht ungegründet war.

**) Dessen ungeachtet ward 1582 ein eidgenössischer Schießtag in Lu-

der aussprechen, sagte man. Zuerst schickten die Reformirten zu den Katholischen ihre Rathsboten, darauf die Katholischen zu den Reformirten.*) Jede Parthei wollte Recht haben, entschuldigte sich dessen, was sie gethan. Die Katholischen glaubten, man müsse wieder zu dem alten Glauben zurückkehren, wenn man Ruhe und Frieden im Lande haben und erhalten wolle. Das verneinten die Re-

---

zern gehalten. Die herrlichen Volksfeste, Osterspiele genannt, fanden nicht weniger statt. Sie bezeichnen ihre Zeit ganz vortrefflich. In der Beilage findet sich ein Auszug davon und zwar aus den Akten ihres Direktors, Stadtschreiber Cysat.

*) Ich glaube, es werde nicht uninteressant seyn, hier ein Auszug von der Relation mitzutheilen, welche Cysat als Gesandtschaftssekretär davon abfaßte. „Zu Zürich hat ein fürnehmer Mann gesagt: Sy haben gern gehört, daß wir unseres Glaubens halb, Erlüterung gethan. Was das Ave Maria belange, beschehe ihnen zu kurz, das sy nichts daruf haltend, denn sy lehrens auch iren Kindern, aber sy haltends für kein Gebett. Aber was die Bilder und ire Verehrung in den Kirchen antreffe, sige es gut, das man sich darüber erlütert. Daß sy aber katholisch werden, soll man nicht denken. Man soll einander unangesehen des Glaubens dennoch für gute liebe Eidgenossen halten. Das Conzilium hätten sy nicht beschicken können, denn an der Auskündigung gar seltsame Clauseln angehängt. Und als ihm geantwortet war: wir vermeynen, daß diewyl man sich bishär in Politischen sachen liechtlich hat verglichen können, das wir auch des Glaubens halb bald zusamen kämen, wann sie von iren Geistlichen so wenig, als wir von den unsrigen geregiert würden; und da hat er widergeredt: sie beduren, das wir von unsern Jesuiten so viel glauben und sie lassen also wider sie verhetzen. Doch sigend auch nit alle solche Lütt, sondern auch etwa ein rüdig Schaaf unter ihnen, und lobt das höchlich das sie also einen großen Fleiß und Treue mit der Jugend anwenden und ein sittsam, ehrbar Leben führen, weliches ordentliches leben ihr obrister Prädikant Gwalter seinen Prädikanten als ein spiegel fürhalte. Sonst, was die Conversation und ihr Wäsen belangt, hat man alle fründschaft gespürt. Der Antwort halb, so die sieben Katholischen vor ihrer großen Rathsversamm-

formirten und lehnten in dieser Sache alles entschlossen ab. Als die Katholischen diese Antwort erhalten, schwuren sie den goldenen oder Barromäischen Bund und verbanden sich ebenfalls durch einen Bund mit Spanien.

---

lung gegeben, hat man sie ziemlich willig und geduldig angehört. Zu Schaffhausen sind die Gesanten in allen Dingen, es sey in Conversation, Zusprechen, Gesellschaften und andern treflich wol gehalten worden, also, das es Zürich übertroffen. In der Audienz hat man eine besondere stille, gedult und gutwilliges aufmerken gespürt, ja auch gesehen, das Ettlichen besonders alten vor Erbarkeit die Augen übergangen und gar kein einziges fußrütschen, rüspen oder gebrächt gehört, wie aber zu Zürich beschehen. Und sie haben auch an den scharfen fürträgen, so die vier Stätt gestellt, ungern bewilliget. Zu Basel hat es warlich an herrlichem traktiren, Gesellschaften und dergleichen fründschaft erzeigen auch nit gemangelt. In der Audienz hat man auch, wenn man etwas gelesen, so nit geschmeckt, ein geprächt, Rüspern und fußrütschens vernommen. Die Antwort darauf ist wahrlich sonst fründlich und mit zierlichen Worten beschehen, aber in Substanz derer von Zürich gleich: man soll ohne Hinderung des Glaubens einander als Eidgenossen beispringen. Zu Bern hat es zwar an fründlichem Traktieren von der Obrigkeit auch nit gemangelt, doch zieht Zürich in ettlichen Stucken vor. Es hat sich auch nit können noch mögen verbergen, wie man nit fast werth sye, denn in andern stätten ist nit allein ein großer Zulauf von der Burgerschaft, sondern auch vom Landvolk gewesen den Ein- und Ausritt zu sehen. Hier aber ist nit mer Volk als sonst gesehen worden, anderst nit als wenn man bey ihnen in der stillisten Zeit wäre oder an einem großen Verboth, welches man vermeint von der Obrigkeit also angeordnet worden. Die Audienz in ihren kleinen und großen Räthen ist auch zimlich unruig und ungedultig gesyn. In der Antwort hat man nit unterlassen zu melden, wie man mehr geantwortet als ihr Fürtrag erfordert, derohalb sie es mit den übrigen Stätten berathschlagen müssen. Hienäben als man ihr Zeughaus beschaut, hat man zimlichen Hochmuth spüren mögen, indem sie alles von ihnen selbst so hoch berümt, wie sie in allem so wol verfaßt, jedes Pferd sein Wagen habe, und in einer Schnelle ihre große Macht aufbrechen könne. Und über diß alles

Durch den Ersten waren die alten Bünde aufgegeben, sobald es die Religion galt. Was wurde nicht schon alles zur Religion gemacht, was konnte nicht zu ihr gemacht werden, besonders da Rom damals meistens nur rein zeitliche Interessen verfolgte. Durch den zweiten schlossen sie sich an eine Macht an, welche unter allen den reformirten Kantonen die Gehässigste war.*) Während sich die Ka-

seyen sie noch mit dem Besten, mit dem Geld versehen. Also wer sie suche, werde sie finden. Der Savoyer gieße Büchsen, er könne sie aber hieher geben, wie der Herzog von Burgund die Synigen.

*) Es sehend Fürsten und Herren, Stätt und Länder, wie sy ire sachen machen, sich und die Iren versichern mögen, suchen ihre Gelegenheit und Vortheil unangesehen, ob es andern auch gefällig, nützlich oder schädlich sye, ja auch ettwa mit iren Glaubens-Fynden, so viel desto mehr gebürt es uns zu erhaltung unseres Gloubens unserer Landen und Lüten eine solche angebotene Fründschaft mit einem solchen großmächtigen katholischen Potentat. Und so man die Artikel diser Fründschaft besichtiget, wird man noch andere kommliche Artikel für die Obrigkeit wie für den gemeinen Mann finden und sonderlich für unsere armen Unterthanen enert dem Gebirgs. Und obwohl man die sach by dem gemeinen Mann unglich fürgiebt und uslegt, so wird doch der wahr grund durch den buchstaben der Artikel gefunden, das solches weder wider Gott noch andere Puntsgenossen ist. Obwohl die Franzosen uns Eidgenossen ir Fründschaft und Püntnuß so hoch anschryben, dennoch hat es by den katholischen Orten vil Bedunkens gemacht, denn syt letzter Vereynung sy uns nit allein der domalen so stark versprochenen Zalung halb nützid gehalten, obwohlen in dem solothurnerischen Abscheid 1582 luter begriffen, wo man uns nit halte, wir auch nit zu halten schuldig und verbunden syn sollend. Neben dem, das wir selbiger zyt mit schmerzen gesehen, das der König fast geheim mit unserer Widerpart den Protestierenden handelt, unser Geheimniß geöffnet und sy wider uns gestärkt, dannether sy auch desto stolzer und trutziger gegen uns geworden. Die fürnempsten Punkten dieses Püntnisses sind der 8 Artikel, vermög dessen, so die Püntner über die Katholischen ziehen würden, der Guvernör von Mayland sie anfenk-

tholischen so zusammenzogen und zu verstärken schienen, war auf dem europäischen Kriegsschauplatz das Glück von ihren Religionsverwandten gewichen, und dieses wirkte wie ein Zauberschlag, denn beide Partheien hatten bisher mit gespannter Aufmerksamkeit der Entwicklung und den Schicksalen ihrer großen deutschen Religionsverwandten zugesehen. Das Unglück der einen oder andern Confession wirkte auch auf sie ein, der Triumph der Einten erhöhte die Furcht der Andern, die Niederlage von dieser die Freude der andern Religionspartheі. Bisher war beinahe alles für die Reformirten verloren gewesen, so viele Bündnisse sie geschlossen, so viele hatten sich wiederum wirkungslos aufgelöst; Fürsten, auf die sie alle ihre Hoffnung gesetzt, hatten sie ihren politischen Interessen aufgeopfert, alle Treffen und Schlachten waren meistens für sie verloren gegangen. Da bildete sich im Druck und Unglück die Eintracht, neue Bündnisse wurden geschlossen, an ihre Spitze stellten sich nicht blos vorübergehende Begünstiger, sondern Fürsten und Helden, denen sie ihr eigentliches, ihr höchstes Interesse selbst war. Da wurde laut die Freude der reformirten Orte, ihr Muth wuchs, sie fiengen auch an sich gegen die Katholischen in Position zu stellen oder gegen sie Positionen einnehmen zu wollen; sie suchten aus dem Drucke zu kommen, den sie von den Katholischen, wie sie glaubten, erlitten oder erleiden würden, und wollten sie daher so in ihre Gewalt bringen, daß sie nichts mehr von ihnen zu fürchten hätten. Sie sollten

---

lich davon abmahnen, und würden sy das nit tun, selbiger ins Veltlin infallen soll und wyter, wenns nöthig. 9 Art. Werden die Katholischen der Religion wegen angegriffen, so soll Spanien ynen so viel Volk und Gelt geben als sy begären. So aber das Herzogthum Mayland überfallen wurd, die Katholischen irer kath. Maj. so viel Volk wollen zulassen als sy um ir Gelt frywillige haben mag; es wäre denn, das die Eidgenossen selbst in kriegsnöthen. Cysat.

überall eingeschlossen, von aller fremden Hülfe abgeschnitten und Orte, mit denen sie bisher verbündet waren, ihnen entrissen oder neutral gehalten werden. Bern suchte die Freiburger Vogteien an sich zu bringen, wollte sich Biels bemächtigen und hatte mit Bündten und Wallis Verträge geschlossen; Zürich hatte beinahe ganz Thurgau für sich, die Katholischen in Glarus auf eine kaum bemerkbare Zahl gebracht; in Appenzell zwar nicht die Mehrheit, aber doch die Gleichheit der Stimmen bewirkt. Alles dieses zeigte den Katholischen die aufgewachte Behendigkeit ihrer Gegner und die große Gefahr, in welche sie durch diese Diversionen gesetzt wurden. Allein sie blieben auch nicht müssig. Sie wirkten auf den Bischof von Basel und der Bielertausch mißlang sowohl durch dessen Einwirkung, als weil die Reformirten zuletzt selbst kein Interesse darin sehen wollten, diese Stadt den Bernern zu überlassen. Die vielen Gesandtschaften, welche Luzern ins Wallis schickte,*) die Zusage, daß den Ersten des Landes

---

*) Abscheid zu Visp den 17 Merz 1604. By dem alten Glouben blyben, leben und sterben; der calvinisch Landschreiber soll entsetzt, alle Calvinischen von den Aemtern und Ratsstellen usgeschlossen werden. Wer fleisch ißt an verbotenen Tagen, soll 30 krüzer straf geben, drei stund am halseisen stan und das recht ohr verlieren. Alle Bücher, so nit katholisch, verbrannt werden. Die Unkatholischen us dem Land wisen. Alle Protestanten sollen den 28ten Merz zu Visp erschinen und alle straf, so man ihnen uflegt, zahlen, namlich 1500 Dukaten.

Als nun solche artikul in den 5 Zehnten Goms, Raron Bryeg und Siders angenommen, sind sy zu Louk ouch verläsen, als aber der hugonotisch Pannermeister sich wolt darwider setzen, sind die Puren in Massen gräulich uf ine gedrungen, das er und übrige Protestanten schwygen müssen; man hat jme ouch mit großem Zorn die Panner ußhin gefordert, inmaßen das diejenigen, die den Hugenotten zuerst gute Wort geben, sy jetzt mit dem Fuß drängen und treten. Akten mit Wallis.

für ihre Söhne das Seminarium zu Mailand geöffnet werden soll, verdrängte Bern mit der Reformation. In Bündten war alles so verwirrt, daß die reformirten wie die katholischen Orte bald gleich wenig darin vermochten. Dieses Land war bestimmt wegen seinen Pässen nach Italien, Deutschland und Frankreich, seiner grenzenlosen Demokratie, der Herrsch- und Geldsucht seiner Häupter von den Spaniern, Oestreichern und Franzosen, die sich derselben bemächtigen wollten, also blutig und verheerend zerrissen zu werden, daß mehr als dreißigjähriges Elend auf dem Lande lag und die Eidgenossenschaft bald genöthiget worden wäre, dieses Bollwerk ihres Landes seinem Schicksal und fremden Mächten zu überlassen.*) Wenn

---

Die Protestirenden sind us dem Land zogen, aber vom französischen Gesanten Conmartin wider ingesetzt worden. Er will nit haben, das man jemand ins Collegium nach Mayland schicke.
Noten von Cysat bei den Akten von Wallis.

*) Die Gemeinden hatten das Recht auf Krieg und Frieden, auf Volksaufbrüche, Bündnisse. Also ritten die französischen Gesandten zu diesen, die Oestreichischen zu den andern, die Spanischen oben ins Land, die Venetianischen unten, suchten um Päße und Volksaufbrüche an, bestachen die Gemeindevorsteher, warfen Geld unter das Volk aus, so, daß bald Gemeinden wider Gemeinden stritten, das Volk mit der Obrigkeit, die Reformirten mit den Katholischen und umgekehrt, Familien mit Familien in Händel und Kampf geriethen, und die Vermittlung der V Orte wie jene von Zürich und Bern auf gleiche Weise abgelehnt und zurückgestoßen wurde. A. d. Verf.

Alsdann von k. Maj. in Spanien uf Unterhandlung des franz. Ambassadors bewilliget, das den Püntnern das Veltlin wider solte gerumbt werden mit sölicher Condition, das sich menklicher darüber verwundert, sonderlich die Inwoner des Veltlins, diewyl hiemit der kath. Religion nit allein nit geholfen, sondern zum Untergang gericht. Und so nun der getroffenen Capitulation wegen die 13 Ort und Wallis versprechen söllen, das die Püntner oder der Merteil unter ihnen dem Vertrag nachkommen sollen,

auch im Thurgau alles reformirt war und ganz an Zürich hieng, der Entscheid der geistlichen wie weltlichen Streitigkeiten kam der Mehrheit der regierenden Orte zu, und die waren katholisch. Das war es, was Zürich nicht mehr dulden wollte und in den darauf folgenden an einander hängenden Religionshändeln zu überwerfen suchte. Alle diese Streitigkeiten und Religionshändel waren nicht etwa nach einander, sondern gleichzeitig und dienten recht ei-

---

ist ein Frag fürgefallen: ob die katholisch Ort ires theils eine solche Versprechung thun sollen oder nit. Ein Theil vermeynt Ja, doch unter dem Geding, das Frankrych verschaffe, das die kath. Religion darin gesichert. Der ander theil ist der Meynung, das in Ansehung der schmach, so die Püntner den V Fendli angethan, man sich nit mer mit ihnen beladen solle. Myn einfältige Meinung ist, das ich der ander fürschlag nit gut finden kann uß Ursach, das selbiger mer uf eigen Nutz als uf einen rechten Ifer zu der Eer Gottes und Wolfart des Vaterlandes gegründet ist, denn es sich endlich erfunden, das dem hispanischen Ministerio mit Uebergebung des Veltlins gar nit ernst, sundern trachtet dasselbig in irer Gewalt zu behalten, die östreichisch Herrschaft enert und disort dem Gebirg an einander zu heften. Darumb sy allerhand sachen fürnehmen und heimlich hören lassen: wie nützlich und löblich es doch einer Eidgenossenschaft sye, das ein so wichtiger Paß in einer fremden und so mächtigen Nation Handen liege. Würd es den kath. Orten nit zu hohen Ansehen gereichen, das sy in diesem wichtigen Geschäft ihre Majestät von Frankreich zu Mithaften nehmen. Hingegen der Abschlag sy in Ungnad bringen. Wann der Abschlag bestan soll, möchten nit franz. Ambassadoren uß Widerwillen sich zu den Protestirenden schlagen. Blybt es denn bym Abschlag, dadurch der Spanier das Veltlin behaltet, wird Selbiges Frankrych nit gestatten können, sundern vielmehr Gewalt anwenden, den Paß sich offen zu behalten. Hiemit erfolgt der so hoch gesuchte Krieg zwischen diesen beiden Kronen. Wo ist dann die Sorg der kath. Ort, das man sy in fründschaft halten solle. Nachdem durch listige und geschwinde Pratik der Ketzer sammt dem französischen Ambassador die erliche Versammlung der hohen Gesandten der 13 Orte und Wallis zur Hinlegung

gentlich dazu, die Bitterkeit recht groß und allgemein zu machen. Schon hatten sich jetzt auch die Reformirten wie die Katholischen mit Spanien, mit Baden und Venedig verbunden, Bern Mannsfeldische Truppen ins Land gezogen und den halben Kanton Luzern damit umgeben. Beide Partheien öffneten und gaben ihren Verbündeten Paß und Volk, beide protestirten dagegen, aber keine hielt sich an die Protestationen der andern. Bald kam es zu offener Rüstung, die Auszüge wurden gemahnt, die Sturmzeichen aufgesteckt, die Grenzen mit Wachen und Spionen besetzt, ein Zufall, ein Reiz und man fiel über einander her.*) So stunden die Hauptpartheien gegen einander, während die Obrigkeiten unter sich selbst durch das Geld der vielen fremden Werber, der fremden Gesandten in kaum glaubbarer Verwirrung waren, die Einten unter ih-

---

aller Spän in Bündten wiederum hinter sich gestellt und zertrennt, das dieses Geschäft den Eidgenossen uß iren Händen gerissen und der Disposition beider Könige gänzlich zugefallen, hat es by frömden Fürsten nit wenig Verkleinerung verursacht, als wenn die Eidgenossenschaft nit mer so verständig und mächtig sye ire spännigen sachen unter ihnen selbs richtig zu machen, sundern müssen sich fremde Herren darin schlagen.

Cysat, Stadtschreiber
geschrieben den 23 Juli 1621.
Akten mit Bündten im Staatsarchiv von Luzern.

*) Aus einem aufgefangenen Schreiben von Bern: „Wir habend in disen gefärlichen läufen vil zu schaffen, denn wir nit wüssen, ob die Katholischen unsere Fründ oder Fynd, insonderheit die von Luzern, die ir Volk ufmahnen und an die Päß ziehen. Wie unsere sieben Fändli sollten durch Mellingen ziehen, ist ihnen der Paß abgeschlagen worden also, das mine gnädigen Herren befolen, ihn mit Gwalt zu nehmen. Der befel ist umb ein stund zu spät kommen, denn inzwischen ist unser bot von Baden nach Lenzburg kommen und befolen, still zu halten, bis mine Herren des Abschieds bericht. Ohne Datum mit der Jahreszahl 1620. Bei den Kriegsakten von 1612—1630 im Standesarchiv von Luzern.

nen dem Oestreicher, die Andern dem Spanier, die Dritten dem Franzosen gehörten. Unter und in diesen Verhältnissen näherte sich der dreißigjährige Krieg der eidgenössischen Grenze. Den Gläubigen in der Schweiz galt es dem Sieg der alten oder neuen Lehre, während das politische Interesse diesem großen und schweren Kriege allein zu Grunde lag. Allein ungeachtet der heftigen Erbitterung, in welcher die reformirten und katholischen Orte gegen einander standen, wurde dennoch von beiden Partheien einmüthig die Neutralität erklärt, und jene schlugen den Bundesantrag von Gustav Adolf aus, eines Fürsten und Helden, für welchen bei ihnen eine so allgemeine Begeisterung war. Diese Ruhe mitten in der Bewegung läßt sich wohl auch daraus erklären, daß die fremden Gesandten, welche auf den Tagen gegenwärtig waren, ihre den Eidgenossen gerade nicht immer ersprießlichen Absichten in ihren Vorträgen sich wechselweise aufdeckten, in welchen und nebenbei sie auch nicht ermangelten, einander herabzusetzen und lächerlich zu machen. Leicht also und nothwendig mußten die zuhörenden Boten, wenn auch von ihren Partheiverwandten nicht ganz zurückgebracht, doch wenigstens auf eine allgemeine sich nähernde Mitte hingeleitet werden, und wenn auch der Religionseifer mit Heftigkeit oft auf eine Seite ziehen wollte, dem heller und ruhig Denkenden unter den Katholischen, wie unter den Reformirten blieb es nicht verborgen, daß wenn man seiner Parthei in irgend etwas Vorschub geben, auch dieses von der andern Seite geschehen würde. Die Klugheit und die Nothwendigkeit hielt also alles in Schranken, obwohl sie in Zürich nicht immer Beifall fand, und oft Viele keine mehr erkennen wollten. Endlich bewirkten die Gerüchte,*)

*) Auf einem Denkzettel ohne Datum und Jahrzahl, aber bei den Kriegsakten von 1629 sich vorfindend, liest man folgendes: „Hispanisch-östrychische Monarchie geht in Tempel zu Delphis dem

welche vor dem kaiserlichen Heere herzogen, ein augenblickliches Vergessen der religiösen Mißverhältnisse und der Judikaturstreitigkeiten; denn es ward laut von diesen Gerüchten verkündet: wie man im Schwyzerland einbrechen, und die ungehorsamen Bauern wieder in den alten Gehorsam zurückbringen wolle. Der angetragene Bund mit Schweden wurde von der Tagsatzung abgelehnt und die Neutralität an die Heerführer beider Partheien erklärt. Allein diese Neutralität erhielt keine bewaffnete Unterstützung, weil, hieß es, man damit nicht Argwohn erregen wolle. Man begnügte sich in das Thurgau vier Rathsbo-

---

Apollini Dank zu sagen für den Rat und Hülf, durch welche sy in Dütschland einen glücklichen Fortgang gehabt und verhofft das ganze Schwyzerland wieder zu bekommen us volgender Ursach. Du weist, das von alten Ziten her alle mine Gedanken gericht uf die allgemeine Monarchie, die aber in Dütschland den meisten Widerstand gelitten. Wann mir aber solches glücklich usfalt, nimm ich mir für, die mächtigen Schwyzer unter mine Gewalt zu bringen. Dir ist wol bekannt, o höchster Gott! wie vil Geld ich deßhalb usgeben, wie vil Arbeit ich überstanden, was für künstliche Listen ich gebrucht und eine glisnerische Fründschaft mit ihnen gemacht, um den starken Arm ihren Ständen zu brechen. Darumb weil die Schwyzer glich daruf wider einander geworden und sich gegen einander in die Wehr gestellt, ich verhoffte, das unter ihnen eine gräuliche Niederlag soll geschehen, da ich dann bereit war mich dazu zu schlagen und den friden zwischen ihnen zu machen. Aber das trüglich Glück hat sich uns hier widrig erzeigt, was für Fliß und Klugheit unser Diener Casati auch angewendet, er nit hat mögen dahin bringen, das es unter ihnen zum Krieg usschlagen möcht. Jedoch hat das Glück sin Rad hin und her gewelzt und sich anders günstig erzeigt, denn ich den Fürnehmsten die Augen mit dem Thuch des Goldes, dem Pfyl der Verrätheri und dem Köcher des Gyzes also verbunden, das sy das in den Bünden nit sehen, was ich nit will. Was soll ich witer sagen von miner Gewalt in diesen Landen? Es wird keine Tagsatzung gehalten, kein noch so geheimer Rathschlag gemacht, den wir durch unsere Fründ nit glich vernehmen."

ten zu schicken, die Allarmplätze zu bestimmen, die Grenzorte zu bewaffnen, eine Musterung aller Pässe und Lagerorte vorzunehmen und vier Kommandanten zu erwählen, um das Volk im Fall der Noth gegen die Verletzer und Angreifer der Neutralität anzuführen und selbe wieder aus dem Lande zu schlagen. Allein sobald die kriegführenden Partheien nicht mit Drohungen gegen die gesammte Eidgenossenschaft ankamen, ihren Religionsverwandten in der Schweiz schmeichelten, ihnen gegen ihre Feinde Schutz versprachen oder sie zu verlassen drohten, zerfiel die Einigkeit sogleich wieder, das Mißtrauen wurde wieder rege, der Kampf hob wieder an, jede Parthei wandte sich nach Außen. Der König von Schweden wurde über die abschlägige Antwort, die man seinem Bundesantrag ertheilte, so erzürnt, daß er den Reformirten auf einem Tage in Aarau erklären ließ: „Er wolle mit den katholischen Orten in keine Verbindung treten, sondern mit den Reformirten, denn sie hätten ihn neben andern bewegt nach Deutschland zu kommen. Sie seyen also schuldig ihm zu helfen. Wolle man sich dessen weigern, werde er Dinge unternehmen, die Niemand gefallen würden.“ *) Die von Zürich davon nicht wenig erschreckt, schickten den Chorherrn Breitinger zu dem schwedischen Geschäftsträger nach Königsfelden, ihn zu bitten, die evangelischen Orte jetzt noch mit einer entscheidenden Antwort zu verschonen, sobald des Königs Armee näher an ihren Grenzen wäre, könne man denn schon etwas für sie thun. Zugleich wird Uri von Zürich beschuldiget, wie sein Landammann Beroldingen um Paß und Volk für die Spanier werbe. Wäre das wahr und könnte man solches erhalten, würden die Schweden das Nämliche begehren. Während der Rathsherr Helmlin von Luzern aus

---

*) Schreiben Landvogt Redings auf den Tag der V Orte in Wäggis den 14ten April 1632.

Zürich berichtet,*) wie dieser Ort entschlossen sey, Niemand Paß zu geben, schreibt dieser Nämliche von einer Inspektionsreise an den Grenzen: wie er dem zürcherischen Commissär bei Besichtigung der Posten ganz lau gefunden, indem er gesagt habe: es seyen vergebene und unnütze Kosten.**) Unterdessen hatte die Belagerung von Konstanz angefangen, die Stadt konnte von keiner Seite mit Erfolg angegriffen werden als auf der Seite, auf welcher man glaubte, daß sie von der schweizerischen Neutralität gedeckt werde. Dieses sah der schwedische General Horn ein, und zog sofort schnell durch die Stadt Stein über den Thurgauer Boden Konstanz in den Rücken. Das ist Verrath, riefen die Oestreicher. Große Bewegung und Tumult unter den V katholischen Orten; man müsse die verletzte Ehre rächen, ausziehen, die Schuldigen bestrafen. Ziehen wir aus, sagte Zürich, kann der Kriegsschauplatz auf den Thurgauer Boden verlegt werden. Bern meinte: Horn habe nicht als Feind den Durchzug genommen, sondern als Freund. Der Franzos, der Allirte von Schweden, kam schnell dazwischen, suchte zu begütigen, zu vermitteln, machte Versprechungen. Die beiden Städte wollen die Vermittlung annehmen, auch die Katholischen; aber sie bleiben bei ihrem Entschluß auszuziehen; Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern bleibt zur Beobachtung der Städte zurück, ziehen ins Thurgau, ergreifen seinen Kommandanten Kesselring, der gegen den Einfall den Landsturm unterlassen hatte und lassen ihn ins peinliche Gefängniß nach Schwyz abführen. Zürich und Bern protestiren gegen seine Ergreifung, jenes reclamirt ihn als seinen Mitbürger. Die Katholischen behaupten: er gehöre den ausgezogenen Orten, sey als Kommandant des Thur-

---

*) Schreiben Helmlins von Zürich vom 3 Mai 1632. **) Vom 11 Mai. Im Standesarchiv von Luzern.

gauerquartiers ihren Kriegsräthen verfallen. Jene wollen ihn für den Civilrichter stellen, fordern eine unpartheiische Prozedur. Die ausgezogenen Orte hingegen sagen: „Zürich habe versprochen den Paß bei Stein also zu verwahren, daß Niemand beschädiget würde, ja es hätte sogar Konstanz geschrieben: es würde Niemand Paß geben. Wie er verwahrt worden, wisse man jetzt. Kesselring sey als ein Verräther ausgerufen, noch mehrere Sachen hafteten auf ihm. Ihre Kriegsräthe hätten nichts weiter gethan, als was man an allen Orten in solchen Fällen thun würde.“ Unterdessen war sein Prozeß abgefaßt und aus freiwilligen sowohl als aus peinlichen Geständnissen ergab sich: daß Zürich seine dem schwedischen Gesandten gegebene Zusage erfüllt hatte, daß Absichten zu dem ausschließlichen Besitz des Thurgau's zu kommen, bei ihm vorhanden schienen.*) Was gewann man nun mit diesen

*) Abschied zu Baden im Februar 1634. Auszug aus dem Vergicht von Kesselring:

Er ist uf die Folter geschlagen, doch ohne Gewicht und daruf bekennt, daß er von denen von Zürich in ihre Stadt beschickt, ufs Rathus berufen und gefragt: was er dafür halte, ob man Konstanz innehmen werde. Hieruf er zu verston geben, wie er vermeine, das es nit möglich sey, weilen zu wenig Volk davor. Er halte aber dafür, das man ihm mehr darumb nach Zürich beschickt, um zu erfahren, wie die Länder Macht beschaffen und wo sie liegend. Sie haben auch von mir sonderlich zu wüssen begehrt, was er in dieser Zit im namen der Thurgauer an sy begehren wölle mit vermelden, das sy ihnen das Volk, so sy by Rapperschwil habend zu ihrem Behelf zu schicken im faal ihnen von den Ländern etwas widerfaren soll. Bekennt, das Vogt Berger und er sich verglichen, das wenn die Länder ins Thurgau ziehen, sy Sturm schlagen wöllen. Gütlich bekennt: als man wegen thurgäuischen und rheinthalischen Religionssachen mit denen von Zürich in Mißverstand gewesen, habe er von Vogt Berger und forher etlichemalen reden gehört, das so sy mit den katholischen Orten zu ihrem Vortheil sich nicht verglichen könnten, syen

geheimen Unterhandlungen, mit diesem Ueberschreiten des eidgenössischen Konklusums, mit dieser Untreue an sich selbst? Nichts. Nicht einmal die schwedische Armee trug großen Nutzen davon, denn bald hernach mußte sie von Konstanz wieder abziehen. Das Vaterland hingegen wäre wegen dieser Gunst, die man fremder und zwar einer blos herumirrenden Macht, wie die Schwedische in Deutschland nur war, zukommen ließ, und wegen dem Kesselringischen Prozeß, der sich daraus erhob, bald in einen Bürgerkrieg verwickelt worden! — —

Doch die Katholischen waren eben so wenig im eidgenössischen Kreise geblieben, auch sie waren bereit die Schranken zu überschreiten, auch bei ihnen gab es Menschen, die Alles aufs Aeußerste treiben wollten. Es scheint indessen, als wären sie durch Schmachreden *) fremder Ge-

sy entschlossen, den Schweden old Franzosen, wo sy Fründ findend zum Behelf in das Land zu lassen; und hat Escher witer geredt, der Schwed werd bald kommen und ihnen noch einen Landvogt des Thurgaus machen. Es habe der Kommandant Grebel die Schweden durch Gottlieben passiren zu lassen von Zürich Befehl gehabt. Staatsarchiv von Luzern.

*) Auf einem Aktenstück dieser Zeit liest man folgendes: „Diß ist ein sehr herrisch schriben und giebt genug zu verstehen, das man uns für einfältige Lüt oder schier für Narren haltet, es ist ein grober filz, auch schmachbrief und redt mit uns, als wenn wir schon ire Knecht wären, unsere Legaten haltet man gar spöttlich und will si zu lügnern machen, verkleinert si als unverständig lüt, als wenn sie mit Herrn nit wüßted zu reden, wil wir ire politische phrasen und zwifelreden nit verstehen, uns so liederlich hinters licht füren lassen. Nur allein die, so irer faktion, sind verständig lüt, die ander all lugen nur uf ir interesse, sind bestochen. Es laßt sich ansehen als wenn allbereit die Würfel geworfen, Krieg müsse man haben, unpartheyisch syn, sige nit nützlich; entweder wird man sich mit den Unkatholischen oder mit den Kaiserlichen vereinigen müssen. Warumb mehr mit diesen, weil wir im Gwüssen schuldig sind, die Erbeinung zu halten und uns vom

sandten, durch Lächerlichmachen ihrer Personen und Oertlichkeiten dazu nicht wenig bewogen worden. Man wollte versprechen in diesem Krieg für Oestreich zu handeln, selbes begünstigen, ja sich mit ihm vereinigen, wenn ihnen der Kaiser dafür ein gesiegeltes Mandat gebe, kraft dessen jeder östreichische Regimentsoberst, dem es vorgezeigt würde, verbunden seyn sollte, ihnen mit seinem Volke, gegen ihre Religionsfeinde beizustehen. Allein zur Ausführung kam das alles nicht, sey es, weil die französische Parthei die spanisch-östreichische im Zaum hielt, oder weil solche Bedingungen gar nicht angenommen werden konnten. Später schlugen sie den Antrag des kaiserlichen Gesandten, sich mit Oestreich zu vereinigen, einmüthig aus, indem sie nichts thun könnten ohne die Evangelischen.*)

So sehr indessen beide Partheien gegen einander erbittert und gespannt waren, und die Schuld davon nicht wenig den fremden Gesandtschaften beizumessen ist; wie man auch in arger Verblendung den Bundeskreis überschritt und überschreiten wollte, so glichen sich doch die Mißverhältnisse bald wieder aus, es fanden bald wieder Annäherungen statt, denn die Begebenheiten und Ereignisse in der politischen Welt folgten so schnell und mannigfaltig auf einander, daß man nicht Zeit hatte, lange an eine Sache zu denken und die Eindrücke sich wechsel-

---

Hus alle sicherheit versprochen, ja wenn es etwas von den unkatholischen Eidgenossen erobern würd, es solches den Katholischen zustellen wolle. Es wär auch gut, wenn die Vereinung mit den Kaiserischen bald geschähe. Man müßte nit offentlich sagen, das man sich mit den Kaiserischen vereinen wolle, sondern dasselb durch trüwe Legaten (wie Zürich durch Breitinger) verrichten lassen, sunst möchten wir von den Unkatholischen überfallen werden.
Kriegsakten von 1630—1650.

*) Conferenz der kath. Ohrt zu Luzern den 23 März 1639.

seitig auslöschten. In den vierziger Jahren als der Krieg wieder an den eidgenössischen Grenzen hinzog, lauteten alle Instruktionen auf der Tagsatzung einmüthig zur Neutralität: „man solle, heißt es im Abscheid, die bequemsten Mittel anwenden, das eidgenössische Vaterland im erwünschten Frieden und Ruhestand zu erhalten, es wider alle feindliche Einfälle beschirmen, damit selbes auf ihre Nachkommenschaft rühmlichst fortgepflanzt werde.“ Ja, die V Orte, obschon mit Zürich*) noch nicht ganz versöhnt, anerkannten ihm doch wieder alle Rechte des Vororts. Die Bewachung der Grenzen wurde nicht den Grenzorten allein überlassen, sondern man schickte kleine Besatzungen in Pässe und Rheinstädte, die Allarmplätze wurden genauer bestimmt und gleichsam in eine Art militärische Richtung gegen einander gestellt;**) hinter ihnen sollte sich die Haupt-

*) Klage derer von Zürich, man habe ihren Gesandten zu Baden nicht die gebührende Ehre erwiesen, sie nicht für das oberst Ort respektirt, ihnen kein Fleisch geben. Antwort: sey geehrt worden wie andere Ort; Fleisch zu geben, sey nicht in der Gewalt der Stadt Baden. Man schanze zu Baden auf der Brug ohne Erlaubniß der Stadt Zürich. Antwort: die mehreren Ort hätten es erlaubt, wenn es gegen Baden fründschaftlich gesinnt sey, geschehe es nicht zu seinem Nachtheil.

Aus der Instruktion von Luzern den 16ten Jenner 1605.

**) Arbon, das erst Quatier soll beobachten das Horn ob Arbon und den See unter Arbon bis Romishorn. Es soll besetzt seyn mit 50 M. von Schwyz und 50 von Solothurn. Ihr Quatier Romishorn. Uttwilen, zweites Quatier soll beobachten Romishorn und Keßwilen und besetzt seyn von 50 M. von Glarus. Münsterlingen, drittes Quatier soll beobachten Gättingen bis auf Konstanz und bewacht seyn mit 50 M. von Freiburg und 50 von Unterwalden. Ihr Quatier sollen sie zu Gättingen haben. Gottlieben, viertes Quatier hat zu beobachten von Konstanz weg bis gegen Triboldingen, 50 M. von Luzern. Ermatingen, fünftes Quatier soll beobachten von Triboldingen bis gegen Berlingen, 50

armee in zwei Corps getheilt, aufstellen, sie sowohl als die Besatzungen vom Landvolk unterstützt werden. Doch die Grenzen blieben verschont und die Neutralität wurde in diesem Feldzuge nicht verletzt. In den Kriegen Ludwigs XIV. hingegen, als alles wider seine Eroberungssucht, seinen Hochmuth und Stolz zu Felde zog, sollte sie es werden. Nicht um eine bloße Paßöffnung war es zu thun, sondern um eine gänzliche Lostrennung von Frankreich, um eine Vereinigung mit seinen Feinden. Es schien dieses um so leichter, weil die Kantone in gar keiner günstigen Stimmung gegen dasselbe waren. Aber von einer bloßen Mißstimmung zu einem gänzlichen Bruch mit einer Macht, mit der man durch allgemeine und Privatinteressen so eng verbunden war — dazu blieb es noch ein großer, gewaltiger Schritt, ihr eigenes Interesse bewog und bestimmte sie, wie es Kaiser und Könige auch bestimmt. Wie konnten sich die Eidgenossen mit Fürsten und Völkern verbinden, die ohne gemeinschaftlichen Plan, an Interessen, an Macht, an Hülfsmitteln verschieden, zuerst lange ohne Widerstand die deutschen Rheinprovinzen vom Franzosen zusammenbrennen ließen, hernach, als das Elend groß genug war, der Kaiser endlich mit einigen Churfürsten langsam zusammenzog, bei deren Heeren

---

M. von Zug. Steckborn, sechstes Quatier soll beobachten von Berlingen bis unter die Ziegelhütte 50 M. von Uri. Eschenz siebentes Quatier von Mamern bis nach Richlingen, 100 M. von Zürich und Bern. Diese Posten können mit Zuzug des Landvogts vom Landvolk verstärkt werden. Sax, Gams und Werdenberg sollen ihren Obrigkeiten zu bewachen, überlassen werden. Der Abt von St. Gallen bewacht Steinach, Rorschach, Alt-Rhin und Maas. Die eidgenössische Armee soll bestehen aus 12000 M. und 50 Stücken. Dazu sollen verordnet werden zwei Rendez-vous, eines mit 6000 gegen Frauenfeld, das andere mit 6000 M. auf Bischofzell.

Rathschlag, wie die Grenzen zu bewahren. Kriegsakten.

aber weder Ordnung, noch Gehorsam, deren Anführer jeder seine besondere Instruktion hatte, die sich um Stellungen, Angriffe und Quartiere mit einander stritten, deren Soldaten von ihren Posten schaarenweise wegliefen, also, daß man in der Schweiz auf die Forderungen und Ansuchen des Reichs-Convents die Frage that: was denn das Reich und wo es sey? Nein, darin lag ihr Verbrechen nicht, daß sie sich nicht an das Reichs-Chaos anschließen wollte, und es war ein wahrhaft einfältiger Gedanke zu glauben, durch Vereinigung der kleinen mit der großen Verwirrung Ludwig und seine herrlichen Feldherren besiegen zu können. Daher weder die Beredtsamkeit der einten Gesandten, noch die Drohungen der andern, weder die Gefahr, welche diese schilderten, die auch eine Eidgenossenschaft durch Frankreichs Eroberungen ausgesetzt würde, noch der Gewinn, welche jene hoffen ließen, wenn man sich an sie anschlösse, sie von dem gefaßten und erklärten Schluß der Neutralität entfernen oder abwendig machen konnte. Diesen Schluß sollte ein Defensional unterstützen, das sich jetzt vollständiger ausgebildet. Das Kriegswesen war darin so viel als möglich aus seinem bisherigen gar zu isolirten Zustand heraus gebracht. Man hatte so viele Corps als Kantone, so viele kommandirende Hauptleute und Obersten als Corps, alle, wie die deutsche Reichsarmee, an Zahl, Hülfsmitteln, durch Instruktionen von einander verschieden, im Aus- und Heimzug, im Angriff und in der Vertheidigung frei und unabhängig von den andern. Die ärmern Kantone maßen alles nach ihren Kräften, waren am spätesten im Felde und am schnellsten wieder zu Hause. Um also in die gar zu große Selbstständigkeit der Theile etwas mehr Einheit und Selbstständigkeit fürs Ganze hervorzubringen, wurde allen Kantonen ihr Volk genau bestimmt, eine gemeine Kriegskasse errichtet, auf daß Einzelne nicht sagen könnten: sie vermöchten es nicht mehr; die Zuzüge der Mitverbündeten oder der zugewandten Orte in zwei Armeen getheilt, und

das vielgliedrige, unzusammenhängende Kommando einem aus allen Orten zusammengesetzten Kriegsrath übergeben. Die Gewalt, welche er hatte, machte ihn der Armee vollkommen mächtig; frei und unbeschränkt konnte er sich nach allen Seiten hin bewegen, denn für alles, was er that, war er durch besondere Schirmbriefe der Kantone gesichert. Aber kaum war dieses Defensional von allen Orten angenommen, als es von Schwyz wiederholt verworfen wurde. Die Länder, sagte es, wären darin nicht freie Leute, wären Zürichs und Berns Unterthanen, ihre Obrigkeiten könnten ihrem Volke nicht mehr befehlen, müßten thun, was die beiden Städte wollten; sie wollen keine Neuerungen, sondern bei den alten Bünden bleiben. Bald war auch Uri und Unterwalden nachgezogen, mit Gewalt wollten die äußern Aemter von Zug die Stadt zur Verwerfung zwingen. Es entwickelt sich in den demokratischen Kantonen ein Geist der Selbstständigkeit oder Unbeschränktheit, der nie oder erst nach großem Widerstand sich der gewohnten, freien Bewegung begeben wird, auf ein mehreres Zusammenziehen will er sich nicht oder schwer verstehen; sie sind die Kleinsten, aber sie waren die Ersten. Dieses Gefühl ist ihnen geblieben, wenn auch nicht immer im bescheidenen Sinn ihrer Väter; sie können und wollen daher nichts weniger, als in der Masse der Uebrigen sich verlieren. Indessen wäre in allen Bundesgliedern dieser Geist der Unabhängigkeit, es wäre zu fürchten, daß zuletzt alle, wie wilde Rosse den Wagen auseinander rissen. Die Ordnung nach den Bünden hatte immer etwas Ehrwürdiges, mit ihr wurden die Siege erfochten, die großen Schlachten gewonnen. Aber, man durfte auch nicht vergessen, daß damals alle Völker den Eidgenossen in der Schlachtkunst weit nachstanden, jetzt aber ihnen nicht nur gleich kamen, sondern sie durch den Besitz großer Heerführer übertrafen. Dann waren sie selbst nichts weniger mehr als die Alten, um sich auf das Alte beziehen zu kön-

nen. Damals herrschten keine Privatinteressen, keine Pensionen, keine politische noch religiöse Verfolgung, alles gieng aus jener festen, unerschütterlichen Eintracht, Treue und Begeisterung hervor, welche stets das Fundament eines jeden eidgenössischen Kriegssystemes seyn müssen.

Aber wenn diese Kriegsordnung am Unabhängigkeitsgeist der Demokratischen großen Widerstand fand, so nahm ihr hingegen von der andern Seite der politische Fanatismus, die Sucht den Mächtigen zu gefallen, die deßhalb gemachten Biegungen und Wendungen, die man der erklärten Neutralität zu geben suchte, ebenfalls alle Kraft und allen Nachdruck, sie zerfiel gleichsam wieder. Die Mehrheit der Kantone wollte zwar die Neutralität gegen Frankreich nicht aufheben, sondern nur eine kriegführende Parthei öffentlich begünstigen. Nichts weniger wollte man als die vorderöstreichischen Lande gegen selbes mit eidgenössischem Volk vertheidigen. Die Reformirten haßten in Ludwig ihren größten Religionsverfolger, und die Furcht vor seinen Eroberungen brachten bei den übrigen eine augenblickliche günstige Stimmung für Oestreich hervor. Nicht so Luzern, Uri, Schwyz, Glarus und Basel. Diese wollten nach bisherigem Gebrauch die Neutralität dieser Lande durch Unterhandlungen zu erhalten suchen. Das nannten die Reformirten eine furchtsame, uneidgenössische Sönderung, kleinmüthige und tadelnswerthe Gedanken. Da fragte sie Johann Karl Balthasar, Unterschreiber von Luzern: glaubt ihr die ausgesprochene Neutralität dadurch nicht zu verletzen? glaubt ihr Frankreich werde es gerade so aufnehmen, wie ihr wünscht? ihr wollt es nicht angreifen, nicht reizen, sondern blos die Lande seiner Feinde mit euerm Volk besetzen und vertheidigen! sind wir nicht deswegen noch in Unterhandlungen? wollen wir sie unterbrechen, ehe die Resolutionen wegen der Neutralität von den kriegführenden Partheien angekommen sind? warum will man jetzt auf einmal so eilen? man spricht von Ver-

pflichtungen durch die Erbeinung, aber begriff diese nämliche Erbeinung nicht auch Burgund, war es nicht so wichtig für die Schweiz, wie die Waldstätte? warum hat man damals von keiner thätlichen Hülfe wissen wollen? wenn wir einmal unsere Contingente geben, wem können wir sie dann in Zukunft abschlagen, schaden wir uns nicht selbst damit? Die Fürsten werden zuletzt unser Volk lieber in unserm, als unsere Regimenter in ihrem Solde haben. Wer bürgt uns für den Sieg der Allirten, und werden sie geschlagen, wie es bisher geschehen, wer schützt uns dann gegen Frankreich? Es giebt für uns nur ein Grundsatz und der heißt: „*Testu dinem, ubi collectum in suum tegmen est tutum ad omnes ictus, ubi exserit partes aliquas quod cunque audavit, ob noxiam atque infirmam habere.*“ Die Ersten blieben zwar bei ihrem Schlusse, aber beschränkten ihn so, daß die kaiserlichen Gesandten ihn ausschlugen. Balthasars Grundsätze sind die wahre Neutralität, sie entstunden weder aus Haß für die eine Macht, noch aus Gunst für die andere, sondern aus dem immer wankenden Gang politischer Verhältnisse und Begebenheiten, in die er das kleine Land mit den kleinen Kräften nicht verwickeln wollte. Er war ein Mann, dem der Franzos das Ehrenlob gab: *qu'il nous fait le diable à quatre.* *) Und das that er biswei-

*) In einer Note bei seinen Denkschriften von dieser Zeit liest man von seiner Hand: „es drückt mich sehr wenig, was die spanische Monarchie für einen Herren habe, oder was die amerikanischen Provinzen für einen Beherrscher oder welchem Scepter Italien und seine Inseln unterworfen werden nach dem Todesfall Caroli. Wohl aber ängstiget mich, wenn diese beiden widrigen Wind gegen einander setzen, daß mein zwischen beiden liegendes Vaterland in einen gefährlichen Wirbel mit eingeflochten möchte werden, und darin gedrückt oder gar unterdrückt werden.“

Sein Enkel, Seckelmeister Balthasar, setzt an dem Rande hinzu: „An Schmeicheleien und reichlichen Anträgen fehlte es nicht, um ihn in das Interesse der hohen Mächte hineinzuziehen.“

len nicht, weil er zu den Gegnern Frankreichs gehörte, sondern weil er diejenigen, welche in der Rathsstube nur dem fremden Dienste gehörten, nicht zu mächtig wollte werden lassen; er bekämpfte die östreichische und spanische Parthei wie die französische; er hatte Kraft, Beredtsamkeit und persönliche Würde genug, um das Gleichgewicht zu bewirken. Als er nicht mehr war,*) verschwand auch dieses, und Luzern that bald darauf dasjenige, was er wollte, daß es nie geschehen sollte, am wenigsten von seinem Stande.

Am leichtesten scheint die Neutralitätserklärung im Successionskriege gewesen zu seyn, denn der Sieg jeder Parthei war für die Schweizergrenze gefährlich. Die Frage war: von wem sie lieber wollte eingeschlossen werden, von Frankreich oder Oestreich, ob jenes die westliche und südliche Seite zugleich, oder dieses von Basel herauf ununterbrochen neben Bündten und Wallis vorbei herrschen solle. Wer immer die Schweiz so umfaßte, konnte sagen: ich kann und vermag sie durch Sperren zu meistern und zur Unterwerfung zu bringen. Auf beiden Seiten war man also gleich gefährdet, die Uebermacht der einten wie der andern Parthei war bedrohlich, und von beiden hatte man bisher nicht die freundlichste Behandlung erlitten. Frankreich hatte die Zölle gegen die Schweiz erhöht, die Freiheiten und Rechte ihrer Kaufleute zum Theil beschränkt, zum Theil ganz aufgehoben und alle Zufuhren aus dem Elsaß verboten; Oestreich stund mit Schaffhausen immer im Streit, fieng an weit aussehende Ansprüche zu machen. Man fürchtete die eine wie die andere Parthei zu beleidigen. Lange wollten daher die Kantone nicht zusammen, lange die Stimmen nicht heraus; endlich trat

*) Er starb 1703, von der Bürgerschaft und vom Landvolk hoch betrauert.

man mit Worten und Hoffnungen bald auf diese, bald auf die andere Seite, immer mit dem Zusatz, daß dadurch keiner kriegführenden Parthei weder etwas gegeben noch genommen seye, indem man durchaus neutral bleiben wolle.*) Den katholischen Orten Luzern, Uri, Unterwalden und Zug war es jetzt vorbehalten, das eidgenössische Conklusum umgehend zu verletzen und die Neutralität zu brechen, indem es dem spanischen Gesandten, dem Repräsentanten des Herzogs von Anjou, gelungen war im Augenblick, als sich das Glück der französischen Waffen in Italien schon wandte, die Erneuerung der mailändischen Kapitulate zu erhalten, und vermöge ihrer ein Volksaufbruch und die Päsfe. Man zog als Beweggründe dafür an: daß dieser Bund nicht ein bloßer Staats-, sondern ein Religionsbund sey, der die Unkatholischen bisher gegen sie im Zaum gehalten, die Verbindung der reformirten Bündtner hinterhalten habe, wobei die vortheilhaften Handelsgeschäfte, die Pensionen und Kriegsgelder nicht zu vergessen. Allein Jene, welche derlei Beweggründe anzogen, dachten nicht daran, daß die Zeiten der Religionsbünde vorbei, daß damals, als solche von den Mächtigen geschlossen wurden, ihr politisches Interesse eng mit dem religiösen verbunden, jetzt aber sich beide von einander wieder abgeschieden hatten, ja von letzterm gar nicht mehr die Rede war, und daß nur noch in der Schweiz der Religionsfanatismus seine Stätte hatte; endlich die

*) In der Instruktion von Luzern liest man: wie nun die Gesandtschaften jede allen Schimpf von sich ab und auf die andern zu werfen suchen, so könnte jedoch eine Eidgenossenschaft niemals glauben, daß die Mächte ihre Freundschaft anders, als zu ihrem eigenen Vortheil haben wollten, wie man für alles das Beweise genug habe. Deßwegen sich aus allem dem ergebe, daß man in den Schranken der Neutralität bleiben müsse, keine der hohen Partheien beleidigen oder begünstigen dürfe.

spanischen Pensionen kaum mehr erhalten werden konnten. Zur Ehre des Rathes von Luzern muß jedoch gesagt werden, daß bei Abmehrung um die Erneuerung des Kapitulats die Stimmen getheilt waren, und der Rathsrichter, welcher in einem solchen Falle die Entscheidung hatte, zur Verwerfung entschied. Aber das angebotene geheime Geld überwarf wieder alles. Uri, Unterwalden und Zug folgten, zu Schwyz aber wurden die französischen Rathsherren von Luzern mit Spott und Schmach fortgewiesen; Freiburg hatte seinen Gesandten beim Bundesschwur, aber ohne Instruktion. Kaum war das Kapitulat beschworen und das Volk aus dem Lande, so sperrten die siegenden Oestreicher von Italien aus gegen die welschen Vogteien. Der Kanton Uri kam in die größte Noth und Bedrängniß, die Söldner wurden auf italienischem Boden auseinander gesprengt, flohen nach Hause, hielten sich lange in den Rohrgräben um Luzern versteckt und stiegen endlich am Charfreitag ans Land, als man in der Kirche sang: *revertebantur percutientes pectora sua.**)

---

*) Baretti Landi nannte sich der französisch-spanische Gesandte, welchem es gelang die Erneuerung des Kapitulats und ein Volksaufbruch zu erhalten. Ein Zeitgenosse schreibt von ihm: „Täglich hielt er öffentliche Tafel, öfters Ballet, Musik, Collationen. Sein Haus war mit allerhand köstlichen Mobilien wohl versehen, Zimmer voll Splendidenzen, dergleichen in Hier nicht viel gesehen. Und wie das Frauenzimmer in derlei Sachen neugierig ist, thaten sich alt und jung oftmals in sehr großer Anzahl einfinden. Er zeigte eine ungemeine und zwar öfter seinem Charakter nicht wohl angemessene Freundlichkeit gegen sie. Das Meiste aber, womit er sie an sich zog, war: seine Freigebigkeiten. Den gemeinen ordinari Weibern (vermuthlich Bürgerfrauen) gab er Handschuh, Ventaglien, Confecti. Den Vornehmen Kleinodien, ganze Kleider, köstliche Spitz, Geld oder Geldeswerth. Den Herren verbesserte er bisweilen die Pensionen und ihr Vermögen. Unglaublich ist, was dieses Haus für einen großen Zulauf hatte;

Während die genannten Orte durch Volksaufbrüche die erklärte Neutralität zu Gunsten Frankreichs verletzten, gaben sich die französischen Gesandten auf den Tagsatzungen alle Mühe dieselbe bei den Pässen am Rhein aufrecht zu halten, suchten jede Besetzung derselben zu verhindern, indem sie wiederholt die Zusage machten, daß die an die eidgenössischen Grenzen rückende französische Armee gar keine Absicht habe, dieselben zu verletzen. Indem man die Tagsatzung auf diese Art einzuschläfern suchte, die es gar gern hatte, wenn ihre Völker nicht zum Ausmarsch genöthiget wurden, schrieb der Generallieutenant Marquis von

---

alte und junge, große und kleine Räthe, Geistliche und Weltliche lauften zur Wette in dasselbe, und bewunderte man nicht diejenigen Herren, welche etwa ihr geringes Mahlzeitlin, so sie zu Hause zu erwarten hatten, mit einem bessern zu vertauschen suchten, und daher bei dem bonjour ihrer Exelenz sich vielfaltig einfanden; aber über solche, welche ihren vaterländischen Eifer zu bescheinen vormals wider solche Schritt das Maul so weit aufgethan, so vollhälsig geschruen und darwider gedonnert, ja sich verlauten lassen: es wäre nützlicher, daß man gar keine Ambassadoren hätte. Die Geburt des Duc de Bretagne gab dem Herren Baretti neuen Anlaß seine Magnifizenz zu zeigen. Er gab auf dem See ein Feuerwerk, welches den Gott Jupiter in der Riesengröße mit dem Donnerkeil in der Hand repräsentirte. Vor dem Thron, worauf der Jupiter saß, lag der Duc de Bretagne in der Wiege gleich einem jungen Herkules, auf beiden Seiten waren Schlangen, welche England und Holland vorstellten, die der junge Herkules mit der Hand erdruckt. Vor der Wiege lagen Neid und Zwietracht. Die Schlangen haben aber bei dem Feuerwerk nicht brennen wollen, sondern sind geblieben. Obwohl man ihm sagte, er solle auf die Bundesschwörung nicht so sehr dringen, obwohl das Kriegsglück der Franzosen schon anfieng den Krebsgang zu nehmen, so wollte er doch nicht davon abstehen, indem er sich in seinem neuen spanischen Kleid mit einem Diamanten am Hosenknopf, der besonders gerühmt, zeigen wollte. Die Erneuerung hat Frankreich gegen die 400,000 Thaler gekostet, wofür es nichts bekommen, als zwei schlechte Regimenter.

Courtebourne denen von Basel und Schaffhausen: „Ein Theil der königlichen Armee müsse durch ihr Land ziehen, das sey unumgänglich nothwendig, sie müßten dieses ihrem ältesten und treuesten Bundesgenossen erlauben. Sie sollten thun als wüßten sie nichts von diesem Marsch, hernach könnten sie davon einen so großen Lärmen machen, als sie wollten.“ Dieser Durchmarsch mußte die Allirten um so mehr beleidigen, als er eine Vereinigung zweier feindlicher Armeen herbeiführte, die ohne diesen Durchzug unmöglich war.*) So wie Frankreich unter den katholischen und unter den kleinen reformirt-demokratischen Kantonen eine Parthei für seine Absichten sich zu erhalten wußte, so suchten die Allirten sich der großen reformirten Orte zu bemächtigen, und, was kaum glaublich scheint, es vereinte sich mit diesen der Abt von St. Gallen. Bern stund an der Spitze dieser Parthei. Man wußte, ihm ganz auf seinen Charakter berechnet, gar fein zu schmeicheln, indem man ihm die Vollziehung der großen Plane gegen Burgund und Elsaß gleichsam in seine Hände legte, und ihre Gesandten die Weisung erhielten, sich ganz in die Befehle des Schultheiß Villading zu fügen.**) Dieser

---

*) 12000 Franzosen unter Tallard und die Armee des Churfürsten von Baiern. Les allemands avoient si bien pourvu à la défense des lignes de Stolhofen que les Français n'oseroient pas tenter de s'y faire un passage sans risque d'y voir périr tout leur armée. Zurlauben VII, 360.

**) Wir können nicht umhin, den merkwürdigen Feldzugsplan hier mitzutheilen. Mercy devoit pénétrer par la principauté de Porentrui dans la Franché-Comté, où il n'y avoit point de troupes. Le dessein étoit de cottoyer la rivière du gros Doux, la laissant à droite avec Besançon et Dole pour avancer par Salins jusqu'à Maçon-sur-Saon, un peu plus haut que Lyon. L'on se feroit des quartiers dans la Bresse, qui est entre la Saone et le Rhone. Les troupes du duc de Savoye qui avoient pris poste à Annecy, entre Chambery et Genève, le viendroient joindre avec la cavalerie du

wurde jedoch durch die große Rolle, die er jetzt in den europäischen Angelegenheiten zu spielen vermeinte, so sehr gehoben, daß er gar für unnöthig hielt, den reformirten Orten die Anzeige zu machen: daß die Allirten den Durchpaß über ihr Gebiet nehmen würden, obschon dieselben wünschten, daß es nur mit ihrem Wissen geschehe. Der Schultheiß sagte: „Zieht nur immer durch, die Schweizer werden etwas schreien, aber weiter werden sie nichts thun.“ *) So sprach ein Standeshaupt. Und warum nicht? Da es gegenwärtig im Grunde nichts anders als eine fremde Agenz war! Und so zogen sie denn über den Boden von Basel, St. Jakob vorbei, dem Felde des eidgenössischen Waffenruhms, jetzt der Schande und Schwäche. Allein auch dieser Verrath an der Integrität des schweizerischen Bodens führte die Allirten zu Nichts als zur Niederlage von Rümersheim; einige Tage nachher sah man ihr Heer in völliger Flucht über eben diesen Boden wieder zurückeilen. Der französische Gesandte forderte im Namen seines Königs von der Tagsatzung Genugthuung, um sowohl eine erlittene Unbild zu rächen, als ihre Wiederholung zu hindern, indem es möglich sey, daß man den Durchmarsch noch einmal versuchen würde. Ihre Ehre erfordere, wie ihr Interesse, daß sie sich demselben widersetzten, sonst würde die Armee des Königs genöthigt seyn, ihre Bewegungen nach dem Benehmen der Schweizer zu richten. Die Demokratischen wollten sogleich ausziehen

---

comte de Daun en passant le Rhone à Seissel. On s'attendoit que la France seroit réduite à d'étranges angoisses, d'autant qu'on pourrait faire des courses jusqu'à Paris.

Mémoires de Lamberty, Tom. V.

*) Er soll nämlich, nach Zurlaubens histoire milit. VII. 6, geglaubt haben, das Geheimniß des Durchzuges möchte dem franz. Gesandten bekannt werden. Es war ihm aber schon; denn er hatte die Tagsatzung zur Bewachung der Päße aufgemahnt.

und den verletzten Boden rächen, ja selbst sich mit den Franzosen vereinigen, wenn man wieder einen Durchzug beabsichtigen wollte. Die Reformirten suchten dieses zu verhindern; die Tagsatzung schrieb an den Kaiser; sein Gesandter gab sich kaum die Mühe, denselben zu entschuldigen, und man sandte endlich Truppen nach Basel.

Wenn wir nun die Geschichte der Neutralität in dieser Beziehung betrachten, und man nicht umhin kann die Schnelligkeit zu loben, mit welcher man sich oft aus den verwickeltsten Verhältnissen sobald wieder zur eidgenössischen Einheit erhob, Gut und Blut zur Bewahrung und Behauptung von Ehre und Freiheit einzusetzen schwor, ein Kriegssystem verfaßte und annahm, dem die föderative Souveränität sogar, wenn auch nur ganz kleine Opfer, bringen mußte; so muß man hingegen andererseits noch weit mehr die Schwäche und Charakterlosigkeit tadeln, mit denen die eidgenössischen Schlüsse, durch welche die Schweiz allein als Nation vor den Mächten bestand und Achtung gebot, so schnell wieder, ja noch schneller beinahe, als sie entstanden waren, von einzelnen Orten und Partheien, eigenmächtig wieder hintergangen, verletzt und aufgehoben wurden, von den Einten durch die Geld- und Pensionswuth, von den Andern durch Religionsfanatismus, von den Dritten aus Hochmuth und Herrschsucht. Diese Zerrissenheit, moralische und politische Zerfallenheit zeigte sich und wirkte auch auf das Defensional, wo man es anwenden wollte, es aber niemals im Stande war anzuwenden, denn seiner wirklichen und kraftvollen Anwendung genügte eine bloße augenblickliche Eintracht nicht, es erforderte Festigkeit und Beharrlichkeit, immerwährendes und lebendiges vor Augenhalten dessen, was man sich als Nation und seinem vaterländischen mit Siegen bedeckten Boden schuldig war, ja es erforderte Kriegslust, Begierde nach Kampf, wo man verletzt oder angegriffen wurde. Dieses allein würde das Defensional zu einer An-

wendung in Masse gebracht haben. Statt dessen sehen wir es ins Kleinliche zerstückelt, als ein wahres Ebenbild der innern politischen Zerstücklung, es zeigte sich überall der nämliche Charakter der geistigen Halbheit, welcher die moralische Verdorbenheit und nicht die Verfassungsformen zu Grunde lagen; die halben und dreiviertels Auszüge, die hingestreuten Grenzbesetzungen, und dann der lustige Grundsatz, nicht früher aufzubrechen, als bis Gefahr vorhanden war,*) über die man selbst nicht einig werden konnte, und glaubte man sie wirklich vorhanden, unentschlossen war, was man thun sollte.**) Freilich läßt sich dagegen sagen: eine stehende Armee an den Grenzen würde große Kosten verursacht haben, da der Krieg oft und lange an derselben geführt wurde und ein mit Uebermacht gewagter Durchzug nicht abzuwehren gewesen wäre. Das läßt sich wohl nicht läugnen. Aber so wie derjenige seine Position schlecht deckt, der sie direkte deckt, so vertheidiget auch derjenige sein Land schlecht, welcher sich genau an die zu vertheidigende Grenze halten will. Es konnte weniger darum zu thun seyn, den Feind vom Angriff der Grenze abzuhalten, als ihn innert derselben mit gehörig zusammen gezogenen Streitkräften zu schlagen, oder, wenn der Durchzug schon geschehen, auf seine Kommunikationen zu fallen und ihn im Rücken anzugreifen, ein einziger wohlberechneter, mit Entschlossenheit und Kühnheit ausgeführter und von jenem furchtbaren Anlauf begleiteter Angriff, der die Schlachten der Freiheit aus-

---

*) Protokoll der Kriegsräthe im Staatsarchiv von Luzern.

**) Hieneben ist von den Gesandten von Basel gefragt worden: wenn der Feind oder ein kriegführender Theil den Paß mit Gewalt nehmen würde, ob sie sich dann nach allem ihrem Vermögen widersetzen oder aber der Gewalt weichen und den Durchzug beschehen lassen sollten. Hierüber ist nichts beschlossen worden: man soll vertruwliche Meinung heimbringen. 1672.

zeichnete und unwiderstehbar alles vor sich niederwarf, wäre hinreichend gewesen, um den eidgenössischen Boden wieder in Ehrfurcht und Achtung zu bringen, die Furcht vor solchen Schlägen würde dann die Grenzbesetzungen beinahe unnöthig gemacht haben, neben der ausgesprochenen Neutralität wäre zugleich ein schnell aufblitzendes, sicher treffendes Schwert niedergelegt worden. Das eidgenössische Kriegssystem, von dem jedoch das sogenannte Defensional nur der technische Theil ist, forderte gleichsam dazu auf, ja, lag ihm gleichsam zu Grunde, denn vermöge dessen konnte die ganze waffenfähige Mannschaft des Landes in weniger als zweimal vier und zwanzig Stunden unter die Waffen gebracht werden, die auf den Höhen aufgestellten Hochwachten*) leuchteten durch das ganze Land; durch überall angezeigte Allarmplätze wußte das Volk, wo es sich zu sammeln hatte; es war auch zugleich befohlen, daß man die Waffen zunächst bei der Hand habe. So glich also die Schweiz einem verschanzten Lager, in dem die Kantone die Heerkorps in den verschiedenen Positionen und Stellungen desselben bildeten, die beim ersten

---

*) Um einen Begriff von diesen Hochwachten zu geben, wollen wir jene im Kanton Luzern anführen. Der Bodenberg zeigt auf Schwendlen, Schwendlen zeigt auf die Klemp. Von der Klemp ob Ostergau zeigt es auf den Himberg. Von der Fluh zu Luthern vorwärts auf den Bodenberg, hinter sich ins Bernergebiet. Hilfterdingen zeigt vor sich nach dem Bodenberg, hinter sich ins Bernerische; Homberg ob Hunkeln im Amt Rußwil zeigt auf den hohen Gütsch und den Dietschenberg. Der hohe Gütsch auf den Rootenberg oder Aesche; Aesche ins Zugerbiet und die freien Aemter. Der Dietschenberg zeigt auf den Rooterberg, ins Zuger- und Schwyzerbiet.

Bei diesen Hochwachten waren zwei Männer angestellt mit einem Doppelhacken. Zwei Schüsse deuteten eine Feuersbrunst an, drei bedeuteten Aufruhr oder einen feindlichen Ueberfall. Die Feuer wurden dann angezündet und noch drei Schüsse gethan.

Schein der Hochwachten in ihre strategische oder Militärlinie zusammenzogen und auf den einfallenden Feind wie ein Wetterbach herab stürzen konnten. Dieses große System war wahrhaft national, gehörte der Schweiz allein, weil kein Land und kein Volk eine solche eigenthümliche Natur besitzt, aus der es hervorgegangen und deren eigentliches Bild es ist. Zwar kam es niemals in seiner ganzen Größe zu seiner vollständigen Anwendung, was vielleicht nur einem einzigen nicht minder großen Heerführer gelungen wäre, aber man begriff doch die Hinweisung der Natur. Späterhin, als immer mehr alle Kraft sich verflachte und versank, kam es zu der Nation in das gleiche Verhältniß als die alten Schlachtschwerter zu einzelnen Menschen, für beide wurde man zu schwach. Die Frage bei allen Neutralitätsbehauptungen mag wohl immer im Hintergrund gelegen seyn: sollen wir wegen einem bloßen Durchzug uns mit einer fremden Macht in einen Krieg verwickeln? Wie ein souveräner, unabhängiger Staat, der sich rühmt eine Republik zu seyn, läßt sein Haus bald von diesem, bald von jenem ungehindert durchstürmen, ohne daß er es wagt, seine Hand dagegen aufzuheben. Es ist eine öffentlich erklärte Ohnmacht, die jedem sagt, daß nicht nur Striche dieses Landes leicht zu überrumpeln, sondern das ganze Land selbst nicht unschwer zu nehmen sey. Es giebt kleine Dinge, die groß genug werden können, wenn man sie nicht vor Augen hält.

Die Neutralität konnte endlich wiederum durch Verträge und Bündnisse verletzt werden, welche man mit einer Macht zum Schaden einer andern schloß, und durch den freien unbedingten Gebrauch der Regimenter, welche man derselben überließ. Allein allen Verträgen, welche Volkskapitulationen zum Zwecke hatten, lag die Neutralität klar und unverholen zu Grunde, ja sie hatten anfangs einen recht christlich-europäischen Geist, indem sie nichts anders wollten und aussprachen, als jeden Staat, jedes

Volk, bei seinen Gesetzen, seinen Verfassungen und Nationalität schützen und schirmen, zum Schutz eines Landes und nicht zur Eroberung eines Andern erlaubte man den Freiwilligen, das heißt, den ohne Zwang Angeworbenen, die vaterländische Grenze zu überschreiten; was die Eidgenossen selbst nicht thaten, wollten sie, daß andere auch nicht thun sollten, erobern, und wie ihre große Waffengewalt für sie selbst nur darauf gieng, ihr Recht und ihre Freiheit zu erhalten, so erlaubten sie auch nur für diesen Zweck fremden Mächten ihr Volk. Der französische Bund schien zwar der östreichischen Erbeinung vorgezogen zu seyn, indem Frankreich darin als hülfleistender Bundesgenoß auftritt; allein die Hülfe, zu welcher sie sich für selbes verpflichteten, war durch den Vorbehalt, nicht wider den Kaiser, das Haus Oestreich und das Reich limitirt und beschränkt. Die Hülfe, welche Frankreich ihnen gegen ihre Feinde versprach, machte sie nicht so sicher, daß sie mit Oestreich nicht im Frieden zu leben wünschten. Durch die Erbeinung und den ewigen Frieden suchten sie die Ruhe ihres Landes mit den zwei sie vorzüglich umgebenden Mächten wenigstens durch Verträge zu sichern. Der blos defensive Gebrauch ihrer Völker war daher jedesmal der erste Artikel jeder Kapitulation oder jeder neuen Volkswerbung. Aber an die treue Befolgung dieser Verträge in dem Sinn, wie sie dieselben verstanden wissen wollten, konnte kaum gedacht werden. Nur ihnen, die zufrieden waren mit ihrem kleinen Besitz, mußte eine solche Unschuld in der Politik nicht lächerlich werden; aber Staaten und Fürsten, die vorwärts schreiten, sich erweitern und in das europäische System herrschend eingreifen wollten, die konnten sich durch einen so bedingten Gebrauch nicht binden wollen, sondern die Hülfsquellen brauchen, wie es ihr Interesse eben forderte. Obschon sich die politischen Verhältnisse der Staaten und Länder immer mehr veränderten, die Besitzer stets wechselten, so war

doch Oestreich immer bei seiner alten Erbeinung geblieben und hatte nie eine neue für die Zeit passendere Verbindung gesucht, da doch dieses der einzige Weg war, dem französischen Einfluß entgegen zu arbeiten, und das sogenannte treue Aufsehenhaben auf Burgund und die Waldstätte am Rhein wohl eine nähere Erläuterung und eine genauere Bestimmung nöthig machten. Der Franzos hingegen war mit einem Bunde nicht zufrieden. So viele neue Verhältnisse, so viele neue Verträge; alles, was er eroberte und gewann, brachte er in sie hinein, auf daß man für die alten wie für die neuen Provinzen verpflichtet würde; die Bande für die Schweiz wurden immer enger, für ihn immer weiter, ein Artikel um den andern fiel, ein Recht um das andere wurde verschoben, alle Vorbehalte wurden im Bunde mit Ludwig XIV. aufgehoben, ohne es wörtlich auszudrücken, war er offensiv geworden, denn wo er persönlich mit seinem Heere hinzog, mußten die Schweizer mit, die neutrale Richtung gieng verloren, entschieden kam alles auf französische Seite. Bald sah man die Schweizer überall auf dem Reichsboden, selbst Provinzen überfallen, die im eidgenössischen Schutz, da in den französischen Linien fochten, wo Kaiser und Reich den deutschen Boden vertheidigten. Die Tagsatzungen waren von den Beschwerden und Klagen der holländischen, savoyschen und kaiserlichen Gesandten gleichsam bestürmt, Memoriale folgten auf Memoriale, immer eines heftiger als das andere. „An allen Verheerungen und Plünderungen, sagte man, welche die Franzosen in fremden Ländern ausgeübt, seyd ihr ihnen treulich beigestanden, ihr erklärt immer euere Neutralität, und wo man hinblickt, sieht man euere Knechte bei den Franzosen, ihr führt gegen und wieder alle Völker Krieg, ohne jemals selbst bekriegt zu werden, ihr genießt seine Vortheile, ohne jemals das Elend und den Jammer zu tragen, den er mit sich führt; ihr dient allen und betrügt alle, ihr laßt euer Volk ab-

schlachten wie das Vieh, die Herren und Obern zu Hause nehmen das Geld, die Unterthanen im Felde empfangen Wunden, werden Krüppel und elend; ihr habt Offiziere, die euch verkaufen würden um fremdes Gold und fremde Kreuze.“ Darauf folgten große Drohungen, die Zeit der Rache werde einmal kommen, und das Verbrechen gebührend bestraft werden. Plötzliche Aufwallung alter Gefühle. Man will eine Gesandtschaft an den König von Frankreich schicken, die Memoralien seiner Gesandten uneröffnet zurücksenden, die strafbaren Offiziere vorrufen, die Rekruten verbieten, die Pensionen aufs Neue verschwören. Das Unrecht und seine Folgen wurden allgemein anerkannt und gefühlt, aber hier, wie überall, wo von Haupt- und Nationalsachen die Rede, war man zu schwach mit vollem Ernst und Kraft zu wollen. Es waren Schlüsse, gefaßt in den ersten Augenblicken der verletzten Form. Je mehr Zeit über ihre Vollziehung weggieng, je mehr verflachten und versanken diese Gefühle wieder; die Pensionen, die Hoffnung sie zu vergrößern, die Furcht sie zu vermindern oder gar zu verlieren, die Gewohnheit der siegenden Parthei anzuhangen, der gefährdete Verdienst so vieler Stabsoffiziere, ihre zahlreiche Verwandtschaft in den Rathsstuben,*) die Sorge, es möchte ein Ort dem

*) Da kommen dann unsere Emissarien ins Land und predigen im Rath: man soll bei Zeiten nachgeben, sonst werde man der bonnes grâces du roi verlustig, verabsäume die wahren Interessen des Landes um ein solches unkluges Entêtement. Einmal unsere Sachen stehen sehr schlecht, und wenn die Furcht des Verlustes eines Interesses uns in alle Winkel treibt, so hat unsere Freiheit nur noch so lange Bestand, als andere dabei auch ein Interesse haben. So sprach der Staatsschreiber J. C. Balthasar.

Ritter Pfyffer sagt: zuerst liefen uns die Ambassadoren aller Orten nach um unser Volk, jetzt ist das Gegentheil, wir schicken, laufen, schrien ihnen unser Volk nach. Jedes Ort vermeint den Vorzug zu haben die Hauptleute zu geben, macht Faktionen, wodurch

andern bei der Pensionsaustheilung vorgezogen werden: diese Kantons-, Familien- und Privatinteressen machten die Vollziehung aller jener vaterländischen Schlüsse unmöglich. Die Gesandtschaften wurden ausgeschlagen, die offensiven Handlungen der Regimenter als eine Präscription angezogen, die Pensionen denen ausgetheilt, welche sich in des Ministers Willen fügten. Die Offiziere schickten die erhaltenen Citationen ihren Obrigkeiten uneröffnet zurück, denn sie wußten, wie viel oder wie wenig sie von ihnen zu fürchten hatten. Die Obersten und Hauptleute gehörten dem, der sie zahlte, in dem Glanze der Hofehren vergaßen sie des kleinen Vaterlands um so mehr, da man der Ehre daselbst ebenfalls vergessen hatte. Sie wagten alles, um befördert zu werden, trieben einen schmählichen Wetteifer zur Unterdrückung der Rechte ihres Staates. Stuppa zeigte nicht nur, wie man jeden Ort behandeln müsse, um ihn dahin zu bringen, wohin man wolle, sondern entzog mit andern schweizerischen Stabsoffizieren den eigenen Soldaten die Hälfte ihres Soldes durch die bekannte Reform. Zum Spott und zur Schmach des ganzen Landes erhielt er noch vom König eine Erklärung auf Pergament: daß er, Stuppa, die Rechte seiner Nation aufs treueste bei ihm verwahrt und geschützt habe. Er hatte nämlich gesagt: *Tenez bon les Suisses, ils vous serviront pour le pain.*

Man darf und kann es nicht läugnen, daß der fremde

---

sie dann nicht nur alle eidgenössischen, sondern auch die geheimsten Partikularsachen jedes Standes vernehmen. Die Offizier verschrien einander, anerbieten sich wider die Bünd zu ziehen, um am Brät zu seyn, sich stützend auf ihre Fründschaft im Rath, ihre Mitinteressirten oder blinde Halbartirer. Es hat mancher ehrliche Mann sein Gut an die Werbung gesetzt, ist by Hof mit dem leeren Sack bezahlt und daheim mit dem Bettelsack abgewiesen worden. Seine satyr. Schriften. Mspt.

Dienst Anfangs noch etwas Ritterliches, Heroisches an sich trug, indem man damit nicht blos dem fremden Lande, sondern auch seinem eigenen zu dienen glaubte und für den Handel auch wirklich diente. Die Obersten riefen ihr Volk bei dem Waffenruhm ihrer Väter auf, tapfer zu seyn, denkt an die Ehre unseres Landes, erwerbt ihm Neue, macht es groß, euere Thaten sind die Seinigen und fallen ihm zu. Jetzt aber war dieses Vaterland vor dem König und seinem Dienste verschwunden, und, wie der Ritter Schultheiß Pfyffer auf der Höhe seiner Waffenthat und seines Ruhmes unter der für ihn errichteten Triumphpforte zu Paris zuerst fragte: ist meinem Volke der Schlachtsold bezahlt, ehe er die Geschenke annahm, die ihm die königliche Familie für ihre Rettung geben wollte: so raubten und stahlen jetzt die Obristen und Hauptleute ihrem Volke selbst den gemeinen, täglichen und wohlverdienten Sold. Um zu Ehren zu gelangen, wurde man ehrlos, um Beförderung zu erhalten, verrieth man.

So war also alles dem fremden Dienste unterworfen, der Schweizer in seinem Vaterland, wie außer demselben, der Unterthan, wie die Obrigkeit, der eidgenössische Soldat, welcher die vaterländische Grenze zu bewachen hatte, wie Derjenige, der für fremde Zwecke unter fremden Fahnen stund; der Reformirte wie der Katholische öffnete ihm zu lieb das Land, gab Pässe; ihm zu lieb erlaubte man wider geschlossene Verträge Volkswerbungen, ihm zu lieb verläugnete man seine Obrigkeit und spottete ihrer. So wie Diese die Bündnisse nicht mehr hielten und ihre eigenen Schlüsse, ihr gegebenes Wort nicht mehr achteten, so glaubten auch ihre Offiziere sich an keine Verträge mehr gebunden und den Befehlen von Regierungen nicht gehorchen zu müssen, die sich selbst nicht mehr achteten. Ein und derselbe Eigennutz herrschte und trennte überall, die Bande der Ehre und des Rechtes.

Wenden wir uns nun von den auswärtigen Verhältnissen zu den innern, zur Verwaltung und Administration der Kantone, so sehen wir sie so verwickelt und bedrohlich als Jene; das ganze staatsrechtliche Fundament, die Grundformen der bestehenden Verfassungen sind in der größten Gefahr, und diese Gefahr, die ihres Gleichen nicht kannte, ist nicht im Stande die Aufmerksamkeit der kleinen und großen, der reformirten und katholischen Obrigkeiten mehr auf die Landesverwaltung, auf die Stimmung des Volkes zu wenden, denn von den französischen Verhältnissen aus Interesse zu sehr angezogen und in dieselben verwickelt und mit ihren Religionsgegnern in steten Zerwürfnissen und sich von ihnen bedroht glaubend, blieb ihnen die wahre, innere Lage ihres Landes und Volkes unbekannt.

Der Aufruhr von 1653.

In den Kantonen Basel, Solothurn, Bern und Luzern war das Volk in einen vollen Aufruhr gegen ihre Obrigkeiten ausgebrochen, gegen vier und zwanzig tausend Mann stunden wider sie unter den Waffen. Noch nie hatte es eine solche Volksbewegung gegeben, noch keine besaß, wenigstens auf einen Augenblick, eine solche unberechnete Kraft, keine war bisher so gefährlich gewesen. Die Ursachen dazu lagen in der Ferne und in der Nähe, waren allgemein und individuell, jene brachten die Empfänglichkeit zum Ausbruche hervor, diese erzeugten den Ausbruch selbst. Der dreißigjährige Krieg hatte viel Geld in die Schweiz gebracht. Hierdurch war ein üppiges, schwelge-

risches Leben entstanden. Als der Friede geschlossen, blieb das Geld plötzlich aus, die größern Bedürfnisse aber wollten befriedigt seyn, das Vermögen nahm ab, die Schulden zu, und dieses Vermögen, das sich von Tag zu Tag verminderte, wurde nun durch eine Münzverordnung, eine Herabsetzung der Münzen, noch mehr um seinen Werth gebracht. Es war also eine Verschlechterung der Sitten da und zugleich eine herbei geführte materielle Noth, diese zwang sich daraus zu befreien, jene hielt alle Mittel für gut, die zu diesem Zwecke führten. Das war der innere Zustand, die Empfänglichkeit, welche ein Ereigniß, eine einzige kleine Begebenheit zum Durchbruch, zur Handlung und That reizen und alles in eine große, furchtbare Bewegung mitfortreißen konnte. Diese Veranlaßung kam. Die Neutralitätszüge, die innern verwickelten und gespannten Verhältnisse nöthigten die Obrigkeiten auf die Erhöhung ihrer Regalien und Einkünfte zu denken und dem freien Verkehr einige Artikel, wie z. B. der Salz- und Pulverhandel rc. an sich zu ziehen und auch andere indirekte Abgaben zu erhöhen. Während man hier drückender, wurden auch die Landvögte an einigen Orten ungerecht, statt dem obrigkeitlichen Ernste zeigte sich oft ein wilder, gebieterischer Geist, wie er etwa aus Feldlagern und Garnisonen herkommen konnte, von Offizieren, die da wohl glauben mochten, sie stünden noch vor ihren abgerichteten Kriegsknechten oder Söldlingen. Dieses ereignete sich vornämlich im Kanton Luzern und die scharfe Betonung fiel gerade auf jenes Amt, das unter allen das Eitelste war. Von hier aus brach der Aufruhr los, theilte sich den andern Aemtern mit und ergriff dann auch die nahe liegenden Kantone Bern, Solothurn und Basel. Die Volksausschüsse gaben überall ihre Klagen ein und erklärten dabei zugleich: daß sie nicht gesinnt wären die Rechte der Obrigkeiten zu schmälern, aber auch die Freiheiten des Volkes sollten gesichert seyn. Es waren Klagen ge-

gen die Verwaltung, gegen die Landvögte, keine Klagen über Unterdrückung politischer Rechte, Klagen, deren Aufhebung Allen, dem ganzen Volke ohne Unterschied zu gut kamen. Dieses beweisen die Urkunden, die darüber eingekommen sind. Ungeachtet die Obrigkeiten dabei Vieles zugaben, was mit ihren Rechten als Obrigkeit nicht vereinbar war, weil sie zum Widerstand Anfangs gar nicht gerüstet waren; ungeachtet das Volk Vieles erhielt, was es bisher nicht besessen hatte, so wurde doch der von seinen Ausschüssen eingegangene Friedensvertrag von den Landgemeinden wieder überworfen, die Forderungen gesteigert und mit bewaffneter Gewalt gedroht. Dazu gaben die Schlüsse der Tagsatzung und das Benehmen einiger Obrigkeiten auch nicht wenig Veranlaßung. Jene Schlüsse waren nicht im Stande allgemein zu befriedigen, sie standen mit sich im Widerspruch, sie bewiesen, daß man sich auf den Charakter des Aufruhrs gar nicht verstund und ihn nicht consequent zu behandeln wußte. Man nannte die Bauern Rebellen, während die Schiedorte sie als Parthei neben ihren Obrigkeiten anerkannten; man wollte sie zwingen auf den Knien in der Rathsstube um Gnade zu bitten, während man ihnen durch Erlassung neuer Rechte gestand, daß das Recht zum Theil auf ihrer Seite sey; indessen man zu gleicher Zeit an einigen Orten mit Herausgabe der Urkunden zögerte, an andern sie nicht ganz in gehöriger Form ausstellte; sey es aus Absicht oder aus Irrthum oder Mangel an Zeit, wie denn die Kanzleien damals über die Maßen beschäftigt waren. Die Rebellenhäuptlinge, die Herrschsüchtigen und Aufwiegler benutzten diese Fehler mit vieler Gewandtheit; sie sagten dem Volke, man wolle es hinterlisten und betrügen, man müsse zusammenhalten, sich aufs Neue verbinden. Um es wider den geschlossenen Frieden einzunehmen und es aufs Neue gegen seine Obrigkeiten zu empören, gab man ihm an, es würde alle seine Freiheiten verlieren, die Herren

in den Städten würden mit ihm so tyrannisch verfahren, daß es nicht mehr auszuhalten seyn werde, seine besten Kühe würde man ihm aus dem Stall nehmen, man werde ihm alles gute Essen verbieten und ihm nur schwarzes Brod erlauben. Solche Reden und Lügen waren nöthig, um das Volk, das sich jetzt schon nach Ruhe und Frieden sehnte, aufs Neue zur Empörung zu verführen. So kam denn jener Bund, der das ganze bisherige staatsrechtliche System aufgehoben, die Regierenden zu Regierten gemacht, die obrigkeitliche Gewalt und die Centralsouveränität gebrochen hätte, der Bund von Summiswald zu Stande, vermöge dessen ein vom Volke ausgegangenes Gericht über alle Obrigkeiten gesetzt werden sollte. Dieses Gericht sollte vornämlich die Freiheiten des Volkes bewachen und den Bedrängten sogleich mit aller Macht beispringen. Was würde man nicht alles, je nachdem es das Interesse forderte, für Bedrängniß ausgegeben, ja würde man sich wohl darüber immer haben verständigen können? Konnte das Recht immer auf der Seite des Volkes seyn? und wenn nicht, so hätte dieses Volksgericht wider das Volk entscheiden müssen. War das die Absicht und hätte man ihm allein immer Recht geben müssen, so waren die Obrigkeiten aufgehoben und die gegebene Erklärung: man wolle ihr Recht ehren und ihm gehorchen, eine freche Lüge. Würde hingegen dieses Gericht wider das Volk entschieden haben, so würde es wie die Obrigkeit auch der Tyrannei beschuldiget und am Ende ebenfalls wieder gestürzt worden seyn. Die Obrigkeiten würden schwerlich so leicht einen fremden Spruch, der sie verurtheilt, angenommen und am Ende eher fremde Gewalt angerufen haben. Und das Gericht, als Volksgericht, konnte nicht zugleich Parthei und Schiedsrichter seyn. Wo man in seiner eigenen Sache spricht, giebt es kein Gericht. Nach diesem Bunde kam unter die Bauern sichtbare Verblendung und Verkehrung, der Hochmuth und Stolz seiner Häupter wuchs,

die Verblendung nahm zu, sie glaubten mit vierundzwanzig tausend Mann Niemand mehr fürchten zu müssen, Gesetze geben zu können nach Gutbefinden und Willkühr. Leuenberg nannte sich Obmann des neuen Bundes, hielt sich eine Trabanten Wache; Andere wollten ihre Aemter wieder zu Grafschaften machen, wie sie unter Oestreich waren, und sich dann selbst als wohlbestellte Grafen wählen lassen; wieder Andere wollten sich von den Städten losreißen, souverän werden, wie sie sagten, jedoch so, daß die Städte mit ihrem Geld und Volke sie dabei schützen und schirmen sollten. Souveräne, die kaum stehen konnten! Indessen war im Lande das Bedürfniß nach Ruhe und Frieden immer mehr gefühlt, das Volk schied sich in Linde und Harte aus, daß heißt in Solche, die bei den bereits eingegangenen Vergleichspunkten bleiben und in Solche, die den Aufruhr fortsetzen und durch ihn gewinnen wollten. Damit nun die Linden nicht Meister würden, wurden die Harten, die wirklich Herrschenden, gewaltthätig, grausam, verfuhren schonungslos gegen alles, was nicht von ihrer Parthei war. Sie ließen ihre Gegner ins Wasser werfen und sie so lange darin hin und herdünkeln, bis sie sagten, sie wollen hart werden; oder man schnitt ihnen die Ohren ab, schlitzte ihnen die Bärte auf oder verstümmelte ihre Nase mit glühenden Eisen; man riß sie mit ihren Weibern und Kindern aus ihrem Hause, trieb sie von ihrer Heimath über die Grenze und nahm ihnen dann ihr Geld und Gut, ihr Haus und Hof weg. In den Städten, wo sie unfehlbar einzuziehen hofften, wollten sie selbst der Kinder nicht schonen. Keine Verträge wurden mehr gehalten, die Waffenstillstände gebrochen, die obrigkeitlichen Kriegsvölker heimtückisch überfallen. Daher geschah es und konnte es geschehen: daß die Rebellen geschlagen wurden an der Reuß, geschlagen bei Wohlischwyl, geschlagen bei Herzogenbuchsee, daß die noch übrig Gebliebenen auseinander stäupten, wie wenn der Blitz in sie hin-

eingefahren wäre; daß das Volk seine Häupter und Verführer, welche es für ihr persönliches Interesse, zur Befriedigung ihres Ehrgeizes vom Frieden abzogen und es aufs Neue in den Aufruhr trieben, nun ebenfalls um seines eigenen Nutzens und seiner Rettung willen, auf einmal verließ und sie damit so den Obrigkeiten hinwarf.

Aus diesem Aufruhr konnten die städtischen Obrigkeiten entnehmen: wie schwer es sey, einem Solchen sogleich mit aller Macht zu begegnen, wenn man keinen festen Punkt für sich im Lande hat, wenn man sich für derlei Fälle, deren Möglichkeit ihnen aus der Erfahrung hätte erinnerlich seyn sollen, gar nicht vorbereitet hält. Deßwegen genöthigt wird nachzugeben, mehr als man soll und darf, was, wie es denn auch wirklich ist, für Schwäche ausgegeben, die Empörung noch mehr entzündet und die Rebellen alle Schranken zu überschreiten treibt. Wenn eine Obrigkeit Cessionen machen soll, so muß sie es mit dem Schwert in der Hand, sie muß die Volksrechte ehren, aber mitten in ihrer Macht.*)

---

*) Die Demokratischen leisteten nicht besonders gute Hülfe. Schultheiß Dulliker sagt von ihnen: man hat sie umb Hülfe angerufen, aber schwerlich erhalten mögen, denn sie erst wissen wollten: wer Recht hätte? Und hat man den Zuzug in Versprechung unseres Soldes, was wieder die Bündniß ist, endlich erhalten. Also sind die Fründ in der Noth, das mans noch zahlen muß und dennoch nicht aus der Stadt ziehen wollten. Sein Tagbuch.

Wir können hier nicht umhin, einige Bemerkungen mitzutheilen, welche Hr. Seckelmeister Balthasar über die im Jahr 1558 in Unterwalden entstandenen Volksunruhen in seinem schriftlichen Chronikon machte. Die Staatsschriften von Luzern geben ein merkwürdiges Beispiel an die Hand, wie die Obrigkeiten in den demokratischen Ständen sich zur Beibehaltung eines ruhigen Regiments der alten Gewohnheiten und Landesbräuchen sich angelegen seyn ließen, daß dem Volk nicht gar zu sehr alle Zügel gelassen werden. Die angrenzenden Kantone hingegen zur Erstick-

So wie die Souveränitätsrechte der Städte und Obrigkeiten niemals in Frage gestellt wurden und nicht Gegenstände eidgenössischer Vermittlung wurden, eben so wenig ließ sich die Obrigkeit von Luzern ein unpartheiisches Gericht,*) welches die Demokratischen für bloße Partikular-Sachen zwischen ihr und ihren Aemtern aufstellen wollten, in ihrer Stadt und auf ihrem Rathhause ge-

ung von Aufruhren auf den ersten Wink bereit waren. Faktionsgeist, Mißgunst und Verläumdung, die durch einen übelausgeschlagenen Hülfszug nach Italien aufgeweckt wurden, hatten zu Anfang dieses Jahres das Landvolk zu Unterwalden in eine solche Gährung gebracht, daß es zu einem gänzlichen Umsturz des Regiments allen Anschein hatte, wenn es nicht durch Luzerns eilige Vermittlung verhindert worden wäre. Es zeigten sich unter dem Volke von Schwyz bereits ebenfalls Bewegungen. Man fürchtete es werde da noch hitziger zugehen. Ungeachtet des Zuredens der Boten von Luzern, Uri, Unterwalden wurden an einer Landsgemeinde 30 Rathsherren ihrer Aemter entsetzt und sogleich andere junge, unerfahrene Landleute an deren statt erwählt. Es ließen aber bemeldte Kantone und Zug auf heimliches Anrufen der ohne alle Rechtsform verdrängten Rathsherrn und des gut gebliebenen Landvolks, das sich aber aus Furcht vor dem aufgebrachten und übel berathenen Pöbel nicht regen durfte, nicht bewenden, sondern beschlossen auf einer Tagsatzung in Luzern: von Schwyz eine zweite und vollkommene Landsgemeinde zu begehren, ihre Gesandtschaft dahin zu schicken und sie ganz freundschaftlich, aber auch ernst zu ermahnen, bei ihren Freiheiten und Gewohnheiten zu bleiben, bei welchen man sie laut Bünden getreulich schützen und schirmen wolle. Der Erfolg war erwünscht, die Entsetzung der Räthe wurde zurückgenommen und die Ruhe sogleich wieder hergestellt. Und dieses alles hat nicht einen Monat gedauert, so, daß man nicht bestimmen kann: ob ein so billiges, in die Schranken der Gerechtigkeit sogleich wieder zurückkehrendes Landvolk, oder aber das thätige, bundesgemäße Betragen der bemeldten vier Orte der Nachwelt mehr angepriesen werden sollen.

*) Weil die IV Ort Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug ihnen vorbehalten ein unpartheiisch Gericht in der Stadt Luzern zu haben,

fallen; ja, es wurde nicht nur von ihr, sondern auch von besagten Aemtern selbst abgelehnt und verworfen, und so wurde vom Volk, wie von seiner Obrigkeit die Kantonalsouveränität auf gleiche Weise behauptet und bewahrt.

Der Krieg von 1653.

Die Streitigkeiten im Thurgau schienen durch den Vertrag, daß künftig in Religionsfragen beide Confessionen mit gleich viel Stimmen zu entscheiden hätten, endlich gehoben zu seyn. Aber man betrog sich, denn über das, was zur Religion gehöre oder nicht, ergaben sich neue Zerwürfnisse. Die Katholischen glaubten durch diesen Vertrag zu viel vergeben zu haben, suchten alles ins Bürgerliche herabzuziehen, und wenn man damit nicht zufrieden war, so sagten sie: ein Richter müsse entscheiden, was Religions- oder Civilfragen wären. Da sich aber ein solches Gericht nirgends finden konnte, so glaubten die Reformirten, man wolle mit ihnen Spott treiben und klagten den unintereſſirten Orten. Aber die Katholischen behaupteten ebenfalls, daß man sie überall zu verkürzen suche, man müsse diese Dinge nicht länger dulden. Die

---

welches M. G. Hr. höchst prejudizierlich funden, also sind die Aemter gebeten worden, daß sie sich keinem fremden Richter, sondern ihrer natürlichen von Gott gesetzten Obrigkeit ihr Recht nehmen sollen. Dulliker Tagb.

Es ist wieder alle gesunde Politik, wenn ein aristokratischer Stand seine Angelegenheiten durch Männer aus Demokratien untersuchen läßt. Balthasar in s. Chronikon. Mspt.

Reformirten glaubten nichts fürchten zu müssen, denn sie sagten: das Vermögen der Katholischen sey nicht besonders groß, ihre Schatzkammer leer. Die Katholischen hingegen bauten auf ihren Muth, mit dem sie schon zweimal obwohl an Zahl die Kleinern, die größere Macht ihrer Gegner besiegt. Während und in dieser Aufregung geschah es, daß einige Familien von Art den katholischen Glauben abgeschworen, den Kanton Schwyz verlassen und sich in Zürich niedergelassen hatten. Kaum war es in Schwyz bekannt geworden, so griff man nach denen, welche noch nicht abgezogen waren und warf sie in die Thürme. Hierauf war von allen katholischen Orten mit großem Aufwande der goldene Bund in Luzern erneuert und beschworen,*) was bei den Reformirten um so größeres und bedenklicheres Aufsehen erregte, als man ihnen kurz vorher die Erneuerung und Beschwörung der gemein-eidgenössischen Bünde abgeschlagen hatte. Die Reformirten tagten sogleich auch in Peterlingen, wollten dem goldenen Bund auch einen Bund entgegensetzen, der alle ihre verschiedenen Confessionen in ein Glaubensbekenntniß zusammenfassen, welches zu beschützen und zu vertheidigen hernach beschworen werden sollte. Allein sie wurden darüber nicht einig. Zürich, als erster reformirter Ort wollte, daß man seine Lehre annehme. Die Uebrigen fanden Bedenken, sagten: sie wären mit ihrem Lehrbegriff zufrieden, könnten nichts vergeben. Doch stimmten sie in Bezug auf Schwyz zusammen und forderten von ihm, daß es die

*) Die fürnehmst Ursach dieses Bundesschwur war, weil von Art 27 Personen nach Zürich usgerissen und den Zwinglischen Glauben angenommen. Darauf hat man sich verbunden einander bei dem katholischen Glauben zu erhalten, und ist auf dem Rathhaus, die Gasterei wie auch eine Komödie und Fürwerk bei der Nacht auf dem See gehalten worden, welches Zürich und Bern fast geschmirzt. Schultheiß Dulliker Tagbuch.

Gethürmten frei lasse und die Ausgezogenen ihres Gutes nicht beraube. Dreimal sandten sie ihre Boten, aber jedesmal vergebens. Die von Zürich hatten vorgestellt, daß die zu ihnen übertretenen ihre Leute seyen, daß Schwyz auf sie kein Recht mehr habe; sie bewiesen in siebenzig besiegelten Briefen, daß der Abzug von hieher frei war. Ja, antworteten die Katholischen, vor dem Abfall, aber auch hier nur erbsweise. Das Gut könne man nicht folgen lassen, indem es die Freistellung des Glaubens bewirken würde. Der freie Zug sey nicht in den Bünden. In dem Landfrieden heiße es: daß jeder Theil den andern ungehindert und ruhig lassen solle. Das hätten die von Zürich nicht gethan, denn in den geheimen Zusammenkünften zu Schwyz und Art seyen Züricher gewesen." Die Schwyzer, in der Meinung ein Beispiel geben zu müssen und durch eine blutige Schärfe vor solchen Conventikeln zu warnen und abzuschrecken, schlugen denen, welche in ihrer Gewalt waren, den Kopf ab. In Zürich empfand man dieses Verfahren hoch. Man hat unsere Gesandten, sagte man da, in Schwyz schmählich behandelt, sie sind verachtet worden, ihre Bitte, um eine kurze Verschiebung des Urtheils ist nicht in Betrachtung gezogen, sondern im Gegentheil ihnen zum Trutz das Bluturtheil vollzogen worden. Es forderte noch einmal die Schwyzer vors Recht, rüstete, schanzte in seinen Landen. Diese antworteten: sie wollten alles ins Recht setzen lassen, nur nicht die Religion, die bedürfe keiner Rechtfertigung. Die Ausgezogenen wären malefizisch, weil sie von ihrer Obrigkeit abgefallen. Schwyz habe sein Recht gebraucht wie es jeder freie Stand brauche, in ihrem Lande seyen sie Herr, hätten über ihr Thun und Lassen Niemand Rechenschaft zu geben."

Der französische Gesandte hatte eine allgemeine Conferenz nach Baden ausschreiben lassen. Hier lobte er die Katholischen, gab ihnen Recht und versprach ihnen sogar

Hülfe; aber er erhob auch die Macht der Reformirten und meinte, die Unterthanen hätten das Recht, sich zu setzen, wo sie wollten. Zürich wollte wissen: ob man die Bünde halten wolle oder nicht; ob Personen, welche zu ihrem Glauben übertreten, malefizische Verbrecher wären; ob die von Schwyz den Ausgezogenen ihr Gut wollten folgen lassen; ob man in Religionssachen laut Vertrag Gleichheit der Stimmen anerkennen wolle oder nicht? Luzern antwortete im Namen der Katholischen: Ja, man wolle streitige Sachen, welche weder die Hoheit noch die Religion berühren, durch die Bünde entscheiden lassen. Malefizisch sey alles, was von Gott und seiner Obrigkeit abgefallen. Man wolle keine Freistellung der Religion, daher könne man das Gut nicht folgen lassen. „Darauf begehrte Schwyz von Zürich zu wissen: warum es in seinem Lande sich rüste und schanze? Weil, antwortete es, die Stadt in ihrem Lande eben so gut Herr und Meister sey, als die Schwyzer in dem Ihrigen.“ Die Gesandten reisten ab; die Katholischen mahnten ihr Volk unter die Waffen. Indessen wurde auf einer Conferenz in Luzern beschlossen: an alle reformirten Orte außer Zürich eine Gesandtschaft zu schicken, sie zu bitten, den Krieg durch ihre Vermittlung zu hindern und wegen einigen schlechten Familien nicht das ganze Vaterland unglücklich zu machen. In Bern gab man ihr zur Antwort: man habe sich unbedingt und ohne Ausnahme den Rechten zu unterwerfen, wolle Schwyz nicht, werde man es mit Gewalt dazu zwingen.*) Die Frage über Krieg und Frieden wurde indessen aller Orten noch an die Theologie zur Entscheidung überwiesen, aber

*) Den 16 Dezember bin ich mit den Gesandten von Uri, Unterwalden und Zug nach Solothurn und Bern vor Räth und Hundert erschienen und den Vortrag gethan, sie zum Frieden zu mahnen. Hat nüt helfen wollen, sondern Herr Stürler gesagt: man soll sie nüt mehr amüsieren. Dulliker Tagbuch.

es herrschte darüber keine Einstimmigkeit. In Luzern wollten einige Geistliche alles dem Recht unterwerfen, indem es besser sey nachzugeben, als alles in Gefahr zu setzen. Andere glaubten: man dürfe es nicht, weil es die Religion betreffe. Die Theologen von Basel wollten beide Partheien vom Krieg abmahnen, indem der fremde Zug keine gerechte Sache dazu sey, wegen einigen Personen müsse man das Vaterland nicht unglücklich machen. Eben so sprachen die Theologen und Prädikanten von Bern. In Schaffhausen stimmten die Einten für Zürich, die Andern für Basel. Die Frage wurde nur von Zürich und Bern und von den V Orten für eine Religionsfrage angesehen. Weder die einte noch andere Parthei konnte auf die Beihülfe seiner Religionsverwandten rechnen. Mahnten die beiden Städte Basel, so antwortete es: sie müßten still sitzen, um den Bischoff und Solothurn zu hinterhalten. Drängte man es weiter, so versprach es, das heißt, es versprach blos die Errichtung von drei Reiterkompagnien. Wallis entschuldigte sich, es könne den Schwyzern nicht zuziehen, denn es werde von Bern bedroht. Eben so die Stadt St. Gallen und reformirt Appenzell, die den Abt von St. Gallen fürchten. Katholisch Glarus kann ebenfalls nicht zuziehen, indem seine Reformirten ihm den Paß abschlagen würden. Freiburg und Solothurn wollten neutral seyn. Von den dreizehn Orten waren also nur Sieben zum Kampfe bereit. Die Hoffnung zur Erhaltung des Friedens war indessen noch nicht aufgegeben; die unintereſſirten Orte brachten noch einmal eine allgemeine Conferenz auf Baden zusammen. Sie fängt zwar mit vieler Hitze an, aber sie läßt wunderbar immer mehr nach. Auf einmal sagen die Gesandten von Zürich: sie müßten zur Feier der Weihnacht nach Hause; ihnen folgen die Gesandten von Bern, Schaffhausen und Basel. Zur Sicherheit und zur Behauptung des Friedens bleiben der Schultheiß Dulliker, Montenach von Freiburg und der Landammann Näf von Appenzell als Geiseln in Baden zurück.

Aber am heil. Dreikönig Tag stürzt Landammann Reding in des Schultheißen Zimmer und sagt: die Züricher haben Rheinau angegriffen und ausgeplündert, sie ziehen durchs ganze Thurgau weg und wollen es in ihre Gewalt bringen." Der Schultheiß will sich sogleich aufs Pferd werfen. Da eilt ein französischer Gesandtschaftsbedienter auf ihn zu und bittet ihn zu seinem Herren zu kommen. Der Schultheiß schlägt es ab und will sogleich fort. Ein Edelmann kommt und macht die nämliche Einladung. Dulliker steigt ab und geht zum Gesandten. „Wo wollen Sie hin?" fragt ihn *de la Barde*. Nach Luzern. Bleiben Sie, Sie sind Geisel, es gilt um Ihren Kopf. „Ihro Excellenz, antwortete der Schultheiß, hat mir versprochen, man werde keine Thätlichkeiten anfangen, unter ihrem Wort haben wir geruht. Wenn Sie der Krone Frankreich und einer Eidgenossenschaft wahrhaft dienen wollen, müssen Sie Blutvergießen verhindern; und wenn Sie beide Partheien im Felde sehen, so brauchen Sie das Ansehen Ihres Herrn, erklären Sie sich wider jene Parthei, die den Frieden nicht halten will. Wir werden sehen, wir werden sehen", war die Antwort.*) Der Schultheiß empfahl sich und befreite sich selbst aus seiner Bürgschaft, und zwar ohne Furcht deßhalb seinen Kopf zu verlieren. Es lag nicht im Interesse der Gesandtschaft, die Ansicht des Schultheißen anzunehmen, denn obwohl ein einheimischer Krieg demselben zuwider, weil die nöthigen Volksaufbrüche und die beabsichtigte Bundeserneuerung dadurch verhindert wurden, so forderte dasselbe nicht weniger, daß man die kleinern nicht gegen die großen Kantone in Schutz nehme, ohne diese zu nöthigen fremde Mächte ebenfalls um Hülfe anzurufen, wodurch die allgemeinen politischen Verhältnisse noch verwickelter werden mußten. Da ferner bei der großen Gereiztheit der Partheien jede

---

*) Dulliker Tagbuch.

Schlichtung in Güte unmöglich war, so blieb ihr nichts übrig als dem Sturm seinen Lauf zu lassen, in der sichern Ueberzeugung, daß bei den kurzen Kräften, bei den vielen Interessen der Kampflustigen derselbe sich bald verwüthet haben werde. Auch die Anführer beider Partheien scheinen für den Krieg nicht gestimmt gewesen zu seyn. Zürich wollte Rapperschwyl haben. Diese Stadt sollte ihm den Kanton Schwyz öffnen und ihm zugleich den ganzen Zürichersee in seine Gewalt geben. Sofort zog denn Wertmüller mit dem Panner von Zürich vor Rapperschwyl, unternahm mitten im kältesten Winter die Belagerung und zwar, wie man sagte, sehr schläfrig und langsam, wodurch geschehen sey, daß die Katholischen der Stadt hätten zu Hülfe kommen können. Er beschoß sie mit zehn großen Kanonen und Feuermörsern, die bei zweihundert Pfund schwere Steine und Kugeln hineinwarfen; aber er soll vergessen haben, ihr den Paß über die Brücke abzuschneiden. Der Sturm wurde endlich an denjenigen Orten unternommen, wo die Mauern am stärksten waren, aber als man Bresche gemacht und eingedrungen, fanden sich hinter den Breschen neue Abschnitte; heißes Wasser, Straßenpflaster, Ziegel und was immer verstümmeln, tödten und erschlagen konnte, wurde auf die Stürmenden herabgeworfen, die mit großem Verluste sich eilig aus den Breschen zurückzogen. Die Kälte der Jahreszeit, Mangel an Proviant, Krankheiten machten jede weitere nachdrückliche Belagerung unmöglich.

Während Zürich bei Rapperschwyl sein Volk und Geld unnütz verbrauchte, hatten vierzehntausend Berner den Stadtfändrich Pfyffer von der Höhe von Heklingen heruntergeworfen und ihn genöthigt, sich bis auf Muri zurückzuziehen, wo er von Schultheiß Dulliker dreitausend Mann Verstärkung erhielt.*) So verstärkt, schlich Pfyffer

*) Herr Stadtfändrich Pfyffer hat mich um Volk gebetten. Und so

von Muri aus ohne Trommelschlag durch die Wälder und fiel so unerwartet auf das schlecht bewachte Lager der Berner bei Vilmergen. Alles floh bis an die Weinberge; hier wurden die Luzerner mit einem scharfen Feuer empfangen, sie kamen in Gefahr überflügelt zu werden, schon war Unordnung in ihren Reihen und Gliedern, schon zeigten sich Flüchlinge, als Major Sonnenberg zu den Kompagnien von Zurgilgen und Anderallmend hinabritt und ausrief: ist denn Niemand da, der die Berner Reiterei angreift? Beide Hauptleute mit ihren Kompagnien traten sogleich hervor. Entschlossen lieber zu sterben als eine schändliche Flucht zu ergreifen, fielen sie mit ihrer Mannschaft auf die Knie, empfahlen sich Gott und seiner Barmherzigkeit, die Offiziere zogen ihre kurzen Waffen und rückten dann geschlossen und muthig gegen den Feind; aber ehe sie an ihn kommen konnten, hatten sie einen großen Hag zu übersteigen und einen breiten Graben zu durchgehen. Frisch schwangen sie sich hinüber, schnell eilten sie unter dem heftigsten feindlichen Feuer über den Graben. Die Berner, als sie sahen, daß die von Luzern ohne großen Verlust mit Macht gegen sie anrückten, schwenkten um und jagten ab. Der Obrist Bil von Neuschatel war der Letzte auf dem Schlachtfelde. Er hatte beide Pistolen, aber ohne Erfolg, gegen den ihn hart verfolgenden Hauptmann Anderallmend abgeschossen. Der Rückzug und dann die Flucht der Berner wurde jetzt allgemein.

Als die Züricher den Verlust dieses Treffens vernahmen, schrieben sie nach Bern: Sie sollten im Felde bleiben und nicht heimziehen. Zürich allein wolle jetzt den Feind angreifen und den Kampf mit ihm bestehen." Aber

---

hab ich in 15 St. bei Tag und Nacht us meinem Rath alles ufgeweckt und die 3000 Mann sind schier in einer Stund, da keiner vom andern gewußt, zu Muri angelangt. Dull. Tagb.

die Berner antworteten: das sey nicht möglich, die welschen Lande seyen von Savoyen bedroht, Wallis, Solothurn und Freiburg hätten ihre Neutralität aufgesagt, seinen Bauern könne es nicht mehr trauen, sie wären mit dem Krieg nicht zufrieden, der Schatz habe alle Tage zwölftausend Gulden Ausgabe; das vermöge er nicht." Nach Schaffhausen hingegen schrieben sie: sie wären von Zürich verführt worden, könnten nicht mehr mit ihm gemeinschaftlich handeln." Die gemeine Meinung unter den Reformirten wie Katholischen war, daß Zürich diesen Krieg unternommen habe, um sich des ganzen Thurgau's und der nächst gelegenen Orte zu bemächtigen. Das Volk von beiden Partheien war bereits des Krieges müde geworden und fieng an aus dem Felde nach Hause zu laufen, die Leidenschaftlichkeit der Obrigkeiten hatte sich verkühlt, Vermittler und uninteressirte Orte traten zwischen die Partheien und sagten: man solle Frieden machen, weil man noch nicht Hab und Gut verloren, denn würde man mit dem Krieg fortfahren, würde man sich auffressen und auszehren und daraus nichts anders erfolgen, als daß man dem nächsten, besten äußern Feinde zu Theil würde. Die entstandenen Streitigkeiten seyen des Blutes nicht werth. Man solle nicht auf fremde Hülfe hoffen, denn würden die Einten helfen, würden sich Andere auch einmischen und so das Vaterland zum gemeinsamen Kriegsschauplatz werden. Man solle die Streitfragen nach vorgeschriebenen Gesetzen und Rechten schlichten. Dieses werde ein Gedenkmal der Liebe für das Vaterland seyn." Man folgte, schloß einen Waffenstillstand, die Partheien gaben ihre Klagen zum richterlichen Entscheid ein. Die V Orte wollten den Kostenersatz nicht ins Recht setzen lassen, der Urheber dessen soll, wie es überall Recht und Gesetz fordern, bezahlen und die wären die Herren von Zürich. Allein diese schlugen kalt und entschlossen die Bezahlung der Kriegskosten ab, sie zeigten sich nicht als Ueberwundene oder

Geschlagene, sondern als Solche, die für den Nothfall noch Kräfte genug besaßen. Für die V Orte, besonders für die Demokratischen, mochte die Nichtbezahlung derselben ein großer Verlust seyn, sie mußten glauben, Zürich sey durch den Krieg nicht oder sehr wenig beschädiget worden, und daran konnte nach ihnen Niemand Schuld seyn als ihre Anführer, und Einer davon glaubten sie unter den Tagsatzungsgesandten selbst zu sehen. Als sie einmal von einer Friedenskonferenz nach Hause ritten, wurde der Gesandte von Uri in Zug von einem Standesläufer angehalten und in Arrest gelegt. Aber er wußte nach Altorf zu entkommen. Kaum da angelangt, klagten ihn Zug und Schwyz des Hochverraths an. Es war der Obrist Zwyer von Evenbach, der nämliche, welcher durch seinen Verstand, durch seine Gewandtheit, durch seine kriegerische Thätigkeit und Muth zur Beendigung des Bauernaufruhrs vorzüglich beitrug und dem namentlich Luzern viel zu danken hatte. Er war Feldmarschall-Lieutenant in östreichischen Diensten und Ritter der kaiserlichen Orden, Beförderungen und Belohnungen, die ihm seine militärischen Kenntnisse und seine Tapferkeit erworben hatten. Dabei war er vermöglich, Herr zu Hilflikon, Evenbach und Sarmenstorf, ein angesehener mit Orden behangener Mann, ein Mächtiger des Landes. Diesem warf Schwyz den Handschuh vor, wollte ihn richten, verurtheilen. Es klagte ihn an, daß er mit Zürich im geheimen Einverständniß gestanden, weil er den aus den Schanzen der Bella abgetriebenen Feind nicht verfolgt, sondern ihm Zeit gelassen habe wieder umzukehren und sich derselben wieder zu bemächtigen; daß er gesagt habe: es liege den Katholischen nichts oder wenig an Rapperschwyl, daß die Züricher die Mächtigern und man gegen sie nicht offensive, sondern defensive Krieg führen müsse; daß er die vom gesammten Kriegsrath ertheilten Befehle eigenmächtig abgeändert und die Ausfälle aus der Stadt verhindert

habe. Der Obrist lehnte die Aufforderung derer von Schwyz, sich vor ihnen zu rechtfertigen, ab. Habt ihr gegen ihn zu klagen, sagte Uri, so müßt ihr nach Altorf kommen; da muß man ihn suchen, wo er gesessen ist." Schwyz, Unterwalden und Zug behaupten, Nein, wo er gefehlt hat, habe er sich zu rechtfertigen, und Ersteres erklärt, wenn er sich nicht stellen wolle, würde es ihn für einen Verräther und vogelfrei erklären. Auf diese Drohung wählt ihn die Landsgemeinde von Uri zu ihrem Landammann. Aber, als er auf einer katholischen Tagsatzung in Luzern erscheint, verlassen Schwyz, Unterwalden und Zug das Rathhaus, indem sie sagen: bei einem Verräther wollen sie nicht sitzen. Die übrigen Orte geben zu bedenken, daß es sich jetzt um den Frieden mit den Reformirten handle. Man beschließt eine Tagsatzung nach Stans auszuschreiben, vor welcher Zwyer zu erscheinen und sich zu vertheidigen habe. Uri nimmt sie an, Schwyz verwirft sie, weil die Verantwortung vor sie gehöre. Luzern schreibt ihm: wenn es nicht erscheine, so habe es alles Ungütliche und ihm Mißfällige sich selbst zuzuschreiben. Schwyz erscheint, jedoch mit dem Befehl: dem Verhör nicht beizuwohnen. Zwyer verantwortet sich und sagt: es sey der Landeshauptmann von Schwyz gewesen, welcher das weitere Einrücken in das Zürichergebiet verhindert habe, und Zug und Unterwalden hätten gar nicht mehr im Felde bleiben und nach Haus begehrt. Die Bella sey nie keine Schanze gewesen und sie gewähre keinen Vortheil gegen die Züricherlande. Er habe geglaubt, die Züricher würden Rapperschwyl mit mehr Verstand angreifen und dann hätte er sich nicht halten können. Zürich im Besitz desselben könnte sie nicht so sehr beschädigen, als sie im Besitz jener Stadt die Züricher. Weil diese aber die Stadt durchaus hätten haben wollen, habe er immer gesagt: man müsse Rapperschwyl zu erhalten suchen, die Wohlfahrt der Katholischen hänge davon ab. Er sey es, der den Vor-

schlag mit den Abschnitten gemacht, er habe das Geld dazu geliehen, für Proviant und Munition gesorgt. Wenn die vier katholischen Orte dem Feinde bei Rapperschwyl gewachsen gewesen wären, warum man denn um die spanische und um die Hülfe von Solothurn und Freiburg so sehr gebeten? Es sey wahr, daß der geistliche Kriegsrath immer habe schlagen wollen, er aber nicht, indem er behauptet habe: man müsse Hülfe erwarten und nicht alles aufs Spiel setzen, denn mißlinge der Angriff, werde gewiß auch die Hülfe ausbleiben. Gelogen hingegen wäre, wenn man sage, er habe die Kriegsordre eigenmächtig abgeändert. Läugnen hingegen werde Niemand können, daß unter den Kriegsvölkern von Schwyz große Confusion gewesen, daß bei ihnen Jedermann habe kommandiren wollen, und dabei doch immer nur die Handlungen Anderer getadelt habe. An diesem Geist und an der Uneinigkeit der Kriegsräthe habe seine Kriegserfahrenheit natürlich scheitern müssen. Auf alle andern Gerüchte, mit welchen man ihn zu verschreien suche, antworte er: daß die Briefe, welche er vom Feldhauptmann Escher von Zürich erhalten, Mitkriegsräthen seyen gezeigt und ihre Beantwortung mit derselben Vorwissen an Escher wieder abgeschickt worden. Erlach habe seinem Schloße in Hilfikon wahrscheinlich nur darum eine Schutzwache gegeben, um ihn bei ihnen zu verdächtigen." Diese Verantwortung wird weder angenommen noch verworfen. Einige meinten, der Verrath könne weder zu Schwyz noch zu Uri bewiesen werden, der Mann sey nur etwas zu hoch, man müsse ihn klein machen. Die Urner wollen das gehört haben, nennen aber Niemand. Da erklärt ihre Landsgemeinde, die Streitfrage den acht alten Orten zu übergeben. Schwyz protestirt und erkennt nur den IV Waldstätter-Bund als Schiedsrichter. Luzern und Unterwalden fühlen sich beleidiget, daß man sie für partheiisch halte, eine katholische Sache den Reformirten überlassen wolle.

„Es sey freilich natürlich, daß sie Zwyer, mit dem sie in Correspondenz gestanden, nicht verfällen würden." Den Reformirten wollten sie den Entscheid nicht überlassen und durch eine Gesandtschaft an die Landesgemeinde von Uri denselben abzuwenden suchen. Aber die Gesandtschaft wird vom Volke schlecht und ohne Achtung empfangen; die Landesgemeinde bleibt bei ihrem Entschluß. Auf einer Conferenz von Luzern wird dagegen der Antrag gemacht: es solle sich Zwyer in Schwyz rechtfertigen und wenn er schuldig befunden, von seiner Obrigkeit bestraft werden. Uri verwirft diesen Vorschlag, indem es ja eben die Frage sey, ob sich Obrist Zwyer zu Schwyz zu rechtfertigen habe oder nicht. Nachdem noch andere Vorschläge gemacht und nicht angenommen wurden, wird endlich die Streitfrage auf einem Tage aller katholischen Orte zu einer Religionssache gemacht, wodurch laut Bund von 1585 dieselbe einem geistlichen und weltlichen Gericht zur Untersuchung übergeben und dann durch die Sätze beider Theile beurtheilt werden sollte. Die Urner protestirten gegen den Untersuch der Geistlichen, erklärten ihn falsch und ungültig. Die Schwyzer verwarfen in ihrem Schreiben an die Conferenz die Richter, wollten sie nicht als solche anerkennen, weil sowohl die von Uri, als selbst ein Richter, den aufgenommenen Prozeß geschmäht hätten; sie wollen nichts mehr zu Recht setzen.

Man war jetzt des Streites allgemein müde geworden, sowohl wegen der großen Kosten, den er verursachte, als weil man desselben kein Ende sah. Man that daher, was man gewöhnlich thut, wenn man von den Leidenschaften erhitzt ist, man zerhieb den Knoten, fuhr mit der Verurtheilung fort, ehe die Schuld erwiesen und anerkannt war. Der Landammann Zwyer wurde von den Kanzeln und öffentlichen Plätzen zu Luzern, Schwyz, Unterwalden und Zug für einen Vaterlandsverräther und vogelfrei erklärt. Die Urner, als sie den Verruf ihres Landammanns vernahmen, baten Zürich deßwegen eine allgemeine Tagsatz-

ung auszuschreiben. Aber jene Orte besuchten den Tag nicht, und als man sie bei den Bünden dazu aufforderte, antworteten sie: sie ließen sich ihre Jurisdiktion nicht abdisputiren, bei Geschäften, die blos Privatpersonen angiengen, brauche man die Bünde nicht anzurufen. Katholisch-Glarus, Appenzell und Freiburg wünschten, daß die vier katholischen Orte ihnen die Sache übergeben möchten, indem sie Hoffnung hätten, Schwyz und Uri zu vereinigen. Luzern und Unterwalden waren dazu geneigt, aber Schwyz und Zug wollten nicht nur nicht eintreten, sondern sagten: sie hätten eine Belohnung von hundert Dukaten demjenigen versprochen, der ihnen Zwyer todt oder lebendig einbrächte. Während die Katholischen den Landammann auf eine solche Weise verurtheilten und ächteten, sprachen die Evangelischen den Urnern das Richteramt über denselben zu, und daß solches Niemand Anderm gehöre, als ihnen. Die vier Orte beschließen jetzt keine Tagsatzung noch Conferenz mehr zu besuchen, wo über diesen Handel gesprochen werden sollte; sie schreiben auch nicht mehr an Landammann und Rath zu Uri, sondern an Statthalter und Rath, aber Briefe mit solchen Aufschriften schickt man ihnen uneröffnet zurück, ja es werden diese Orte als Parthei und Kläger zur Verantwortung nach Altorf gefordert, und da sie nicht erschienen, erklärt der dreifache Landrath den Landammann für unschuldig.

Die Schwyzer verwirrten die Sache immer mehr und verwickelten sich selbst ihnen zum großen Schaden, sie zogen immer mehr, immer bedeutendere Personen in den Prozeß; sie beschuldigten den Legaten, daß er für Uri partheiisch gewesen, daß er den Streit zur Religionssache gemacht, daß er die Inquisition nicht ganz habe ergehen lassen und sie nicht vollendet habe; daß er die Depositionen der Geistlichen denen von Uri gesendet, ja sogar dem Gesandten von Venedig, der sie nach Zürich geschickt. Er habe vor Gott von seinem Betragen Rechenschaft zu ge-

ben. Der Nuntius antwortete: die Herren von Schwyz hielten alle diejenigen für partheiisch, welche nicht ihrer Meinung wären; hätten aber wahrlich nicht Ursache Andere der Partheilichkeit zu beschuldigen, da sie den Landammann, ehe das Schuldig über ihn ausgesprochen, überall als einen Verräther ausgegeben und verläumdet hätten. Ob das Kennzeichen unpartheiischer Richter wären? Nie habe er sie durch Geistliche bewegen wollen, den Privatstreit zu einem Religionsstreit zu machen, und wenn er wegen denen an ihn überschickten Beweggründen dazu endlich eingewilliget, so sey dieses nur geschehen, weil man ihn betrogen, indem man vorgegeben: es betreffe den goldenen Bund, was nicht wahr gewesen sey. Auch habe er nie mehr erlaubt, als die im Kriege gewesenen Geistlichen über Zwyer zu verhören. Mehr hätte man nicht begehrt. Wohl hätte man sich über Schwyz zu beklagen, weil es Personen, die nicht im Kriege waren, zu den Verhören und Depositionen gezogen, wodurch nicht nur Sachen, die im Kriege geschehen, sondern auch andere, die nicht in diesen Prozeß gehörten, aufgenommen worden wären. Er habe denselben Niemand mitgetheilt oder gar an Auswärtige versandt; man schmähe ihn, wenn man so etwas von ihm sage. Die Herren von Schwyz möchten ja nicht glauben, daß in ihrer Rathsstube alles so geheim zugehe. Man habe schon lange vor dem angefangenen Prozeß gewußt, was dieser oder jener Einsiedler, Kapuziner oder andere Geistliche deponiren werden.*) Sie sollten sich erinnern, was man bei fröhlichen Zusammenkünften oder Gastereien in der Hitze gesagt habe. Denen von Uri sey nichts geschickt worden, als eine Kopie der von ihm erwählten Commission und das Kreditivschreiben, in welchem Schwyz seinen Aktuar legitimire. Er habe auch nie den ganzen Prozeß gelesen, sondern sich mit einem

*) Vermuthlich die Geistlichen, welche die Inquisition bildeten.

Auszug davon begnügt. Die Deposita der Geistlichen wären Aussagen, die sie vom bloßen Hörensagen her hätten, und meistentheils nur Zwyers Privatleben beträfen. Was von Militärsachen darin vorkomme, sey mehr nichts, als was Schwyz schon lange bekannt gemacht habe. Die schwere Verantwortung vor Gott, mit der ihn die Herren von Schwyz bedrohen, fürchte er nicht, sondern halte dieselbe gerade für seinen größten Trost. Vor Gottes unpartheiischem Gericht werde es sich einmal ergeben: wer die Urheber dieses unzeitigen, der Religion schädlichen, durch Eigensinn und Leidenschaft erregten Streites sey, wer die Antreiber, die Richter, die Zeugen." Schultheiß Dulliker war von der Verrufung und Achtserklärung des Landammanns Zwyer so erschüttert und so sehr überzeugt, daß man ihn mit Unrecht verurtheilt habe, daß er darüber krank wurde und starb.

Die Noth und die auswärtigen wie innern Verhältnisse drängten den Frieden mit den Evangelischen abzuschließen, die Unterhandlungen wurden wieder aufgenommen, die Gesandten von Uri waren bei den Conferenzen der Katholischen und hatten erklärt, sich in der Hauptsache von ihnen nicht zu trennen, doch müsse man den Prozeß ihres Landammanns zuerst beendigen. Man müsse den Verruf aufheben, sonst könnten sie nicht in der Session bleiben. Die Schwyzer antworteten: die Sache sey bei ihnen ausgemacht. Die Urner forderten noch einmal Aufhebung des Verrufs. Die vier Orte sagten: sie seyen Herren und Meister in ihren Landen. Sofort verreisten die Urner. Alle katholischen Orte erließen deßhalb ein sehr ernstes Schreiben an Uri, worin sie ihm zeigten, wie schädlich seine Sönderung der allgemeinen katholischen Pazifikation sey, wie die vermittlenden unpartheiischen Orte ihren Friedensspruch auf der badischen Conferenz eröffnen und zur Annahme vorlegen würden. Vergebens, Uri erschien nicht. Die vier katholischen Orte hingegen waren

mit den Sätzen, welche den Frieden zu vermitteln hatten, so übel zufrieden, weil sie die Eröffnung des Instrumentes immerfort verzögerten, daß sie alles wieder an sich ziehen, den Frieden von sich aus entweder gütlich oder mit dem Schwert erlangen wollten. Schwyz, Unterwalden und Zug begehrten von den Sätzen von Freiburg und Solothurn zu wissen, ob sie von ihnen bei den schon einmal zugesprochenen Kosten beschützt würden oder nicht, wo nicht würden sie dieselben mit Gewalt nehmen oder mit dem Rechten. Die Sätz antworteten: Es sey einfältig der Kriegskosten wegen jetzt einen neuen Krieg anzufangen. Die Gelegenheit dazu würde gewiß in Zukunft nicht mangeln; die Züricher wären unruhig, würden sie schwerlich bei diesem Frieden lange lassen. Dann hätten sie wohl wieder Ursache, die Waffen zu ergreifen; die Kriegskosten könnten sie sich dann nehmen.“ Luzern, Glarus, Appenzell, Uri und St. Gallen meinten: man könne jetzt nicht wohl Krieg führen, indem zwei katholische Orte ganz entzweit wären. Auch der päbstliche Legat erschien in dieser Session, ermahnte sie jetzt keinen Krieg anzufangen, zeigte dessen gefährliche Folgen. Aber Schwyz, Unterwalden wollten von ihren Instruktionen nicht weichen. Zürich solle den von ihm angefangenen Krieg bezahlen oder sie würden es noch einmal angreifen. Da aber alle übrigen Orte ihnen sehr beweglich vorstellten: welche Gefahr daraus für die katholische Religion und das gemeine Vaterland entstehen würde — nahmen sie alles in Abscheid.

Der Zwölferkrieg.

Wenn sich ein Ereigniß, eine Begebenheit zutragen soll, welche über das Glück oder Unglück eines Staates oder

Volkes, sey es gegenwärtig oder zukünftig, vorzüglich entscheiden, so wirkt dabei gewöhnlich alles zusammen, was mit ihnen in naher oder ferner Berührung seyn kann; eine Menge Zufälle und Verhältnisse, die man nicht ahndet und sieht, treten hervor und wirken an dem Verhängniß. Das Glück eines Staates geht fast immer aus der Einfachheit hervor, aus moralischen Tugenden, die einen lichten, hellen und durchdringenden Verstand erzeugen, Klarheit in das Denken, in die Begriffe bringen und allen Dingen immer nur die breite Basis der Wahrheit zu Grunde legen. Aus dieser innern Frohheit, möchten wir sagen, geht wiederum Zuversicht, Muth und Entschlossenheit, das Gefühl seiner wahren unbesiegbaren Naturkraft hervor. Wollte man alle diese Eigenschaften in physische Stoffe übersetzen oder sagen, welchem sie in der physischen Welt verglichen werden können, so würde man sehen, daß es diejenigen sind, welche die Körper an einander halten und die schaffende Kraft in sich tragen. So also stünden die moralischen Kräfte der Menschen mit den Elementarkräften der Natur in Verbindung und somit auch unter und in ihrem Schutze. Das Unglück dagegen eines Staates oder Volkes scheint nichts anderes zu seyn, als die Offenbarung, die äußere Form seiner Immoralität, seiner innern Zerwürfnisse; es ist der Kampf der Leidenschaften, jener ätzenden, lösenden Stoffe. Hier ist es, wo der Verstand in Blendwerke verstrickt, seine natürliche Klarheit verliert, der einfache Sinn sich verwirrt und in lauter falsche Vorstellungen fällt, hier ist es, wo man an die Schranken getrieben wird, durch deren Ueberschreitung das Unglück sich vollendet und reif wird; und so wie bei einzelnen Menschen der höchste Grad der Leidenschaft in den Zustand der Bewußtlosigkeit führt, die That im Zorn gethan, so steigert sich auch der politische Partheikampf bis zu diesem Grad herauf, alles rennt wild dahin, wie losgelassene Pferde, das Entgegengesetz-

teste vereiniget sich, das Feindlichste wirkt zusammen, alles ist aus den gewöhnlichen Kreisen heraus, und was man im Wahne sein ruhmvolles Ziel und Zweck nennt, ist nur der Abgrund, indem alles gemeinsam herabstürzt. Das ist das innere Bild der Toggenburger-Unruhen, aus denen der unglücklichste Krieg für die Eidgenossenschaft entstand.

Zuvörderst sehen wir einen erst zu einem Reichsfürsten erhobenen Klosterprälaten, dem aber sowohl die Gewalt als die Macht, sowohl geistige wie moralische Fähigkeiten mangeln, um es wirklich zu seyn und seyn zu können, dessen Stellung zu seinem Volke und vorzüglich zur reformirten Stadt St. Gallen, wie zu seinen benachbarten reformirten Kantonen, und als Fürst zur Eidgenossenschaft überhaupt, ihn in ein verschobenes, in das gezwungenste Verhältniß setzt. Er, ein streng orthodoxer katholischer Regent sollte zwischen religionseifrigen reformirten Orten ein paritätisches und dazu noch sehr reizbares, mit großen Freiheiten begabtes und immer bewegtes Volk regieren. Begünstigte er seine reformirten Unterthanen weniger als die katholischen, drückte er sie, so reizte er Zürich; würde er sie leichter und wie ein freies Volk gehalten haben, so würde er von Rom bedroht worden seyn, das da meinte, man könne sie mit Strenge wieder katholisch machen. Dazu kam noch, daß seine obrigkeitliche Gewalt sehr beschränkt war, denn das Landrecht der Toggenburger mit Schwyz und Glarus und sein Schirmvertrag mit den zwei aristokratischen Städten Zürich und Luzern machte seine Rechte ins Unbestimmte von fremden abhängig, sie zersetzten in gewissen Verhältnissen seine staatsrechtliche Gewalt. Die Geschichte liefert zwar Beispiele, wie Regenten von Kraft sich aus noch schwierigern Verhältnissen herausgearbeitet hatten; aber die Kunst, womit sie solches bewirkten, gründete sich ganz und allein auf die genaue Kenntniß ihrer Stellung und Lage, auf das, wie man sie be-

nutzen und behandeln könne. Gleich Anfangs war der neue Reichsfürst in der Wahl seiner Räthe höchst unglücklich, indem er einen Mann zu seinem Minister machte, der nur in großen politischen Welthändeln leben wollte, das kleine Land nach großen Maaßstäben maß und beinebens in allen seinen Handlungen sich nur von seinen jedesmaligen persönlichen Interessen bestimmen ließ; ein Mann, der nur von Oben herabsah und ein trotziges Ländchen, das nicht ohne Vorschub war! Zuerst opferte Fidel Imthurn sein Land und sein Fürst dem französischen Interesse, hernach weil er einen größern Vortheil beim Kaiser sah, verließ er die französische Parthei wieder und ging zur östreichischen über. Jenes bewirkte, daß der Fürst vom Kaiser mit Entsetzung bedroht wurde, dieses machte Frankreich in den verwickeltsten Verhältnissen der Abtei zu ihrem unversöhnlichsten Feind. In dieser unsichern Stellung zwischen seinen eidgenössischen Bundesgenossen suchte der Minister Hülfe von Außen; er schloß mit Oestreich einen Schirmbund; aber auch hier trat ihm seine Unfähigkeit im Erkennen der Verhältnisse wie seine staatsrechtliche Ohnmacht im Lande entgegen. Niemand wollte unter dem Kaiser dienen, da der neue Bund beim Volk das größte Mißfallen fand, und Jener wurde über einen Fürsten unwillig, der ihm Hülfe versprach, die zu leisten er unfähig war. Ein Minister, der fremden Fürsten Regimenter liefern wollte und für sich selbst nicht zehen Mann hatte, denen er trauen durfte! — Wir sehen Schwyz, das keine Religionsduldung erkannte und bei sich unerbittlich gegen alles verfuhr, was nicht von der Seinigen war, wie es reformirte Unterthanen gegen ihren katholischen Fürsten aufwiegelt, so lange denselben von ihren Rechten und Freiheiten vorschreit, bis das Land deßhalb gegen seine Obrigkeit in Bewegung kommt. Wie Zürich und Bern, zwei aristokratische Orte, welche jede Aeußerung ihres Volkes so haarscharf bemerkten und keine politische

Freiheit bei ihm erkennen wollten, wie sie jetzt einem nie ruhigen, wilden Volke landesherrliche Rechte, und zwar Zürich durch Beraubung desjenigen, den es vertragsmäßig bei denselben zu schützen und zu schirmen hatte, ertheilen wollen. Erlaubten ihm die Grundsätze seiner Religion nicht, einen geistlichen Fürsten als Souverän anzuerkennen, so hätte es seinen Schirmvertrag mit ihm aufgeben sollen. Doch das war mehr Vorwand als Absicht; den Landfrieden von 1531 wollten sie heraushaben, und die Schmach von dem Vilmerger-Treffen rächen; alles Uebel, die in der That nur in der Einbildung Uebel waren. Darum giengen sie von ihren Staatsgrundsätzen ab, begünstigten die Demokratie da, wo sie nur Unheil bringen konnte, nahmen die Toggenburger in Schutz, um den Abt zu nöthigen, bei den Katholischen Hülfe zu suchen, woraus dann nothwendig der von ihnen gewünschte Krieg erfolgen müßte, ein Krieg, dessen Erfolg ungewiß war und der am Ende sie selbst wieder in große Gefahr brachte. Wir sehen, wie die Katholischen diesen Streit zuerst nur gar wenig berücksichtigen und dadurch um die Humelwalder-Straße kamen, die sie von der Fruchtsperre, von der sie schon so viel gelitten, wo nicht ganz doch größtentheils befreien konnte; wie es gerade Schwyz ist, das die von Zürich so sehr gefürchtete Straße durch seinen demokratischen Fanatismus, dem bald darauf der Religiöse folgte, verhinderte und unmöglich machte; daß endlich reformirte, wie katholische Geistliche, Prädikanten wie Kapuziner die Sturmglocke im Toggenburg ziehen, bis das ganze Land in Bewegung kommt, von seiner gesetzlichen Obrigkeit sich losreißt und die katholischen und reformirten Orte sich wechselweise an ihre Religionspartei anschließen. Da gab es denn zuerst zehen Wochen lang Conferenzen. Sie sind durch nichts merkwürdig, als durch die Beharrlichkeit, mit welcher beide Partheien ihre Ansichten und Meinungen behaupteten, einseitige Sprüche

gaben, die Einten alles den Toggenburgern, die Andern alles dem Abte zusprachen. Zürich und Bern forderten: daß St. Gallen seinen Bund mit Oestreich herausgebe; die Katholischen, daß beide Städte ihr Protektorium über Toggenburg auf den Tisch legen sollten. Das Einzige, was die Einmischung in die Toggenburger-Verhältnisse hätte rechtfertigen können, wäre der Druck gewesen, den die Reformirten des Landes wirklich erlitten, und den zu mildern und ganz aufzuheben Zürich als erster evangelischer Ort wohl befugt gewesen wäre; aber die Religion, die ihm sonst immer die Hauptsache war, schien bei ihm jetzt nur Nebensache geworden zu seyn. Es ist wahr, daß beide Orte oft zum Frieden geneigt schienen, und das konnten sie wohl, weil sie wußten, daß er doch unmöglich wäre, und weil sie damit zugleich die starken Vorwürfe mildern und abzulehnen suchten, die ihnen der französische und östreichische Gesandte, über ihr unbefugtes Einschreiten, wie sie sich ausdrückten, machten. Den Katholischen ist dagegen nicht minder vorgeworfen worden, daß sie sich des Fürsten gleich Anfangs nicht eifrig genug angenommen. Allein, sobald die Humelwaldstraße verhindert worden war, und derselbe mit Oestreich einen Hülfsbund geschlossen hatte, so war ihr Interesse kein anderes, als die Neutralität; den neue Reichsfürsten hätten sie lediglich dem Reichsoberhaupte überlassen sollen, und somit würden sie herbei geführt haben, was sich später zu Gunsten St. Gallens aus dem wechselseitigen Verhältniß ergeben. Zu diesem hätte sie ihr bisheriges Verfahren gegen das Reichsfürstenwesen,*) ihre Protestationen ge-

*) Indem man berichtet worden, wie daß der Prälat von Muri in den Reichsfürstenstand soll erhoben werden und ein Gleiches mit dem von Rheinau im Vorhaben sey; wie man nicht wissen mag, zu was für Absichten solches in einer Eidgenossenschaft geschehe, also ist nothwendig, daß man einen Gegenakt formire, sintemal

gen solche Titel bei Muri wie bei St. Gallen und Rheinau hinleiten sollen. Allein bei ihnen galten einmal angenommene Schlüsse wenig, sie hatten entweder gar keinen oder einen sehr kurzen Bestand, ihre Einigkeit war verloren, die Tage der Niederlage und des Unglücks nahten auch ihnen. Die über die Reformirten errungenen Siege hatte sie so stolz gemacht, daß Diese sich bewogen fühlten zu sagen: wenn ihnen nicht mehr Liebe und Achtung erzeigt würde als bisher, hofften sie endlich wohl noch als deutsche Reichsstädte aufgenommen zu werden.“ Und dieser Stolz, verbunden mit mannigfaltigen Privatinteressen, hatten angefangen, auch sie von einander abzustoßen. Vornämlich gegen Luzern zeigten die Demokratischen eine gereizte, bittere Stimmung. Bei den kleinsten Mißverständnissen hieß es sogleich: man müsse seine Bauern aufwiegeln, die Mauern niederreißen und das hochmüthige Luzern demüthig machen.*) Dagegen wollten sie immer die Bessern seyn, immer Andere binden und für sich selbst aber ungebunden bleiben; sie beschuldigten Luzern wegen Pensionen, wegen seinen einseitigen Kapitulationen, während die populären Standeshäupter die Pensionen nicht minder liebten und nach Gutfinden Dergleichen schlossen. Sie glaubten alle ihre Sünden abzuthun und sich rein zu machen durch ihr Bundschwören im Grütli. Obwohl die fortwährenden und mit großer Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit verfolgten Thurganer-Streitigkeiten noch immer dauerten, und man mehr als einmal schon in Gefahr war, wieder über einander herzufallen, Zürich und Bern sich immer rüsteten und in den Waffen übten, so war doch

---

die Königin Elisabeth von England auch nicht gestatten wollte, daß ihre Gesandten in Frankreich mit dem Orden du saint esprit dekorirt würden, mit Melden: sie wolle ihre Schaafe selbst zeichnen.“ Instruktion von Luzern auf Baden 1702.

*) Akten des Zollstreites an der Zinnen.

keine wahre Eintracht mehr unter den V Orten möglich, und nie konnte man das erhalten, was sie auf katholischen Tagsatzungen zur gemeinsamen Sicherheit wirklich versprochen. Luzern sollte gewöhnlich alles an Proviant und Munition liefern; die Demokratischen wollten immer zuerst die Waffen ergreifen, aber für ihre Rüstung nichts oder nur sehr wenig hergeben, je mehr der Krieg zu kosten anfieng, je weniger wollten sie für ihn zahlen, und je aufgeregter und gereizter wurden sie für ihn. Und wie denn die fünf katholischen Orte insgesammt nicht reich waren, so konnten sie es bei ihnen nicht einmal dahin bringen, daß die Geistlichkeit in Religionskriegen besteuert würde. Zwar wurde einmal der Vorschlag dazu auf einer Tagsatzung in Luzern gemacht und der Nuntius zeigte sich auch wider Erwarten ganz willig die Erlaubniß zu geben. Aber da hieß dann auf einmal und zwar bei den Weltlichen: es sey besser, wenn sich die Geistlichkeit nicht gar zu hitzig mit den politischen Sachen abgäbe und lediglich sich mit dem Seelenheil beschäftige. Sie gab sich aber dennoch damit ab und zahlte nichts.*) Der Krieg, wenn man alle seine Opfer betrachtete, die er schon gekostet und noch kosten würde und dabei seine Hülfsquellen in Erwägung zog, war daher Anfangs nicht allgemein gewünscht und in Luzern zeigte sich eine starke Parthei darwider. Daher wollte sie zulassen, was sie wohl niemals glaubten, daß sie zulassen würde: in Religionszwistigkeiten die Entscheidung nach gemeineidgenössischem Recht. Wenn auch die Streitfrage keine rein geistliche noch religiöse war, so wurden doch die Folgen davon ein rein geistliches Resultat. Während auf der einen Seite der Abt die vor=

*) Es müssen auch die Herren Prälaten, so in unsern Herren Gebieten zinstragende Sachen habend von 1000 Gl. Kapital gleich ander Burger jährlich 1 flor. verstüren. Und sind volgende die Prälaten, welche ihr Gut im Zürichbiet verstüren. Bischof v. Constanz hat Capital 62700. Das Capitel von da 50000. St. Gallen 48000.

nehmsten Herren in den Rathsstuben durch Bestechungen für sich gewann*) und durch dieses Mittel ihren Verstand noch mehr bethörte, denn der Egoismus und das persönliche Interesse macht niemals hell, pflanzte der Legat auf der andern Seite die Fahne zum Aufruhr und Krieg auf. Man predigte auf den Kanzeln nur vom Krieg, man sprach in den Beichtstühlen nur vom Krieg, die Beichtväter schlugen allen denen die Absolution ab, welche nicht die Waffen ergreifen wollten, die Muthlosen wurden hier für die Religion entflammt, die Schwankenden fest, die Unsichern sicher gemacht.**) Man versprach auch große Summen, Früchte, Munition, Truppen auf Kosten seiner Heiligkeit. Vergebens zeigte der französische Gesandte das Eitle und Leere aller dieser Versprechungen. Man streute dagegen aus, daß Frankreich, welches den Krieg nicht wolle, sich mit England verbunden habe, um die reformirten Schweizer zu unterstützen. In einigen katholischen Kantonen befahl man jede Verbindung mit demselben abzubrechen und wer dem Gebot nicht Folge leisten wollte, wurde zum Vaterlandsverräther erklärt, ja das Volk wurde so bearbeitet, daß es glaubte die Obrig-

---

St. Bläsi 84,260. Einsiedeln 100,000. Rheinau 187,300. Wettingen 108,000. Muri 15,000. Kloster Allerheiligen von Schaffhausen 61,000. Paradieß 4000. Engelberg 8000. Kreuzlingen 17,000. Oeningen 12,000. St. Katharinenthal in Dießenhofen 20,500. Frauenthal 12,500. Stift Leodegari in Luzern 20,000. Däniken 12,000. Itingen 3160. Schänis 14,000. Wurmspach 6,550. Hermathschwyl 5000. Feldbach 8000. Uznach 6000. St Johann im Thurthal 14,000. Wolfgang in Zug 7040. Spital zu Baden 58,620. Stadt Rapperschwil 9000. Kloster Bernau 1500. Fahr 5000. Summe des Ganzen 996,277 flor.

Rhan Chron. Mspt.

*) Die Kosten des Abts nur bis 1712 beliefen sich 88160 Flor. Und zwar nur Diplomatische.

**) Zurlauben hist. milit. VII, 482.

keiten, welche nicht Krieg wollten, wären von ihm erkauft. So verlor die Parthei, welche den Frieden nicht brechen und zu bewahren suchte, immer mehr Stimmen, aus Furcht dem Faktionskrieg bei den Ihrigen zu erliegen, giengen sie zur Parthei des Bürgerkriegs über. Man hoffte auf die Hülfe von Freiburg und Solothurn, und auf den Bischof von Basel. Sie war ihnen auch versprochen; aber je mehr alles der Entscheidung nahte, je mehr fiengen sie an, sich zurückzuziehen, bis sie endlich gar nicht mehr auf die Konferenzen kamen. Von dem Letztern durften sie wirklich wenig erwarten, denn obwohl sie im Schirmbunde mit ihm waren, so wurde er von ihnen bei allen feindlichen Durchzügen und Einfällen ganz schirm- und schutzlos gelassen. Die beiden Städte waren bei allen Religionskriegen neutral geblieben, sowohl weil sie die Beweggründe der V Orte zum Krieg nie mit ihnen theilten, als um die übrigen reformirten Kantone ebenfalls neutral zu halten.*) Das war nun der ganze Nutzen, den sie von ihren Religionsverbindungen hatten, die sie zum wechselseitigen Schutz mit einander geschlossen. Nicht alle ihre Verbündeten waren so eilig, alles zur Religion zu machen wie die V Orte. Dieser Rückzug der Städte und des Bischofs brachte ihre Kriegslust in große Verwirrung, es zeigte sich überall ein ängstliches Zucken, ein Hin- und Herschwanken, man war bald voll Muth und Entschlossenheit, bald zeigte sich Furcht und Unsicherheit in allem, was man thun wollte; bald wollte man angreifen, den Abt schnell unter-

*) Il est certain, que si Fribourg et Soleure avoient déclaré la guerre aux Bernois, leur diversion, et le mécontentement secrête du pays de Vaud auroient extrêmement embarrassé ces derniers, d'autant plus que le Vallais, qui envoya mille homme à Zug et l'évêque de Bâle, auroient en même temps augmenté cet embarras, en se déclarant conjointement avec Fribourg et Soleure.
Zurlauben p. 486.

stützen, die Züricher aus dem Toggenburg vertreiben, die Berner in den freien Aemtern überfallen und schlagen; überall wollte man Diversionen machen und überall mit Macht angreifen, und das alles sollte von denen geschehen, welchen es sowohl wegen ihrer militärischen Lage als wegen der Schwäche ihrer Streitkräfte unmöglich war.*) Wären sie noch die Alten gewesen, so würden sie gethan haben, was die Alten und nicht Kriegsmanieren angenommen haben, die weder ihrer Lage noch ihrer Macht entsprachen. Sie würden in eine Masse zusammen gezogen seyn, eine Schlacht hätte vielleicht nicht mehr entschieden, wir sagen blos vielleicht, denn in Bern war die Friedenspartei nicht klein, aber nach dem Siege ein rascher unerwarteter, neuer Schlag, immer auf denjenigen Theil, welcher zuerst ausgezogen, im Felde die uneinigsten Generale, die schlechtesten Offiziere und Soldaten hatte; ja ein schneller Stoß der Schwyzer durch den ihm nahe gelegenen Hummelwald herab in den Rücken der schlecht geordneten Züricher, und sie würden mit dem vor ihrer Fronte stehenden äbtischen Corps dieselben wieder aus dem Toggenburg weggeschlagen, den Krieg dadurch in seinem Feuerheerde getroffen und vielleicht zugleich beendet haben.**)

---

*) Man wollte, daß Uri von Wesen aus über den Sustenberg dem Brienzersee vorbei, Wallis über den Leutschenberg, Grimsel und Sanetsch ob dem Brienzersee, Unterwalden vom Brünig aus — gegen Thun vorrücken und Freiburg durch das Sanerthal sich hier mit ihnen vereinigen. Dieser Plan wurde indessen von den geheimen Räthen ad Referendum genommen.

Akten des Zwölferkriegs.

**) Dieser Einfall war auf einer Konferenz in Brunnen beschlossen worden, aber die Schwyzer, denen er aufgetragen war, wollten ihn nicht thun unter dem Vorwand: sie könnten ihren Bauern nicht trauen, weil Viele noch für Toggenburg dächten. Dafür erboten sie sich in Zürich einzufallen. Der Landammann Bünd-

Die beiden Städte eröffneten den Krieg nicht, wie bisher geschah, durch isolirtes Operiren oder Angreifen ihrer Gegner, sondern sie suchten sich so schnell als möglich zu vereinigen. Sie waren zwar auch jetzt, wie in frühern Zeiten nicht einstimmig, man tadelte sich oft und bitter, aber das gemeinsame Interesse verband sie dießmal stärker als vorher, und die wohlgerüstete Armee der Berner berechtigte sie zum Sieg.

Unter den Katholischen hingegen herrschte eine Uneinigkeit und Zwietracht, wie man sie noch niemals gesehen hatte. Die Befehlshaber der Brigaden wollten ihrem Kriegsrath nicht gehorchen, sondern Jeder nach seinem Gutdünken thun, was er wollte, sie selbst verstunden sich wiederum schlecht unter einander. Jeder begehrte, daß man seinen Befehlen gehorchen solle, aber keiner wollte sich den Befehlen des Andern unterwerfen, sondern allein kommandiren, also, daß sich Zurlauben und Obrist Sonnenberg voll Erbitterung gegen einander trennten. Der Erste beschuldigte die Luzerner, sie wollten alles machen, kein Brot hergeben, und, was merkwürdig ist, wie sie den Fürst von Muri nöthigten, ihnen alle seine Speicher zu öffnen! Der Andere klagte, wie Zurlauben im Augenblick, da die Luzerner gegen die Vereinigung der Züricher und Berner marschiren wollten, die Walliser an sich gezogen habe, allen seinen Befehlen den Gehorsam versage. Diese Uneinigkeit kam unter die Soldaten, machte sie muthlos, ein Theil der Walliser und Freienämter lief davon und die Luzerner murrten, daß sie allein der Gefahr ausgesetzt seyen. So eilte Sonnenberg mit denen, die ihm folgen wollten, nach Bremgarten, um den Bernern

---

tier sagte darauf: ein Einfall ins Toggenburg und nicht auf Zürich sey beschlossen worden. Wenn man nicht nach dem Beschlossenen handeln wolle, ziehe er sein Volk zurück.

Akten des Zwölferkriegs.

den Durchpaß zu verwehren und ihre Vereinigung mit denen von Zürich zu verhindern. Bei der Stadt angelangt, wollte er eine Linie ziehen vom Eck eines auf einer Höhe stehenden Waldes bis zum Siechenhaus herab, das mit Kanonen sollte besetzt; im Rücken war Bremgarten, von welchem aus dieser Posten sollte verstärkt werden. Vor der Fronte gegen die rechte Seite war ein aufsteigender Wald, neben diesem Kornfelder, dann die Landstraße, welche eng und waldicht nach Bremgarten herabführte. Diese Linie wurde nicht angenommen, sondern man ließ den Wald, wo er die Straße bestreichen konnte, mit Musketiren besetzen, und wo man das Umgehen fürchtete, verhauen. Im Augenblick, als man den Anmarsch der Berner hörte, kam der Kriegsrath von Muri ins Lager und bestand darauf, daß man mit allen Thätlichkeiten inne halten, und noch einmal, um die schon einmal ausgeschlagene Neutralität der Freienämter unterhandle. Aber Sonnenberg, statt aller Antwort, ließ Sturm schlagen; die Soldaten mußten zuerst in Reihe und Glied zusammen getrieben werden. Kaum halb geordnet, kamen die Berner ganz langsam die Landstraße herab, zwei Compagnien Dragoner machten die Vorwache. Auf einmal fiel ein solcher Sturm von Kugeln und Steinen aus dem Walde auf sie herab, daß die Dragonerpferde sich bäumten und ausschlugen, die Reiterei sich auf die Infanterie zurückwarf und die Ordnung der ganzen Marschkolonne sich in großer Verwirrung brach. Kaum wurde das Schießen gehört, so war das erste, was der katholische Kriegsrath that, daß er die Mannschaft, welche vom Walde herab ein solches Gedräng unter den Bernern verursacht hatte, von ihren Posten wegnahm und sie zu dem übrigen Volk an das Ende der Kornfelder hinter einem Grünhag herabzog. Die Berner bekamen hierdurch Zeit, sich wieder zu ordnen; ungehindert durchzogen sie jetzt den Hohlweg, schwenkten in die Kornfelder hinein und marschirten in wohlgeschlos-

senen Rotten mit zwei Kompagnien Vorwache gegen den Grünhag herab. Die Luzerner voll Ungeduld stürzten hinter demselben hervor, fielen über sie her und warfen sie auf ihre Kolonne zurück. Aber, als sie hier einbrechen wollten, wurden sie von einem so wohl gerichteten und sichern Feuer empfangen, daß die ersten Glieder fielen, doch die Luzerner wichen nicht. Mit Wuth schlug man sich, hart und unentschieden blieb lange das Treffen, bis zwei neue Berner-Corps ihnen in die Flanke fielen. Da schlug sich Sonnenberg nach Muri.

Diesen Verlust erlitt Luzern allein. Von allem, was man sich an Hülfe, an Diversionen laut Abscheiden versprochen hatte, wurde nichts gehalten, still waren die übrigen vier Orte geblieben und hatten sich nicht bewegt, als hätte man blos auf den Ausgang warten wollen, während sie vorher mit Proviant, Munition und Volk nur auf Luzern, das doch weit die größte und gefährlichste Grenze zu vertheidigen hatte, losdrückten. Man glaubte, es sey dieses alles absichtlich, es liege im Wunsche und Willen der übrigen Orte, vorzüglich der Länder, daß Luzern geschlagen werde. Daher rief hier Alles zum Frieden, darum ward nach Aarau instruirt: kein Opfer für seine Erhaltung zu scheuen. Und so wurde den Einer gegeben, den man mit keinem früher geschlossenen Frieden vergleichen kann, indem man nicht blos das Eroberte behalten, sondern auch zugleich die Kriegskosten zu zahlen hatte. Dieser Friede entschied bei den Demokratischen erst jetzt recht eigentlich den Krieg. Sie, die noch niemals gegeben und nicht viel zu geben hatten, bisher unüberwunden und auch jetzt noch nicht geschlagen waren, sollten Länder abtreten; eher mußte das Glück der Waffen noch einmal versucht, als ein so schmählicher Friede angenommen werden. Durch Einigkeit und jenen besonnenen moralischen Muth, der sie bei Kappel auszeichnete, wären sie im Stande gewesen, ihn wenn nicht ganz auf-

zuheben, doch weniger hart zu machen; ein glückliches Treffen, das jenen Tugenden leicht zu erringen gewesen wäre, würde das Glück des Krieges wieder an sich gebracht haben. Allein sie besaßen dießmal nichts von allem dem, mit welchem man sich aus großen Gefahren herausschlägt. Eine freche Ungebundenheit, Zügellosigkeit, rathloses Toben und ein blindes Wüthen, damit wollten sie den Krieg aufs Neue wieder beginnen. Vor allem sollte Luzern wieder vom Frieden abgebracht werden. Der Legat Carracioli vereinigte sich dafür mit ihnen. Als aber der Rath sich weder mit dessen apostolischen Segen, noch mit dem Gebete der römischen Kardinäle, noch mit andern solchen leichten Waaren mehr wollte befriedigen lassen,*) auch weder Interdikte noch Bannflüche mehr fürchtete: so sandte derselbe seine Mönche und Kapuziner in alle Aemter aus, die auf den Kanzeln, in den Wirthshäusern, auf den Straßen alles aufs Neue zu den Waffen riefen. Zu ihnen kamen die Aufwiegler aus den Ländern, und wenn die Einten die Fortsetzung des Krieges auf die Gewissen legten, die Obrigkeit als lutherische Ketzer verschrien, sie des Verraths und alles Unglücks bei Bremgarten beschuldigten, so wollten die Andern nur über die Stadt her, das Regiment auseinander jagen, und die Stadtmauern niederreißen. Bald war alle Ordnung und Gehorsam in den Aemtern gebrochen, eine wilde Empörung trieb sich

*) Die päbstlichen Offiziere schrieben zwar nach Luzern: seine Heiligkeit hätte Befehl gegeben für 10,000 Scudi Früchte zu kaufen, 15,000 an dero Minister zu senden, denen noch 20,000 folgen sollten. Sogar die Kardinäle seyen ermahnt worden, einen Beitrag zu thun. Hr. Balthasar sagt: Luzern hat von allem dem nichts empfangen. Und dem Passioney, der sich dieser Hülfe einmal rühmte, bewies man, daß von diesem Geld jeder Ort von den Demokratischen blos 3000 fl. erhalten, et che Lucerna non tocco bajocco, ma resterano almeno 12000 fl. nella casa dal Nunzio d'allora. Balthasar Nuntiaturgeschichte.

Von eben dieses gelehrten Mannes de helv. jur. sagte einmal der Historiker Gluz: usus non est jus.

im Lande herum, die obrigkeitlichen Deputirten, welche zur Ordnung mahnen wollten, wurden mit Steinen und Schüssen empfangen; Krieg wollte alles oder gegen die Obrigkeit ziehen. Der Rath von Luzern hatte also die schwere Wahl, entweder den Frieden, den er bereits geschlossen, zu brechen oder dabei zu bleiben, und sich dann mit seinem eigenen Volke zu gefährden und der Empörung zu erliegen. Er wählte aus Furcht das Erste, denn die nahe Gefahr bestimmt mehr als die ferne. Auch mochten wohl Einige geglaubt haben, mit diesem Volkssturm die beiden Städte Zürich und Bern zu schlagen und so den Frieden wieder zu überwerfen. Aber aus den Erfahrungen, die man bisher gemacht hatte oder machen konnte, aus der Uneinigkeit der Kantone, der Kommandirenden, aus der Art selbst wie dieser Krieg wieder ertrotzt wurde, wäre leicht zu sehen gewesen, wie unwahrscheinlich und schwer auch jetzt noch der Sieg werden müsse. Endlich war das Wort zum Frieden gegeben von Rath und Bürgern, die hoheitliche Ehre, die Würde des Staates forderte seine Unverletzbarkeit, eine öffentliche und feierliche Erklärung, daß man dabei bleiben wolle. Sofort die Thore zu verschließen, und gegen Männiglich zu behaupten. Es ist nothwendig, daß hinter kleinen Mauern ein unerschrockener Rath, eine tapfere Bürgerschaft sey, die besser schirmen als Wall und Graben; wie weit man es hätte treiben wollen, gebührte ihnen ohne Furcht mit Entschlossenheit zu erwarten. Aber in der Stadt war Niemand auf dergleichen Fälle vorbereitet, obwohl die frühern Aufruhren und die immer feindlicher werdenden Verhältnisse mit den Demokratischen hätten dazu führen sollen, sich für solche Möglichkeiten in Bereitschaft zu halten. Also that denn der Rath von Luzern, was er in seiner Schwäche thun konnte, er gab dem Sturm einen beinahe achtzigjährigen Greisen, den Schultheiß Schwyzer zum Anführer. Auf dem Marsche wurde gebeten, geflucht und ge-

fungen; mit dem einen Arme hielten die Bauern ihre gezogenen Gewehre gegen ihre Offiziere, in dem andern ihre Rosenkränze. Die Länder rissen den Schultheiß bei den Haaren, stießen ihm die Gewehrkolben und Hallebarten auf die Brust und schrien ihn an: „Was ist's, sind wir schon verrathen und zogen die Hahnen, ein Druck und du bist am Boden!“

Es scheint im Plane der katholischen Generale gelegen zu seyn, die Berner in ihrem Lager unerwartet zu überfallen*); aber die Berner brachen es plötzlich ab, zogen sich zusammen, entwischten durch den engen Paß bei Vilmergen und stellten sich auf dem Vilmerger Feld in zwei Linien und einer Reserve auf, die Flügel und den Rücken von Reiterschwadronen gedeckt, auf ihrer Fronte eine Batterie von acht Kanonen. Die Katholischen waren also genöthiget worden, ihren Plan wieder abzuändern. Sie beschlossen nun sich zu theilen, der linke Flügel unter Anführung des Schultheiß Schwyzers sollte durch eine weite Umgehung**) die ganze Berner Armee zu überflü-

---

*) Den 25 Juli zogen die Urner 420 Mann von Muri weg in der Meinung, mit den übrigen die Berner in ihrem Lager zwischen Vilmergen und Wohlen zu überfallen; aber der Bär muß heimlich das Feuer geschmeckt haben, denn er selbes sogleich abgebrochen. Relation von Stückhauptm. Bündtiner

Der linke Flügel sollte in aller Frühe gegen das feindliche Heer herandringen, der rechte Flügel unvermerkt den Aeckern nachschleichen und auf das Lager fallen. Meyer Beschr.

**) Sinistrum conum tenebant 6000 Lucernenses duce ipso pretore Schwyzer. Ordinabantur autem sinistrum conum, ut prius eundo longum faciat circuitum, ut in latus hostile irruere possit. Dextrum vero recta via hostium fronte appropinguet, ne autem hoc dextrum conum citius sinistro cum hoste certare debeat, a sinistro Lucernensium corum promittebatur signum duplici tormenti explosione quo audito primum dextrum conum corum pugno initium faciat.

geln suchen, die Höhe von Dintikon war bereits eingenommen und die Hochwachten derselben verdrängt. Der rechte Flügel hingegen, aus Urnern, Schwyzern und Unterwaldnern bestehend und von Oberst Sonnenberg kommandirt, sollte geradezu auf die Fronte des Feindes losgehen. Die Berner aber, als sie sahen, daß sich die Katholischen getrennt hatten und die weite Entfernung ihres linken Flügels von ihrem Rechten, diesen aller Hülfe und Unterstützung des Erstern beraubte, wie sie glaubten, beschlossen unverzüglich über den Rechten herzufallen. Aber Sonnenberg war ihnen mit einem Theil seiner Armee bereits in die Flanken gekommen und zwar so tief, daß die Bataillone der Genfer und Neuenburger zu wanken anfiengen und ausrissen, aber von den Offizieren wieder zusammengetrieben wurden. Während dem war die andere Hälfte von Sonnenberg, besonders die Urner, dem furchtbarsten Feuer der Berner ausgesetzt, also, daß sie laut aufschrien und begehrten, sich entweder zurückzuziehen oder Sturm zu laufen. Nach langem Wortwechsel wurde das Zeichen zum Sturm gegeben. Kaum aber waren die Stürmenden hart an den Bernern, als ihre Schlachtordnung plötzlich eine Schwenkung machte, wodurch sie die Form eines umgekehrten Dreiecks erhielt und dadurch den Katholischen ihre Flügel selbst abgewann und sie also zwischen zwei Feuer brachte. Sie widerstunden ihm nicht, ihre Ordnung brach sich, Alles floh gegen den Eichwald und die Bünze.*) Die Berner Dragoner brachen hinter

*) Die Urner glaubten, es wäre nicht so schlimm gegangen, wenn das Panner nicht gar so eilig gewesen wäre, sondern sich begnügt hätte, sich blos in den Wald zu retiriren und das Volk da wieder um sich zu sammeln, indem der Feind nicht hätte in den Wald schmöcken dürfen, weil er mit dicken Häken und großen Eichbäumen mit Wasser und Morastgräben umgeben. Diese unverhoffte Abweichung des Panners habe sie, schon vorher von den

ihren Flügeln hervor, hieben sie nieder oder jagten sie in die Bünze. Unterdessen hatte sich auch der Schultheiß Schwyzer mit Macht auf den rechten Flügel der Berner herabgestürzt, der zu seiner Beobachtung gegen ihn aufgestellt worden war, aber es war ihm unmöglich dem Anlauf von einem Berge herab zu widerstehen. Man rief zwar schnell den siegenden linken Flügel vom Verfolgen des katholischen Rechten ab, aber ehe er sich entschließen konnte aufs Neue an die Arbeit zu gehen, wollte er zuerst von den Todten und Verwundeten seinen Lohn nehmen; es wurde so lange geplündert, bis Schwyzer beide Flügel der Berner vor sich her trieb. Die Berner Generale waren beinahe alle verwundet, die Fuhrknechte ritten mit den Munition- und Bagagewagen Lenzburg zu, die Armee löste sich immer mehr in ein Gedräng von Flüchtlingen auf, Alles floh Hendschikon zu. Aber hier hielten ihnen die Offiziere den Degen vor, es jagte der greise Venner Frisching zu ihnen hin und her, bat und beschwor sie, ihrer Ehre eingedenk zu seyn, zeigte ihnen, daß die Schlacht noch nicht verloren. Sie wurden zum Stehen gebracht, aber nicht allein durch das tapfere Beispiel ihrer Offiziere, sondern auch wohl nicht wenig dadurch, daß das feindliche Verfolgen allmählig abließ. Die Katholischen hatten in ihrem Rücken den Donner der Kanonen vernommen, in der Hitze der Verfolgung hatten sie vergessen sich der Berner Artillerie zu bemächtigen, ihre Kanoniere, als sie freies Feld sahen, liefen wieder zu ihren Kanonen, ladten aufs Neue und schossen in den Rücken der Katholischen*), während ein neues Ber-

---

Berner Stucken übel zugerichtet, schier in Verzweiflung gebracht, daß sie keinem Offizier mehr gehorcht, obwohl Viele fast den Hals durchgeschruwen, das Volk zur Gegenwehr zu vermögen.

Relation des Stuck Hauptm. Büntiners von Uri.

*) Nach Zurlauben.

nercorps ihnen in die Flanke kam. Schwyzer zog sich gegen den Tannenwald bei Herrliberg.

Die Katholischen glaubten sie würden zwischen zwei Feuer gefaßt, fiengen an Halt zu machen, während die fliehenden Berner sich wieder ordneten und gegen sie anrückten. Jetzt kam es zur eigentlichen Schlacht, denn die Treffen fielen auf einander, Rotte faßte sich an Rotte, Glied an Glied, Mann an Mann an; bald vorwärts, bald rückwärts drängten die Kämpfenden; hier fielen der Unterzeugherr Balthasar, die Obersten Pfyffer und Keller, hier errang blutend der Major Fleckenstein eine feindliche Fahne, aber von Stichen und Schüssen durchbohrt, sank er sterbend über sie hin. Die Luzerner immer bedrängter, zogen fechtend in den Herrliberger Wald herauf. Noch einmal wird hier widerstanden, aber vor den wohlgeschlossenen Rotten der Berner bricht jeder Widerstand, während sie vor der Fronte der Katholischen unaufhaltbar vorrücken, haben ihre Grenadiere auf der Seite die Höhe des Waldes erstiegen; der Sieg war nun entschieden, von allen Seiten angegriffen und beschossen, liefen sie zur schnellsten Flucht auseinander.*)

Nachdem die Armee **) der Katholischen also geschlagen worden, waren ihre Orte beinahe wehrlos geworden; überall geschahen Einfälle, man raubte, verheerte, trieb Brandschatzungen ein in Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern; ohne Schutz und Schirm war die Stadt; nur ein

*) Dieser letzte Theil der Schlacht ist ganz nach denen mit Erklärungen begleiteten Schlachtplane von Bern.

**) Nichts ist wohl lächerlicher als Corps von 6000—8000 Mann Heer zu nennen. Schon im Klang des Wortes liegt etwas weites, unendlich Großes. Man sagte: die Heere des Xerxes, des Darius, der Römer. In unsern Zeiten kam das Wort erst wieder auf, als Bonaparte mit gleichen Heeren, an der Spitze von Europa zu Felde zog. Wenn 6000 Mann ein Heer sind, was sind denn 600,000 Mann?

schneller Friede konnte vor der Schmach retten, den Feind in ihren Mauern zu haben. Kalt und trocken fragte man ihre Gesandten: habt ihr Vollmacht unbedingt alle unsere Forderungen und Bedingnisse zu unterschreiben, auf daß ihr nicht noch einmal den schon geschlossenen brecht? Dieser Friede wurde ihnen gegeben. Die fünf katholischen Kantone treten Baden, Bremgarten, Mellingen, Rapperschwil sammt allen Höfen bis an die Schindellegi an die Sieger ab, erkennen die Mitregierung von Bern in den noch übrigen Vogteien, dagegen werden Gaster und Uznach wieder an Schwyz abgetreten, doch behalten die beiden Städte das Protektorium darin vor. Die Eroberungen wurden sogleich in Besitz genommen, das Zeughaus und das Archiv von Baden nach Zürich und Bern abgeführt. *)

Frankreich und die Schweiz.

Wir sehen im individuellen Leben, wo Personen Personen, Menschen Menschen einander gegenüber stehen, wie sie sich wechselweise anziehen, wie höhere Bande sie vereinigen und verbunden halten, wie sie durch Einheit des Geistes und des Gemüthes, der edlern Seelenkräfte sich zu einem harmonischen Verkehr und Wechselwirkung bestimmen, und in diesem Verkehr und in dieser Harmonie sich selbst wiederum höher ausbilden und läutern; je mehr wir aber steigen, je mehr wir vom Individuum zur Gattung kommen, je mehr diese selbst an physischem Umfange zunimmt, je mehr verlieren sich diese innern moralischen und geistigen Bande, alles wird materieller und leiblicher,

*) Die Harsthörner, welche Karl der Große der Bürgerschaft von Luzern wegen ihrer Tapferkeit schenkte, wurden nicht Kriegsbeute der Berner.

bis sie sich endlich in dem großen staatskörperlichen Ganzen, Mächte genannt, ganz verlieren und verschwinden, das körperliche Daseyn mit allen seinen Verhältnissen und Interessen, das ausschließliche Ziel, der einzige Zweck werden, von dem alles ausgeht, und um das sich alles bewegt. Alles ist hier demnach, wie bei der Animalität, bei den Thieren blos körperlich, rein materiell; wie aber diese durch bloßen Instinkt ihre Kräfte in Bewegung setzen und durch ihn getrieben, ihre Bedürfnisse befriedigen: so suchen jene im vollen Bewußtseyn ihrer Kräfte zu ihren materiellen Zwecken zu kommen. Dort erscheinen die rohen Kräfte im bewußtlosen Naturzustand, hier in ihrer vollen Selbstthätigkeit und Verfeinerung.*) Es ist daher ein

---

*) Für die Kriegskunst, die beinahe erschöpft wurde in den letzten Zeiten, wäre es gewiß sehr wünschbar, wenn man sie wieder auf ihre Quellen zurückführte; Thierhetzen sollte man wieder geben. Welche merkwürdige Kämpfe, Niederlagen und Siege gab es nicht hier! welche Gewandtheit, List und unerwartete Streiche zeigten die Thiere! In Wien wurde einmal ein Löwe gegen einen Esel losgelassen. Der Esel nahm seine Position, stellte sich mit dem Kopf an die Mauer neben seiner Stallthüre, ließ den Löwen auf die Schlagweite seiner Hufen gegen ihn anstürmen, dann, als dieses geschehen, schlug er ihm mit denselben mit einer solchen Gewalt gegen seine Kinnlade herauf, daß die Majestät und der König aller Thiere wie todt zusammenfiel. Der Esel hingegen, ohne seinen Sieg durch Brüllen zu verkündigen, gieng in aller Stille wieder in seinen Stall zurück.

On peut dire encore que les princes et les ministres sont souvent obligés de se servir de divers instrumens pour parvenir à leurs fins, qu'il y a eu des hommes de peu de vertu qui ont été de grands négociateurs, et qui ont fait prosperer les affaires qu'on leur a confiées, et que des gens de ce caractère n'étant retenus par aucuns scrupules, réussirrent plus souvent dans les négociations que les gens de bien, qui n'y employent que de moyens justes; mais le prince qui se fie à des négociateurs de cette espèce, ne doit compter sur eux, qu'autant que sa prosperité

sehr merkwürdiger Zug, der selbst noch bewußtlos geschieht, wie denn die Menschen noch Vieles in diesem Zustande thun, daß sich die großen Mächte mit Leoparden, Löwen und Adlern bezeichneten, und derlei Raubthiere zu ihren Schildhaltern machten. Zwar führte Frankreich keine dergleichen Symbole, sondern ließ sich durch die reinste aller Blumen, durch die Lilie darstellen und repräsentiren; die schneeweiße Unschuld sollte seine Staatskunst bedecken. Sie hat ihre kühnen Parthien und Epochen, und keiner war es vielleicht so gegeben in das Innere der Menschen so listig einzuschleichen und die Entdeckungen mit solcher Gewandtheit und Kühnheit für sich zu gebrauchen und für seinen Nutzen anzuwenden. Was sie aber vor jeder andern auszeichnete, war, daß sie nichts von Kargheit und Sparen wußte, sondern immer auf eine grandiöse Art alles flott zu machen suchte und für Mittel, die zum Zwecke führten, keine Aufopferung scheute.*)

---

dure; mais si les temps deviennent difficiles et qu'il lui arrive quelque disgrâce, ces maîtres fourbes sont les premiers à l'accabler par leurs trahissons, et ils se rangent toujours du côté des plus forts. Caliers de la manière de négocier p. 38.

*) Unter die vorzüglichsten französischen Diplomaten stellt man den Kardinal d'Ossat, Richelieu und Mazarini. Der Erste nahm in allen Dingen die strengste Wahrheit zur einzigen Richtschnur, Treue und Glauben war die Basis seiner Politik. Er suchte in der Natur der Sache selbst, die er zu behandeln hatte, die Mittel zu seinem Zwecke. Nichts, was ihm vortheilhaft seyn konnte, entgieng seinem Scharfsinne. Seine Gründe waren immer so überzeugend als möglich, und seine ganze Kunst bestund darin, sie seinem Gegner immer vor Augen zu bringen, aber ungezwungen und in einer Form und mit Manieren, die ganz geeignet waren für ihn einzunehmen und zu überzeugen. Er war übrigens nicht Staatsminister, sondern hatte als französischer Botschafter in Rom Heinrich IV. mit dem Pabst auszusöhnen. Eine Arbeit, die damals unter die schwierigsten gezählt wurde. Maza-

Wir heben dieses auswärtige Verhältniß der Eidgenossenschaft besonders heraus, weil Frankreich der erste Staat war, der sie anerkannte, mit ihr Bündnisse schloß, späterhin den größten Einfluß auf sie ausübte und zuletzt selbst in diesem Verhältniß zu untergehen drohte. Sobald

---

rini hingegen fühlte sich mehr geschmeichelt, wenn er den Minister, mit welchem er zu unterhandeln hatte, betrügen konnte; ja, er wäre böse geworden, wenn man am Ende der Unterhandlung seine Schlauheit nicht anerkannt hätte. Diese Manier kann bisweilen gelingen, aber sobald ein Minister den Ruf eines Schlaukopfes hat, so könnte er eben darum zu Unterhandlungen nicht besonders tauglich werden, denn da traut man seinen Vorschlägen nicht, hält jeden seiner Schritte und Handlungen für einen Fallstrick, und er sieht sich gleich Anfangs in die Nothwendigkeit versetzt, die Vorurtheile gegen ihn zu zerstören, die sich sein Gegner von seiner Schlauheit gemacht hat.

Mably principes de négociations.

Don Juan de Vera erzählt in seinem zweiten Gespräch seines „Ambassadors" folgende Anekdote: Don Diego de Vega sagte zu Don Diego de Mendoza: Sie folgen mir in einer Gesandtschaft an einem Hofe nach, wo Niemand die Wahrheit spricht. Nun, antwortete dieser, so haben sie ihren Mann gefunden, denn für eine Lüge gebe ich ihnen hundert. Ich, versetzte Vega, habe gerade den entgegengesetzten Weg genommen, denn auf Ihre Lügen habe ich mit eben so vielen Wahrheiten geantwortet, und das glückte mir so gut, daß Sie mir niemals glaubten.

Mémoires d'Ossat, I. 360.

Richelieu glaubte, daß man immer negotiren müsse. Er spreche aus Erfahrung. Und, wenn man auch nicht sogleich davon Früchte erhalte, so würden sie Einem gewiß späterhin zu Theil. Einige reiften früher, als die andern, bei andern müsse man sich mit der Blüthe begnügen. Durch stetes Unterhandeln könne man allein zur Kenntniß dessen gelangen, was auf der Welt vorgehe. Negotiationen seyen unschuldige Mittel, die niemals Böses bewirkten. Man müsse überall in der Nähe und Ferne negotiren. Wenn man mit ihnen auch nichts gewinnen würde, als die Zeit, so wäre der Gewinnst schon sehr groß. Die Kenntniß

Frankreich anfieng offensiv in die europäischen Verhältnisse einzugreifen, kaufte es die damaligen ersten Soldaten Europa's mit Geldmassen, welche die Straßen bedeckten; der starke Arm, welcher alles vor sich niederwarf, konnte nicht anders als mit Massen gewonnen werden. Dadurch erhielt man in der Schweiz einen gar großen Begriff von der Unerschöpflichkeit des französischen Reichthums; andere Werber mußten ihm entweder gleich kommen oder zurückbleiben. Partheien konnte es zwar nicht verhindern, aber die Seinige blieb immer die stärkste, weil kein Fürst der dermaligen Zeit das Eigenthum seines Volkes so in seine Hände bekommen hatte, als der französische. Man hätte glauben sollen, daß es sich mit seinem Geldauswerfen, seinen Pensionen, geheimen und offenen Gnadengeldern am Ende selbst schaden würde, da sein Reichthum doch einmal seinen Boden finden, und wenn die Quellen vertrocknet, auch sein Einfluß ein Ende nehmen würde. Das waren Sorgen, die seine Gesandten am wenigsten drückten. Gerade dadurch sollte alles noch fester verbunden werden, was man Anfangs mit vollen Händen so unverständig auszuwerfen schien, wußte man allmählig eben so verständig wieder einzuziehen. Sie zahlten nur für die laufenden Sachen, was hinter ihnen lag, die Rückstände, behielt man zurück. Es ist wahr, dieses verwickelte sie bisweilen und erschwerte ihre Unterhandlungen, aber die Pensionen hatten alles so sehr verstrickt, daß man nicht mehr herauskommen konnte. Die Obrigkeiten em-

---

der Zukunft sey nicht minder wichtig. Die Zukunft müsse man überhaupt mehr vor Augen halten, als die Gegenwart. Indessen sey es der gewöhnliche Fall, daß mittelmäßige Köpfe es vorzögen, die Zeit mit ihrem Schubkarren vorwärts zu schieben, und wie bisher in Behaglichkeit zu leben, und wenn es auch nur für einen Monat wäre, als Vorsehung zu thun, um sich vor Bewegungen folgender Jahre zu sichern. Testament politique, II.

pfiengen von ihrem Land kaum so viel, als sie damit ihre Lebensbedürfnisse und zwar die nöthigsten decken konnten; an einigen Orten nicht einmal so viel. Das Unnöthige, was ihnen aber zum Nöthigen geworden, zahlte das fremde Geld; und dieses hatte sie aus ihrer alten Einfachheit herausgetrieben, sie mit Gegenständen des Luxus, der Pracht und des Wohllebens bekannt gemacht. Die Pensionen waren und mußten ihnen zum unumgänglichen Bedürfniß werden, sie mußten ihnen bald ihr erster und einziger Gedanke seyn, die Furcht, sie zu verlieren, die Hoffnung, sie zu vermehren ihre Gedanken und Handlungen bestimmen. Beinahe die einzige innere Bewegung, das Wesentliche dieses Verhältnisses bestund in den ersten noch bessern Zeiten darin, daß die Einten sagten: wenn ihr Volk wollt oder Bündnisse erneuern, so zahlt zuerst, was ihr schuldig seyd; die Andern hingegen: bequemt euch vorher und erwartet, was folgt. Man ließ nicht immer alle auf das Geld passen, sondern die Berichterstatter, die Einlenker der Geschäfte und Unterhändler, erhielten ihren Antheil zur gehörigen Zeit bezahlt, wurden gelobt, ihre Talente erhoben, als Männer geschildert, mit denen man allein mit Erfolg unterhandeln könne. Diese hatten also nicht zu klagen, sondern sie wurden auf allen Tagsatzungen und wo es immer etwas zu repräsentiren und für die französischen Interessen zu berathen gab, von dem glänzenden Botschafterhof mit ausgezeichneter Gunst und Achtung aufgenommen und behandelt, was ihnen denn neben ihren Herren Mitkollegen gar behaglich war, und weshalb sie sich aufs Neue mit ihm noch enger verbündeten. Wenn man nun auf die Sicherheit dieser geheimen Rathsbande hin, weder Bündnisse, Kapitulationen, noch Versprechungen mehr hielt, und in dem Augenblick, wo in den Rathsstuben wegen dieser Treulosigkeit alles in Bewegung und Zorn gerieth, noch Anträge von Bundeserneuerungen oder Volksaufbrüchen gemacht wurden, so hielt

sie sich still, bis der erste Sturm vorüber war, wohl wissend, wie schnell alles aufbrause und wie bald alles wieder kalt werde, daß nichts weniger als der feste Grundsatz sie bestimme. Dann, wenn die Ruhe wieder etwas hergestellt, kamen sie hervor und sagten: „Das alles nütze wenig, abtrotzen könne man nichts, wer am schnellsten klug werde, werde am ersten und besten bezahlt; am Ende müsse man es doch thun, man schade sich nur selber, andere Ort wären nicht so heikel.“ Darauf drängten und jagten sie alles in Sorgen und Furcht, was man alles zu verlieren hätte, wie man verkürzt werden würde; wie diese oder jene schon angefangen hätten zu unterhandeln. Interesse, Neid und Eifersucht wurden so lange gereizt und geängstiget, bis ein Glied nach dem andern die Kette brach, und Anträge, die man sonst nicht einmal anhören wollte, nun überschnell angenommen wurden. Stunden im Augenblick der Mißstimmung und des Zorns zugleich Gesandte anderer Mächte mit der Tagsatzung in Unterhandlung, um die Gelegenheit den französischen Einfluß zu brechen, zu benutzen, so blieb die französische Gesandtschaft in solchen Fällen entweder ganz weg oder arbeitete sehr wenig; aber mit einer Aufmerksamkeit ohne Gleichen wartete sie bis die Forderungen der Andern stiegen, bis sie sich Blößen gaben. Dann kam sie eilig herbei, wußte die Absichten, die ganze Behandlung ihrer Gegner mit so vieler Feinheit und List zu entwickeln, die große Achtung, Liebe und Uneigennützigkeit, welche dieselben Herren für eine Eidgenossenschaft hätten, so stechend aufzuziehen und lächerlich zu machen, daß die Stimmung der Tagherren sich bald wieder änderte, und wenn auch nicht sogleich zu Frankreichs Gunsten, doch nicht wider dasselbe. Jene hatten immer das Unglück mehr zu begehren, als man leisten konnte, ihre Anträge forderten immer Aufopferungen, und wenn man sie anhörte, so geschah es nicht selten blos deßwegen, um sich an den Franzosen zu rächen, oder ihre Eifersucht zu rei-

zen und die Pensionen zu erzwingen. Ganz anders handelte sie. Niemand kannte die Verhältnisse der Schweiz und ihren ganzen inneren Zusammenhang so tief und vollständig; niemand wußte den Punkt so scharfsinnig zu treffen, über welchen man nicht heraus dürfe, und auf welchem Wege allein alles zu erhalten sey. Es gab aber auch wirklich kein Land, wo sich die französische Behendigkeit besser entwickeln und üben konnte, wo sie in eine zwar kleine, aber deßwegen nicht weniger lehrreiche Schule der Staats- und Unterhandlungskunst kam, als bei diesen dreizehn an Verstand, Hülfsquellen und Interessen so ganz verschiedenen Hoheiten, die bisweilen den unglücklichen Hochmuth hatten, allein behandelt seyn zu wollen. In diesem Gedränge, in dieser Verwirrung kleinstädtischer Faktionen war und mußte des Franzosen Lust, seine Macht und seine Allgewalt seyn.

Einmal geschah es indessen doch, daß das französische Ministerium mehr wollte und von dem bisherigen System seiner Gesandtschaft abzugehen befahl, als nämlich der dreißigjährige Krieg an die eidgenössische Grenze kam, und ihre geographische Lage und Päße auf die Kriegsoperationen einen großen Einfluß ausüben konnten. Wiederholt befahl der Kardinal Richelieu seinem außerordentlichen Gesandten in der Schweiz Bassompierre, diese in einen Offensivbund mit Frankreich, Savoyen und Venedig gegen Oestreich zu bringen. Fordert alles von ihr, antwortete er, nur dieses nicht. Nie werden sie thun, was sie noch nie gethan; ihre Bündnisse und Verträge ehren sie, Parthei nehmen werden sie nicht. Wenn wir ihre Päße und ihr Volk laut unsern Bündnissen fordern und erhalten, was wollen wir mehr?“ Wirklich konnte die Forderung von einem solchen Bund nur von Jenen gemacht werden, die das Ganze nur aus weiter Ferne sahen, seine vielen Verhältnisse und durchkreuzenden Partheien gar nicht kannten. Was konnte der Kardinalminister für den offenen Bruch mit Oestreich

und Spanien anbieten? wie wollte er die vielen nur mit Mühe zusammen gebrachten Theile lange beisammen halten? Ohne große Bearbeitung, ohne den größten Aufwand wäre es nicht möglich gewesen; es wäre etwas zu Stande gebracht worden, das keinen Stand gehabt hätte. Das wußte der Marschall, darum blieb er bei der alten Methode, die indirekt alles gewährte, was man direkte abgeschlagen hätte. Aber das, was er wollte, der Zweck seiner Unterhandlung war dießmal nicht so leicht zu erreichen, als er glaubte. Die französische Parthei war wegen den großen Rückständen der Pensionen, der Militäransprachen, wie nicht weniger wegen dem rohen und unpolitischen Betragen einiger französischen Gesandten*) sehr geschwächt, sie war gleichsam auf die Cadres herabgesunken. Bei den Katholischen war alles spanisch, bei den Reformirten alles schwedisch geworden. Das Religionsinteresse hatte ebenfalls nicht wenig dazu beigetragen, es zog mächtig an, es verflocht sich mit den politischen Interessen der beiden Hauptpartheien in der Schweiz. Aber das alles schreckte ihn wenig ab, je größer die Hindernisse

*) Gedächniß, was ich dem stattschriber zu Solenthurn geschrieben, uf das ich ihm zuvor klagt wie mich der französisch Ambassador, der Hugenot, der Atheist, besorg ich; Gott geb ihm Gnad zur Beßrung und verzieh mir auch, der von Sancy so trutzlich angefallen und mich wollen todt haben; ja, wenn ichs gelitten hätt, bin ihm aber unter die zänd gestanden. Allein darumb, das ich das savoyisch bündniß, das er sagt, sollte begünstiget haben. Dem hab ich aber nüt nachgfragt. Wir sind in einer gefärlichen Zyt, denn uns der Franzos seltsame Pratiken anrichtet, uns unter einander zu verwirren, auch wenig gfehlt, das es nit grob angangen, wenn die Häupter sich nit stark ingelegt. In übrigen vier Orten ist es auch so ergangen, denn nit nur gens contra gentem, sundern Väter, söhn, brüder und die besten fründ wider einander. So hat er mir auch ein nüw Multätsch zugericht, indem er sich erklagt, man habe des Königs Anwäld

waren, je mehr regte es seinen Geist und seine Gewandtheit an, je mehr verdoppelte er seine Thätigkeit. Vorzüglich kam es darauf an, keine Religionspartheі zu beleidigen, bei keiner Verdacht zu erwecken, sich durchaus wahr und ehrlich zwischen beiden zu zeigen.*) Er erinnerte sie in seinen Reden und Vorträgen, daß sie nicht blos Katholische oder Reformirte, sondern auch Eidgenossen wären, daß ihr Ansehen und ihre Ehre bei den auswärtigen Mächten von ihrer Eintracht abhange. Auf der andern Seite wußte er sie durch eine sehr fein genährte, nicht ungegründete Furcht vor Oestreich in Bewegung zu setzen. Wer schützt euch vor seinen Ansprüchen, fragte er sie; gewiß nicht weder die Engländer noch Spanier, weder protestantische noch katholische deutsche Fürsten; sie haben kein Interesse an euch, Frankreich aber hat es. Trennt ihr euch von uns, so fällt ihr Oestreich in die Arme, auf diesen Augenblick wartet es, hofft auf keinen andern Schutz als auf den Unsrigen, ihr seyd und müßt unser Bundesgenosse bleiben, wie wir der Eurige. „Diese Sprache wurde von sechshundert fünfzig tausend Kronen unterstützt, die er mit vieler Einsicht und Verstand in die Rathsstuben oder den regierenden Herren auszutheilen wußte. Dabei machte er einen glänzenden Aufwand, gab prächtige Gastereien, war zugleich ein sehr gebildeter und geistvoller Mann, sprach beinahe alle europäischen Sprachen, zeigte sich in seiner Gelehrsamkeit nichts weniger als steif und trocken, sondern war der liebenswürdigste Gesellschafter,

---

Fürträg nit wollen in Abscheid geben, so nit wahr, also soll man auch die des Spanischen nit ufnehmen.

Cysat. Im Staatsarchiv von Luzern bei den Akten des Jahres 1605.

*) Er lehnte dem Nuntius eine Einladung zu einer Zusammenkunft in St. Urban ab, weil er glaubte, er wolle ihm damit eine Falle legen, und ihn bei den Reformirten verdächtigen.

sein lustiger Witz und seine heitern Einfälle würzten seine Gastereien. Indem er auf diese Weise den Verstand und die Sinne, das Staats- wie das Privatinteresse befriedigte, wurde es ihm möglich, die Kadres der französischen Parthei allmählig wieder zu bevölkern, den spanischen Gesandten und den Nuntius in den katholischen Rathsstuben immer mehr und mehr zu verdrängen und den Einfluß der protestantischen Fürsten bei den evangelischen Orten zu schwächen. Es wurde einmüthig beschlossen, im Verein mit Frankreich von Oestreich das Veltlin wieder zu begehren, um es an Bündten, dem es bisher gehörte, wieder zurückzustellen, für die Franzosen die Pässe offen zu halten, und Truppen, die begehrt würden, zu erlauben. Als der Marschall nun alles erhalten, was er gefordert hatte, meinten Viele, welche seinen Aufwand sahen, er könnte an die großen Schulden und Rückstände nicht nur Einiges, sondern Alles bezahlen. Er versprach es auch ganz zuversichtlich und wohlgemuth, und sagte ihnen: es sey ein voller Wagen für ihn auf dem Weg. Sobald dieses bekannt wurde, lief eine solche Menge Solizitanten auf sein Haus zusammen und bestürmten es dermaßen, daß der Marschall und außerordentliche Gesandte sich durch eine Hinterthür retten und nach Basel flüchten mußte. Bald darauf forderte er vom König seine Rückberufung, indem seine Unterhandlung beendet sey.*)

---

*) Er war nicht gern in der Schweiz, obwohl man ihn auch gastirte. So heißt es in seinem journal de ma vie unter anderm von Bern: Les Bernois me firent une magnifique entrée et puis tout le conseil me vint saluer chez moi au nom de la ville; il me menèrent voir les fortifications, la fosse aux ours, leur arsenal, leur église, et la terrasse. Puis me vinrent trouver en corps en mon logis, somptuesement préparé pour m'y faire festin; qui fut fort magnifique. Nous étions plus de trois cents personnes à table, et y demeurasmes tout le jour. II, 350.

Bassompierre war 1579 in Lothringen geboren. Seine Ael-

Indessen gab es doch auch einmal einen langen und entschlossenen Widerstand gegen alles, was Frankreich zu erhalten wünschte, der leicht zu einem gänzlichen Bruch hätte führen können. Ehre der Eidgenossenschaft in einer Zeit, in welcher Frankreich mächtiger war, als je, und einen König hatte, der mit seiner großen Macht keinen andern Willen ehren wollte, als den Seinigen, dem aber die schweizerischen Obrigkeiten sich nicht gedrungen fühlten, sich zu unterwerfen, sondern die Sprache des Rechtes, des Muthes und der Unerschrockenheit führten, jede neue Verbindung, jede Bundeserneuerung standhaft ausschlugen und verboten, bis es Ihrer christlichen Majestät gefallen möchte, die Verträge zu halten. Da wurde dann geantwortet, wenn man sich der königlichen Großmuth überlassen wolle, werde man eher befriediget werden. Seine Majestät habe sich beleidiget und entrüstet befunden, indem es scheine, als wolle man ihr Gesetze vorschreiben. „Allein man ließ sich durch den königlichen Zorn weder in Furcht setzen, noch durch die königliche Großmuth einschläfern. Man blieb bei den genommenen Schlüssen und wies alle wei-

---

tern stammten vom Hause Mone her. Anfangs lebte er ganz den Freuden und Genüssen der Stadt Paris. Hernach suchte er sich im Kriege auszuzeichnen, was ihm auch bei der Belagerung von la Rochelle, Montauban und in Languedoc gelang. Allein er ließ sich bald darauf in politische Intriguen verwickeln, und wurde deßhalb vom Kardinal Richelieu in die Bastille gesperrt. Davon benachrichtiget, soll er vorher 6000 Briefe verbrannt haben, welche die ersten Damen vom Hofe sehr compromittiren. Während seiner Gefangenschaft arbeitete er seine Memoiren aus. Sie dauerte 12 Jahre und endete erst nach dem Tode des Kardinals. Seine Befreiung gab zu folgenden Versen Veranlassung:

Enfin dans l'arrière saison
La fortune d'Armand s'accorde avec la mienne;
France, je sors de ma prison
Quand son ame sort de la sienne. B. universelle.

tern Anträge wiederholt zurück. Am kürzesten machte es Werdmüller von Zürich. Zur Sicherheit der Militäransprache entführte er einen Theil des Schatzes der Königin Mutter, und brachte an Juwelen, Diamanten, Rubinen ꝛc. den Werth von 762,600 Livres in die Schweiz. Die französische Gesandtschaft dagegen, als sie sah, wie alle Rathsstuben für sie verschlossen blieben, versuchte es die Obrigkeiten von Hinten zu fassen, und selbe durch einen kleinen unschuldigen Aufruhr wieder zu öffnen, wie denn solche Diversionen selbst in den legitimen Zeiten nie verschmäht wurden. Während sie auf der einen Seite den Bauernaufruhr im Stillen begünstigte und seinen Häuptern Schutz und Hülfe versprach, und sie damit immer zu größern Schritten und Gewaltthaten verleitete, bot sie den Obrigkeiten auf der andern Seiten ihre Vermittlung an, bei welchen sie dann natürlich die Macht und den Einfluß konnte merken lassen, den sie auf das Volk ausübte, und ihnen hiemit zeigte, wie sie nach Gefallen den Widerstand verlängern konnte.*) Es blieb diese Sprache auch nicht ohne Wirkung, Solothurn,

---

*) Der Franzos hat dem Aufruhr von 1653 allen Vorschub geben. Unsere frommen Altvordern hätten einen solchen Landesverräther mit Hunden zum Land hinaus hetzen und ihm Ohren und Nasen schlitzen lassen, welches noch heutigen Tags sein verdienter Lohn wäre.

Bürgermstr. Wettsteins Bedenken wegen der Bundeserneuerung.

Vorzüglich gegen Bern scheint Herr de la Barde recht erzürnt gewesen zu seyn. In einer Note derselbigen Zeit liest man unter anderm Folgendes: Il seroit très-utile, que tout le pays de montagne bernois commençat et se résoluse à se cantonner et faire une république des montagnes et pour être maintenu contre les seigneurs arrogantes de Berne, qu'ils bouchassent tous les chemins estroits avec louppage de bois et qu'ils prisent Fribourg et Vallais pour leurs protecteurs, et le temps ceux d'Aigle pourroient aussi entrer en la dite alliance, comme aussi Wimmis, Frutigen, Blankenbourg et tout ce qui est entourné de montagne,

als die französische Residenz beherbergend, öffnete zuerst die Thore seiner Rathsstube, wurde aber von einer Tagsatzung bitter getadelt, man fand es schlecht, daß es wider den gemeineidgenössischen Schluß den Bund mit Frankreich erneuert habe. Aber schon im folgenden Jahre 1654 folgte Luzern diesem Beispiel, worüber die Demokratischen in große Bewegung kamen, weil sie glaubten, Luzern suche über sie Vortheil zu gewinnen. Sie zauderten nun auch nicht mehr und erklärten mit Glarus, Schaffhausen, Zug und St. Gallen den Bund erneuern zu wollen. Bern hatte schon früher gesagt: daß es nur so lange bei dem eidgenössischen Schluße verbleiben werde, als er mit den Interessen und der Ruhe des Standes verträglich. Kein Ort widerstand nun mehr; aber von den ersten Anträgen an bis zum gänzlichen Abschluße der Bundesartikel dauerten jedoch die Unterhandlungen noch volle zehn Jahre.*) Als das Instrument gefaßt und gefertiget war, verritten die eidgenössischen Gesandten mit einem Gefolg

---

et ce seroit la plus puissante république de toute la Suisse, contre la quelle ni Berne, ni les princes étrangers ne pourroient rien entreprendre.

Es wäre eine Republik, ein Staat geworden, wie etwa eine kleine Bergfestung, die man durch Abschneiden der Zufuhren, welche man aus dem ebenen Lande nöthig hat, leicht aushungern und zur Uebergabe nöthigen kann. Verf.

*) Man sagt, heißt es in den Denkschriften, welche gegen die Bundeserneuerung erschienen, die Schwyz sig ein armes Land, hab weder Gold noch Silbergruben. Antwort: in Hoffnung guts Geld ins Land zu bringen, hat man blutgeld heimbracht, das Gut ist ufgfressen und wir sind mit dem schlechten bschissen worden, das mans hat abrüfen müssen. Darauf ist das Volk ganz schwierig worden und zu bsorgen gsin, die Obrigkeiten würden bald selbst an einander graten. Anstatt der Tapferkeit und Vorsichtigkeit sind die Buren so übermüthig und heimtückisch worden, das sie im letzten Ufrur bald die klügsten Obristen überstüzt hätten. Was die

von zweihundert Personen zur Beschwörung nach Paris.*) In allen Städten, wo sie durchzogen, wurden sie von den königlichen Beamten an den Thoren empfangen, die Bürger stunden in den Straßen und auf den Plätzen ihnen zur Ehre unter den Waffen.**) Zu Dijon wurden sie gastirt, doch gefielen ihnen die bleiweißen Gesichter der Damen nicht. Zu Charenton erwartete sie der königliche Hofceremonienmeister mit seinem Gefolge. Hier ordnete sich der Zug auf Paris. Die Aemter, Läufer und Bedienten des Hofmarschalls voran, dann er mit den deutschen und französischen Dollmetschen, hierauf die Ueberreuter alle in doppelter Anzahl mit ihren goldenen und silbernen Ortszeichen auf den Mänteln, dann die Gesandtschaftssekretäre, zuletzt die Gesandten, jeder von einem französischen Edelmann oder Offizier begleitet, der vorörtliche von dem französischen Botschafter in der Schweiz selbst. Zu Vincennes schloß sich der Stab und das Offizierkorps der schweizerischen Garderegimenter an sie an. Auf der Hälfte des Weges

---

tapfern und geschickten Hauptlüt betrifft, so us Frankrych kommen, so weiß man ihrer Wißheit und Muthhaftigkeit wenig zu rühmen. Sind mehr wibisch als männlich worden. Betreffend das Geld, so in den gemeinen Seckel kommen soll, so ist die Zit und Jar her derselbig so gar feist nit worden, masen der künig nur an geliehenem Geld und Zinsen einer löblichen stadt Zürich 800,000 Franken schuldig.

*) Gefolg und Diener des Vororts 17. Bern 25. Luzern 12. Uri 11. Schwyz 14. Unterwalden 10. Zug 14. Glarus 11. Basel 12. Freiburg 18. Solothurn 20. Schaffhausen 10. Appenzell 9. St. Gallen Stadt und Abt 12. Wallis 16. Mühlhausen 4. Biel 7.

**) Die Civilisation hatte seit Franz I. merklich zugenommen, denn als die Gesandtschaften im Jahr 1548 auf die Gevatterschaft verritten, heißt es in der Relation: Die Gesandten sind one Eerbezügung in Pontarlier yngeritten, ja vor mitternacht inen sogar vor die fenster kommen und mit singen, schrien und plären, wie die kälber und geißen inen groß Unruw gemacht.

zwischen Vincennes und Paris kamen ihnen der Gouverneur von Bourbonais, der Marquis von St. Himies und der Gouverneur von Paris, der Marschall d'Aumont mit ihrem zahlreichen Gefolge von Offizieren und Edelleuten entgegen. Wie sie der Residenz naheten, Kanonendonner von den Wällen der Bastille, an den Thoren der Stadt der ganze Magistrat in seinen glänzenden Ceremonienröcken. Die kleine von Gold und Silber strahlende Armee von Hofämtern, Kronoffizieren und Edelleuten zieht ein. Die eidgenössischen Gesandten mit ihren hohen Gestalten und langen weißen Bärten ragen wie die Ritter der Tafelrunde aus dem großen langen Zuge weit über alles andere empor. In der Stadt, auf allen Plätzen und Straßen, Trompeten, Pauken, Trommelwirbel, Tusche, alle Straßen, Häuser, Fenster sind bis auf die Dächer mit einer unzähligen Menge Volkes besetzt, das auf die schweizerischen Gesandten hinblickt, sie anstaunt, beklatscht oder lächerlich macht. Am Tage der Auffahrt wurden sie von königlichen Wagen ins Schloß abgeholt, von dem Hofceremonienmeister an der Treppe empfangen und von ihm begleitet giengen sie zwischen den Reihen aufgestellter Schweizergarden durch einen Vorsaal und Staatszimmer in die andern, bis sie endlich ins Heiligthum selbst kamen, wo ihnen der König mit entblößtem Haupte seine Hand aus einem hölzernen Gegitter (Ballustrade) hervorstreckte. Darauf der Bürgermeister Waser von Zürich die Ceremonialrede hielt, seine königliche Majestät bat, sich der eidgenössischen Angelegenheiten gnädigst anzunehmen. Worauf der König antwortete: „*on verra par ma conduite l'estime que je fais de la nation.*" *) Nach der öffentlichen Auffahrt erfolgte der Bundschwur in der Kirche. Der König fuhr in einem achtspännigen römischen Triumphwagen dahin. Die eidgenössischen Gesandten schwuren Ihm zuerst; hernach Er ihnen.

*) Man wird durch mein Benehmen sehen, wie sehr ich die Nation achte! —

Alles unter einer prächtigen Chormusik, schönen Cantionen, und dem Kanonendonner der Bastille. Die Kirche war gedrängt voll.*)

Nach den politischen und religiösen Feierlichkeiten, nachdem der große Aktus geschlossen war, folgten eine an einander hängende Reihe von Gastereien und Feten, die ihnen beinahe kaum Zeit ließen sich zu besinnen oder zu sich selbst zu kommen. Hier würden sie sich in der Pracht der Säle, in den köstlichen Düften der Speisen verloren haben, wenn eine lustige Tafelmusik nicht eine kleine Diversion gemacht und sie daran gehindert hätte. Dort setzten sie die Pasteten in Erstaunen, welche gleich Springbrunnen Wasser in die Höhe warfen, dessen zarte, feine Düfte sich über den Tisch und durch den ganzen Saal verbreiteten. Hier entzückten sie Vögel, welche aus den Blatten herausflogen und mit den an ihren Füssen hangenden Schellen den natürlichen Gesang der Waldvögel vorstellten. Da waren sie von einem Desert überrascht, der alle Gaben der Natur aufs täuschendste vorstellte, und die schönsten Früchte und das geschmackvollste Zuckerwerk in den zierlichsten silbernen Körben präsentirte, zwischen welchen die kleinen Söhne des Marquis de la Barde selbst in farbigte Zuckerdutten gehüllt, als Schaueßen bei den Herren Gesandten herumgiengen, ihnen ihre kleinen Hände zum Zeichen der Freundschaft und des Affekts gaben, welche man gegen eine hochlöbliche Eidgenossenschaft fühle. Sie wurden zwar niemals zur königlichen Tafel gezogen,

*) Zürich logirte oder wurde logirt au pressoir d'or, rue S. Martin. Bern in der faubourg S. Germain, à la fortune. Luzern au cheval rouge, rue S. Denis. Uri und Biel à la croix de fer. Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus à la ville de Bruxelles. Basel, Schaffhausen und Mühlhausen à l'hôtel de Flandre. Freiburg und Solothurn à l'image de notre Dame. Appenzell kath. à la croix de fer. Appenzell und Stadt St. Gallen wie Uri. Abt St. Gallen und Wallis à la pareille rue de grenier S. Ladre.

und seine Majestät geruhte nur dann einmal zu ihnen zu kommen, als die Gasterei auf seine Kosten gegeben wurde, und auch da nur auf einen Augenblick, wo Sie den Becher an den Mund hielt, sie aufmunterte zu genießen und sich wohl seyn zu lassen. Dann wieder weggieng und ihnen goldene Ketten schickte von sechshundert Kronen bis auf fünfzig Louisd'or, dem vorörtlichen Gesandten eine fünffache von achthundert Kronen, die an ihrem Ende in eine goldene Kapsel zusammenlief, in welcher Ihro Majestät Porträt sich befand, das mit siebzehn großen, vier und zwanzig kleinern, vierzehn andern und sieben und fünfzig kleinen Diamanten gar künstlich und geschmackvoll eingefaßt war. Die Pariser wollten aber auch ihre Freude dabei haben und ihren Witz und ihre Gewandtheit damit füttern. Die schweizerischen Gesandten wurden in Karrikatur gestochen, in Couplets besungen, und wo sie hingiengen, zogen ihnen eine Schaar Gaudiebe nach, die ihnen Börse und Uhren wegschnitten, und die Zeitungen sagten gar: sie wären nur gekommen, um dem König das *juramentum fidelitatis* *) abzustatten. Kaum waren sie aber wieder zu Hause angelangt, die gesehenen und genossenen Wunderwerke von der ganzen Reihe der Verwandtschaft angehört und vernommen, die goldenen Ketten besehen und gehörig bewundert, so kamen die vereinigten Gesandten von Spanien, Holland und Oestreich auf die Tagsatzung und fragten an: „ob eine Eidgenossenschaft mit ihnen in Frieden leben wolle oder nicht? überall sehe man ihre Regimenter auf ihrem Boden, ob das eine treue, aufrichtige Neutralität sey?“ Machte man bei der französischen Gesandtschaft Vorstellungen dagegen, so hieß es: „der Bund sey offensive, die Regimenter müßten hin, wohin man sie beordere.“ Verbot man den Obersten diese Transgressionen, so entschuldigten sie sich mit der Gewalt, die man ihnen

*) Den Eid der Treue.

anthue;*) ja, die Gesandtschaft behauptete sogar: die Kantone hätten gar nicht das Recht, mit andern Staaten in ein Bündniß zu treten. Um sie zu zwingen keinem andern Staate Volk zu geben, belegte man die eidgenössischen Waaren mit Abgaben und Zöllen, obwohl selbe laut Bündniß frei seyn sollten. Als endlich die Macht Ludwigs XIV. immer größer wurde, alle Länder, welche an der französischen Grenze lagen, in seine Hände gefallen und jetzt mit einem Heere sich Burgund näherte, traten plötzlich einige kraftvolle Männer in den Rathsstuben auf, schilderten die Gefahr, die der Eidgenossenschaft drohten, enthüllten des Königs Länder- und ehrgeizige Absichten, forderten die Obrigkeiten auf, die große Vormauer nicht fallen zu lassen.**) Aber man glaubte der französischen Gesandtschaft mehr. Der König sagte sie, denke nicht an Burgund, die große Furcht, die Einige äußerten, komme nur von Spanien her, man möchte ihnen gern die französischen Pensionen entziehen, während sie selbst die Quadrupel aus Spanien liebten. Die Entscheidung wußte

---

*) An den Obrist. Pf. Wir haben vernommen, welcher gestalt du, als das luxemburgische Volk um Köln und Jülich gelegen, einige Compagnien kommandirt habest, sich in die Stadt Kaiserswert zu begeben, obwolen Etliche dich erinnert, solches nit zu thun, und gegen alles Ungemach, so darus entstünd, protestirt haben; du aber alle Schuld auf dich genommen. Daher wir dich erinnern, dich ferner nicht mer wider die Bünd bruchen zu lassen. 1674. Schulth. u. R. von Luzern. Antwort: das ich mich hab offensiv bruchen lassen, so hab ich wollen den Abschied begehren und ihn bei Marschall Louvois gefordert, hab aber mit großem Schmerz vernehmen müssen, das er wegen unverhoffter Abreiß ist abgeschlagen worden. Also hab ich M. Stuppa gebeten mit ihm zu reden. Darauf ist mir geantwortet worden: Il n'est pas temps de parler présentement du congé, après la campagne on escoutera tous le monde. Den 20 April 1674.

**) Le dessein de la maison d'Autriche est de parvenir à faire confédérer le cercle de Burgund avec les autres, et les engager tous à

sie von einer Tagsatzung zur andern zu verschieben, bis endlich das Herzogthum von der französischen Armee ganz umgeben war und nur durch eine Diversion von der Schweiz aus konnte gerettet werden. Die Katholischen waffneten sich, zogen aus, als sie aber an die Grenzen von Bern kamen, schlug ihnen dieser Ort die Pässe ab, weil dieselben es ebenfalls abgeschlagen hatten, die Waadt in Schutz zu nehmen. Was im Grunde nichts anders hieß, als: weil die Kleinen es nicht in Schutz nehmen wollen, so überlassen wir es den Großen. Als nun Burgund auf diese Art gefallen war, fand man es weiter für angemessen die Schweiz nicht nur dieses Bollwerkes ihrer Grenzen zu berauben, sondern durch Errichtungen von Festungen und Hornwerken an derselben sie, wie sich Colbert ausdrückte, im Zaum zu halten; Basel wurde unter die Kanonen von Hüningen gebracht und bei Landskron ein Hornwerk gebaut. Vergebens forderte man, daß derlei Bauten sollten aufgehoben werden, daß man nicht belagert seyn wolle. Dem eidgenössischen Gesandten, Samuel Frisching von Bern, antwortete der Kommandant von Landskron: „*On vous mettra le pied sur le gorge, on vous traitera le bâton à la main.*“ *) Was haben wir nun, fragte der Statthalter Hirzel von Zürich voll Schmerz, mit dieser Bundeserneuerung verwirkt? Nichts als Hohn und Spott. Burgund unser Vorwall gegen Frankreich, ist zur Schmach der ganzen Schweiz verloren gegangen! — Die französische Parthei wurde jetzt aller Orts sehr still, sie wagte nicht mehr zu sprechen; die Tagsatzungen kamen wieder in Be-

---

sa garantie et à sa défense, qui est comme vous jugerez bien, la chose qui puisse arriver la plus contraire à mes intérêts. Lettre du roi au comte Estrades, Ambassadeur en Hollande. 29 Mai 1665. Mém. d'Estradee III, 198.

*) Man wird euch mit dem Fuß auf die Gurgel stehen und mit dem Stock behandeln. Frischings Schreiben im Archiv v. Luzern.

wegung, der Ton gegen Frankreich wurde bitter. Memoriale der Gesandtschaft, in welchen man ihnen das Recht Bündnisse zu schließen, streitig machen wollte, wurden ihr mit der Erklärung wieder zugeschickt: daß wenn man fernerhin solche ihre Souveränität verletzende Denkschriften an sie einsenden würde, man entschlossen sey, gar nichts mehr von ihr anzunehmen.*) Alle Einladungen zu Gastereien wurde abgelehnt, es sollten Offiziere nach Frankreich geschickt werden, die Regimenter heimzuführen, wenn man sie fernerhin wider die Verträge brauchen wolle. Die Schwyzer, als sie den Bau von Hüningen vernahmen, wollten mit bewaffneter Gewalt den Bau wieder niederreißen. Man schwor der Verschwiegenheit einen neuen Eid,**) man bestätigte alle Schlüsse, welche wegen den Transgressionen erlassen wurden. Allein sie hatten weder ihr Volk in fremdem Dienste, noch ihr Volk im Lande in

*) Man schickte den Landvogt von Baden mit dieser Erklärung zum französischen Gesandten. Da derselbe aber nicht vorgelassen wurde, so hieng er sie an das Treppenseil und gieng davon. Aus d. Abscheid.

**) Ihr sollt schwören umb des Vaterlands gemeinen Nutzen und Sicherheit willen, was in der Session von Standessachen geredt und berathschlagt in höchster geheim zu halten und davon niemand, wer er auch immer seyn möchte, nichts schriftliches noch mündliches zu kommunizieren; auch davon in keiner Gesellschaft mit Niemand darüber reden, sondern alle die Sachen im Herzen ruhen lassen, bis nach abgelegter Relation. Ibid.

Die Offiziere wurden, wenn sie nach den Verträgen dienen wollten, sehr gewaltthätig behandelt. Obrist Pf. schrieb nach Luzern: Hauptmann Müßnier ist gestern von Ihro Altesse serenissme Mons. le prince de Conti par ordre du roi in Arrest genommen worden und daruf in die Citadelle von Tournay abgeführt. Denk wol, sein unverständig Brief, so er ins Land geschickt, werd nit wenig darzu contribuirt haben."

Er hatte nämlich heimgeschrieben, wie man ihnen drohe, wenn sie ihren Obrigkeiten gehorchen und sich nicht offensiv wollten gebrauchen lassen. Ibid.

ihrer Gewalt; Jenes gehorchte dem, der es zahlte, Dieses lief den Freikompagnien zu.

Als aber das Waffenglück von den Armeen Ludwigs XIV. zu weichen anfieng, eine Schlacht nach der andern, eine Eroberung nach der andern verloren gieng, und die französische Gesandtschaft*) immer noch den großen Ton behalten und der Herr der Verträge seyn wollte, da waren die großen reformirten Orte bereit, sich mit den Allirten zu verbinden, Bern wagte es, die Ansprüche der Bourbonen an das Fürstenthum Neuenburg für ungegründet zu erklären, es bewirkte, daß der thätigste und eifrigste Gegner Frankreichs, der Churfürst von Brandenburg**) von den Ständen zu ihrem Souverän erwählt, und, als endlich die Allirten an den Grenzen Frankreichs

---

*) Der Herr Resident de Mouslier war ein etwas wilder Herr. Man kann von ihm sagen, was der Kardinal d'Ossat von dergleichen Geschäftsträgern sagt: Il n'y a que trop d'ambassadeurs, qui au lieu de faire les affaires de leurs maîtres font des affaires à leurs maîtres. Mém. d'Ossat. I, 362.

Und de Calieres in seinem geistreichen Werke: de la manière de négocier: ce n'est point à braver par une sotte fierté, ou par rudesse d'humeur ceux avec qui on traite, à leur faire de menaces ouvertes, ou indirectes sans nécessité, à avancer des prétentions qui ne tendent qu'à contenter un mauvais orgueil. p. 24.

**) Folgende merkwürdige Meinungen zeigten sich über die Frage: wem Neuenburg gehören solle, in der Schweiz. Die Einten sagten: es sey zu viel, wenn man es Frankreich lasse, die Freiheit desselben gehe damit verloren; es werde der Eidgenossenschaft abgedrückt werden. Die Andern: Bern habe schon wider Frankreich gehandelt, man müsse seiner Präpotenz in der Schweiz jetzt einen Streich spielen. Die Dritten: es sey einfältig, ein benachbartes Haus sorglos abbrechen zu lassen, weil es Einem in der Sonne stehe. Die Vierten beklagen sich, daß man sich fremder Sachen so Mühe gebe; man suche fremde Gunst für persönliches Interesse. Die Fünften zeigen, mit welcher Heftigkeit Frankreich in dieser Sache verfahren, wie sehr Bern von demselben bedroht wurde und mithin auch die ganze Eidgenossenschaft.

aufmarschirt waren, die gefesselten Nationen auf dem Vendome-Platz in Paris zu befreien, ihnen die Pässe der Schweiz öffnete. „War es möglich, rief der französische Gesandte Deluc aus, daß sie den Feinden ihres ältesten Freundes den Weg in sein Land zeigten und gaben!" Die Zeit und die politischen Verhältnisse erlaubten nicht auf der Stelle die Wiedervergeltung und Rache zu nehmen; er war vielmehr gezwungen, den Feinden Frankreichs noch etwas zu schmeicheln, um sie nicht ganz auf die Seite der Allirten zu bringen. Daher sein doppelzüngiges Betragen während den Toggenburger-Unruhen, sein merkwürdiges Friedenstiften während dem Zwölferkrieg. Daß beide Religionspartheien mit einander verwickelt und am Ende sich raufen mußten, lag ganz in seinem Interesse, denn dadurch verloren sie wechselweise ihre Unterstützung, beide Theile wurden gegen Außen schwach und ohnmächtig.*) Zuerst hielt er gar prächtige Reden über die Nothwendigkeit eidgenössischer Eintracht, er scheute sich nicht öffentlich zu sagen: was für Unheil aus diesem Krieg entstehen werde, und wie sie damit ihren auswärtigen Feinden in die Hände arbeiteten, dann, als er unvermeidlich war, den Katholischen Hülfe versprach, nach dem Treffen bei Bremgarten aber, in der schweren Entscheidung zwischen Krieg und Frieden, da sein Ansehen sowohl den Legaten als die Bauern hätte zur Ruhe bringen können, die Aufrichtigkeit von Zürich und Bern verdächtig machte: „er müsse aufrichtig gestehen, trauen könnte er nicht, der Friede sey sehr unheimlich, hinter der Restitution einiger eroberten Lande liege nichts als Betrug, doch wolle er nichts gesagt

*) Ludwig XIV. stiftete zwischen Holland und England auch einen Krieg, und als sich beide auf dem Meere tüchtig geschlagen und geschwächt hatten, erschien er mit einer Armee in Flandern und nahm den niederländischen Staaten ihr Bollwerk gegen Frankreich weg. Mém. d'Estrades. T. I.

haben, sie müßten alle Hülfe bei ihnen selbst suchen, versprechen könne er nichts, die Sache gehe ihn nichts an, doch würde er lieber für Religion, Weib und Kind noch einmal das Aeußerste wagen, als den Hohn und Trotz von Zürich und Bern ertragen." Als sie noch einmal geschlagen, die Vogteien ihnen abgerissen wurden, alles bei ihnen in großer Verwirrung, Bestürzung und Empörung war, lachte er sie aus, tadelte sie, und sagte: sie wären an ihrem Unglück selbst Schuld.

Aber unterdessen hatte auch die militärische Stellung Frankreichs wieder eine günstige Wendung erhalten. Die französische Kraft war damals noch nicht so verbraucht, daß sie einen Frieden annehmen wollte, der sie alle ihre in diesem Krieg gemachten Eroberungen wieder heraus zu geben zwang. Der letzte Mann und der letzte Pfenning wurden für die Ehre zusammen geworfen; und so bestand Frankreich den Kampf; in der entscheidenden Schlacht bei Namilier kehrte der Sieg wieder zu seinen Fahnen zurück, die Koalition löste sich auf. Nach diesem Triumph dachte man an die Freundschaft für die Verbündeten, an die geöffneten Pässe, an Zürich und Bern, aber in solcher Verblendung und Leidenschaft, daß man jetzt gerade das Entgegengesetzte von dem thun wollte, was man bisher gethan hatte. Die östreichischen Reklamationen an der Schweiz, die bisher immer abgewiesen wurden, sollten jetzt zugelassen werden. Zürich sollte Kyburg verlieren und an Oestreich abgeben. Von Bern die Waadt losgerissen, entweder Savoyen restituirt oder als eigene Republik unter französischen Schutz gestellt werden.*) Wenn dieses für Frankreich nicht ohne Nutzen seyn konnte, so mochte man jedoch fragen: mit was es die Abreißung des großen Amtes Kyburg von Zürich hätte rechtfertigen wollen? Hieß

*) Man lese weiter darüber Meyers von Knonau Geschichte der Schweiz und von Arx Geschichte von St. Gallen.

es nicht so viel, als die ohnehin große militärische, mit trefflichen strategischen Grenzen versehene östreichische Macht noch näher an die französischen Grenzen ziehen? So wie Deluc die Sieger von eintausend siebenhundert und zwölfe ihrer herrlichsten Lande berauben wollte, so gieng er mit der Sicherheit und Grausamkeit eines Raubthieres auf die Besiegten los. Er war von dem Zustand der Stimmung unter den V katholischen Orten vollkommen unterrichtet, er wußte, in welche Muthlosigkeit und Zerfallenheit alles gesunken war. Weit entfernt, ihnen Trost zu geben, suchte er vielmehr ihnen ihre Lage noch gefahrvoller zu machen. Sie sollte bewirken, daß sie die Vorschläge zu einem Bunde annähmen, die er ihnen machen wollte. Es ließe sich schwerlich begreifen, wie sie nach der Behandlung, die er ihnen zukommen ließ, dennoch ihre Rettung wiederum nur von seinen Händen zu erhalten glaubten, wie sie ihm auch nur das kleinste Zutrauen mehr schenken konnten, wenn man nicht wüßte und alles bisherige es schon genugsam erwiesen, daß im nationalen politischen Leben schon lange alle Hauptpunkte verloren gegangen, daß alles Nationalgefühl aufs Tiefste erschüttert, daß in der Lage, in welcher sich die V Orte damals befanden, kein Stolz mehr konnte gereizt werden. Wer so in sich und außer sich herabgewürdiget und gedrückt war, wie sie es von ihren Bundesgenossen geworden, bei dem mußte alle Kraft und alles Selbstbewußtseyn verschwinden, und nur die rathlose Leidenschaft herrschen, die in ihrem blinden Eifer nach allem greift, was trügerische Rettung bietet. Sie hatten die schwere und unglückliche Ueberzeugung, von der französischen Gesandtschaft erzeugt und genährt, daß Zürich und Bern nicht ruhen würden, bis sie ganz unterdrückt wären; sie glaubten ohne Hülfe gegen sie nicht mehr bestehen zu können.*) Begierig und eifrig faßte man

*) Nachdem wohl beobachtet, daß der goldene Bund und der Bund

daher die hingeworfenen Worte und Winke, die seine Menschen oder Kreaturen in der Rathsstube fallen ließen, auf, die einen neuen Bund mit Frankreich als die einzige Rettung anpriesen, und es endlich dahin brachten, daß deßhalb eine Tagsatzung nach Luzern ausgeschrieben wurde. Die Gesandten kamen, klagten sich das tief gesunkene Ansehen der Katholischen, wie ihr Land und ihre Religion jetzt so gefährdet, wie Frankreich allein helfen könne, seine Frömmigkeit, sein Eifer für die katholische Religion sey bekannt, an ihm müsse man sich halten, von ihm alle Unterstützung hoffen. Da erschien gleich einer blendenden Sonne der französische Minister Graf von Deluc. Er freue sich, sagte er, die Gesandten der katholischen Orte hier versammelt zu sehen, verspreche ihnen, sie mit ihren Stiefbrüdern wieder auszusöhnen, und der ganzen Eidgenossenschaft wieder Friede und Ruhe zu geben." In Privatgesprächen fragte er sie: „ob sie von Jemand Hülfe zu hoffen hätten?" Und, da man mit Nein antworten mußte, lenkte er ein, und wollte wissen: „ob man sich zu einem vorgeschriebenen Bunde entschließen könnte oder nicht? Dabei gab er zu verstehen, wie Zürich und Bern wohl vernehmen könnten, daß sie damit umgiengen, den Aarauer-Frieden wieder umzustoßen und deßhalb in Gefahr wären, von ihnen unvorbereitet überfallen zu werden; 80,000 Thaler seyen ihnen vom König von Preußen bereits gegeben worden. Er wolle nicht weniger thun, allein man müsse sich zu allem bereit finden lassen." Er über-

---

mit Wallis zwar ein köstliches und heiliges Werk, aber wieder die thätliche Präpotenz derjenigen, die uns zu unterdrücken suchen, nicht stark genug sey, ist die Anrufung auswärtiger Hülfe unentbehrlich befunden und mit Sr. Ex. Herrn Deluc zu unterhandeln beschlossen worden.

Abschied-Conferenz aller kath. Orte zu Luzern vom 11—22 Dezember 1715.

gab darauf den Entwurf des Bundes.*) Er sollte an jedem Orte besonders beschworen, ohne Einwilligung Frankreichs von ihnen kein anderer Bund oder Vertrag mit einer fremden Macht geschlossen, die Regimenter sollten nach Gefallen gebraucht werden können, an den erschwerten Zöllen nichts geändert werden. Diese Artikel waren so ganz neu und von allen bisherigen Bundesentwürfen so sehr verschieden, daß man sich die Erlaubniß nahm, sich einige Zeit darüber zu besinnen. Die Vorberathungs-Kommission von Luzern**) fand, daß er dem Bund von 1663 gar nicht gleiche, daß man ihnen im eingegebenen Vorschlag weder Schutz noch Schirm verspreche, und daß man sie auf ewig zu dieser Vereinigung verpflichten wolle, daß seine Beschwörung an jedem Orte besonders die Einigkeit unter ihnen ganz aufhebe; man habe nicht bestimmt, daß wenn die Katholischen selbst in einen inländischen Krieg verwickelt, sie nicht verbunden wären, Frankreich ihre Völker zu schicken; im Bund von 1663 sey er-

---

*) Il faut qu'un habile négociateur se charge du soin d'en rédiger les articles, parceque celui qui les met par écrit à l'avantage d'y pouvoir exprimer les conditions, dont on est convenu dans les termes les plus favorables aux intérêts de son maître, sans qu'ils contreviennent aux choses résolues entre les parties.

Calieres de la manière de négocier. 172.

Und weiter: Un habile négociateur ne laisse pas pénétrer son sécret avant le temps propre; mais il faut qu'il sache cacher cette retenue à ceux avec qu'il traite; qu'il leur témoigne de l'ouverture et de la confiance, et qu'il leur en donne des marques effectives dans les choses qui ne sont point contraires à ses desseins, ce qui les engage insensiblement à y répondre par d'autres marques de confiance en des choses souvent plus importantes, il faut en donner, si on veut recevoir. 23.

**) In dieser Commission waren: Altschultheiß Jakob Balthasar, Franz Urs Balthasar, Jost Bernhard Hartmann vom kleinen Rath. Ulrich Dulliker und Christoph Fleckenstein vom großen Rath.

erlaubt worden, für sich Frieden zu machen, in diesem aber nicht. Auf diese Bemerkungen antwortete man: „den löblichen Orten wolle man es frei stellen, den Bund auf eine bestimmte Zeit zu schließen, allein sie hätten dabei zu bedenken, daß derselbe ja zu ihrem Nutzen gemacht sey, daß nicht der König sie darum ersuche, sondern sie den König. Nach dem letzten großen Verlust hätten sie nicht mehr viel zu hoffen, wenn ihre königliche Majestät sie nicht schirme, und die Reformirten zur Wiedererstattung der abgenommenen Lande und zur Beobachtung des Bundes anhalten würde, in welchem Falle es dann des begehrten Reversbriefes nicht bedürfe, so der König aber dennoch willig geben werde. In Bezug auf den Gebrauch der Truppen wolle man es bei dem Bund von 1663 bleiben lassen. Wenn sie aber ganz Europa für ihre Verbündeten halten wollten, so hätte der König ihr Bündniß nicht vonnöthen." Darauf that seine Excellenz, als wolle sie sich von der Sache ganz wegziehen, wurde kalt, abgebrochen, während sie in den reformirten Orten Gerüchte von einem geheimen Bund der Katholischen wider sie ausstreuen und verbreiten ließ, Zürich und Bern damit zu Kriegsrüstungen bewegte, und hernach wieder auf Luzern schrieb: sie seyen gegen die fünf Orte, sie sollten sich beeilen, er könne für nichts stehen." Die Einwilligung zu einer vorläufigen Conferenz kam von allen betreffenden Orten ein. Man versammelte sich zu Solothurn. Die Gesandten von Freiburg erschienen ohne Bevollmächtigung, klagten wegen den Pensionen, wollten nichts unterzeichnen. Da sagte zu ihnen der Herr Gesandte: „Genehmiget ihr nicht auf der Stelle, was verhandelt wird, so soll der neue Bund, wie jener von 1683, wie der ewige Friede für euern Kanton aufgekündiget seyn. Dann mögt ihr sehen, was euch frommt, dem König Gesetze vorzuschreiben, oder den Seinigen zu gehorchen." Eine andere, jedoch nur kleine Opposition fand sich in Luzern. An ihrer Spitze stund Al-

phons Sonnenberg;*) er sprach unerschrocken wider Frankreich, wolle kein französisches Geld mehr. Darüber gerieth Deluc in einen solchen Zorn, daß er jenen merkwürdigen Brief**) nach Luzern schrieb, worin er den Rath als Ursache alles Unglücks beschuldigte, welches über ihr Land und ihre Religion gekommen, daß er die Wegweisung des Legaten Carracioli, den wahren Urheber der zweiten unglücklichen Schlacht bei Vilmergen, bitter und auf das heftigste tadelte. Er, der selbst vor dem Krieg gesagt hatte, man könne seinen Versprechungen nicht trauen, und wiederholt vor ihm gewarnt hatte! Die Ta-

---

*] Es war der Nämliche, welcher vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges dem General der Berner geschrieben hatte: sollen wir uns wegen einem Mönch todt schlagen. M. v. Knonau Gesch.

**] Hier Einiges aus diesem merkwürdigen Brief. Il (Sonnenberg) s'est livré aveuglement à des personnages, qui par leurs mauvais conseils et leurs pratiques dangereuses vous ont mis à deux doigts de votre perte: on vous a pour ainsi dire forcés malgré les sentiments les plus sages et contre les salutaires conseilles de sa Majesté d'entreprendre une guerre mal concertie, on a soulevée non-seulement les patriots des cantons populaires, mais même vos propres sujets, qui n'ont été arrêtés que par la main du Tout-Puissant, et que vous ne sauriez oublier, qu'ils n'avoient pas moins résolu que de vous égorger dans vos maisons, enfin de rendre votre gouvernement démocratique, s'imaginent que vous étiez d'accord avec les protestants, et nous travaillons vous et moi à pervertir toute la catholicité. Si à ce que je vous expose n'étoit point constamment vrai, quel compte n'auriez vous pas à rendre à Dieu du dernier supplice, que vous avez fait souffrir quelques uns de vos sujets. Et si le ministre (Carracioli) que vous avez nécessité de sortir de votre Etat n'avait jamais abusé de son caractère pour vous diviser et vous perdre, ne seriez vous point tombé dans le mépris et dans le blasme par votre procédé à son égard? en mon particulier, serois-je pardonnable, si j'avois tromper le roi en calumniant un prälat que je croirois exempte de reproche, supposé, que ses démarches pendant vos troubles eussent été régulières et justes!

del- und Straffermon war zwar nicht direkte, aber deßhalb nur um desto frecher und höhnischer, und sie zeigte recht eigentlich, wie er glaubte alles sagen und wagen zu dürfen. Oder welche Sprache war es nicht zu sagen: hätte euch euere Behandlung des Legaten nicht in die größte Verachtung und Schande gebracht, wenn er seine amtliche Stellung nicht mißbraucht. Eben, weil er sie so mißbraucht hat, wurde er so behandelt. Selbst die Verurtheilung derjenigen, welche durch ihren Insurrektions- und Rebellengeist die Niederlage bei Vilmergen und somit den Verlust und die Schmach der Katholischen bewirkt haben, wollte er ihnen anrechnen, und auf eine Art, die beweist, wie er über die damaligen Verhältnisse noch nicht ganz im Klaren war. Doch das verschlug bei ihm nichts. Er wollte durch diese *tour ingénieuse* von einem Brief nichts anders bezwecken, als sie selbst noch in denjenigen Handlungen verwirren und erschüttern, bei und in welchen sie vollkommen nach Recht, Gerechtigkeit und Klugheit gehandelt hatten, er wollte sie bis zum Skeptizismus, bis zu einer moralischen und geistigen Zersetzung bringen. Während man bei den fünf Orten von den Rüstungen der Reformirten hörte, ermunterte sie der neue Legat den vorgeschlagenen Bund anzunehmen, von Rom aus kam eine Bulle, welche besagte: „wie vortheilhaft derselbe für ihre Religion sey.“ Also, nachdem man von allen Seiten dazu gedrängt und getrieben, geistlich und weltlich dazu eingeweiht war, bei und in sich keine Hülfe mehr zu finden wußte, schrieb man eine Tagsatzung nach Solothurn aus. Der Herr Minister erschien mit einer ausstudirten Rede, fieng von den Toggenburger-Händeln an, wie sie bei Zürich und Bern nur Vorwand gewesen wären, um ihnen ihre Vogteien abzureißen. Darum hätten sie auch immer alle Friedensvorschläge verworfen. Er habe die Katholischen nie verlassen, sey ihnen immer nachgereist, und was er deßhalb gelitten, bekannt. Kaum sey der Friede mit dem Kaiser

geschlossen gewesen, habe seine allerchristlichste Majestät ihre Augen auf sie geworfen. In welcher Lage sie wären, sey ihnen klar. Er fordere nicht, daß man die Reformirten liebe, noch beim Aarauer-Frieden bleiben solle. Sein König werde zeigen, daß er gerecht, daß er katholisch sey. Deßwegen habe er das Begehren der Reformirten um eine Bundeserneuerung abgelehnt. Holland und England unterstützten Zürich und Bern, hätten für beide gesprochen. Was Beiden in Paris nicht gelungen sey, suchten sie jetzt in Wien. Wenn die Katholischen klug seyn wollten, sollten sie nicht mehr zögern, dem Willen des Königs beizutreten. Er werde nicht nur eine Pension, sondern die ganze Schuld auf einmal tilgen." Die Orte forderten darauf: daß die Reformirten so lange von dem Bunde ausgeschlossen würden, bis die Restitution des Eroberten erfolgt, Frankreich sie zuerst mit Güte, hernach mit Gewalt dazu anhalten solle. Nachdem der Minister dieses versprochen, ließ er die Artikel durch seinen Sekretär verlesen, und nachdem es geschehen, gebot er allen Gesandten das tiefste Stillschweigen über dieselben. Dem Landammann Ackermann befahl er, sein Bleistift auf der Stelle einzustecken. Die Bundesartikel lauteten im Wesentlichen, wie folgt: Der Bund ist ewig, der König sein Garant, er ist Schiedsrichter und Gewährsmann aller Verträge, er vermittelt die streitenden Partheien entweder mit Güte oder mit Gewalt." Nachdem noch einmal Geld und Volk im Falle eines Angriffes versprochen, wurde der Bund besiegelt und beschworen, und dann in eine hölzerne Schachtel gelegt mit der Aufschrift: „sie soll nicht geöffnet werden, als im Beiseyn aller katholischen Orte, der Landschaft Wallis und des französischen Gesandten." Das Werk wurde, wie gebräuchlich, mit Kanonendonner und einem *Laudamus* gefeiert, wahrhaft aber beim Mahle, bei der Fete von Seiner Excellenz gekrönt, indem sie die Gesandten dermaßen mit Waid- und Stichworten anzu-

fallen geruhten, daß ihnen davon Mark und Bein durchdrungen wurden. Ganz seinem Grundsatze gemäß: man muß die schweizerischen Staatsmänner entweder auf beiden Händen tragen oder sie zermalmen; die Zeiten des Tragens waren vorbei, also zermalmte er sie denn. Wenn seine gesandtschaftlichen Operationen ihm bei den Katholischen gelangen, so irrte er sich dagegen in Bezug auf Zürich und Bern. Obwohl ihnen der Bund nicht besonders angenehm war, so waren sie doch weit entfernt, die Tragödie der Katholischen bei ihm sogleich fortsetzen zu wollen, die Aufnahme in denselben zu begehren, um die darin festgesetzten Stipulationen für die fünf Orte unnütz zu machen oder um sich andern harten Bedingungen zu unterwerfen. Er wurde jedoch durch die Versetzung an den Wienerhof des Verdrusses enthoben, darauf warten zu müssen. Die Diplomatie hat ihn wegen diesem Bund sehr erhoben, und der Gesandtschaftsposten in Wien soll seine Belohnung dafür gewesen seyn. Allein er gehört nicht ausschließlich ihm, sondern noch vielmehr den Verhältnissen an, in welchen die Katholischen sich befanden, zu denen er wohl etwas beitragen, aber die er nicht allein schaffen konnte. Es ist gerade keine große Kunst, ein Gewild zu schießen, wenn es schon halb todt auf dem Boden liegt. Man kann von ihm blos sagen, daß er sich auf die *bas cour* im Menschen wohl verstand, sie zu benutzen wußte und einen ganz prächtigen Wind vor sich herzutreiben verstand. Während die Schatzkammer seines Herrn durch seine Eroberungen, wie durch seine Niederlagen bis auf die Hefen geleert war, ließ er seine Ankunft in Solothurn mit dreißig Kutschen verkünden, und ein Gerücht von fünfzigtausend Louisd'or, welche er mitbringe, ihnen vorangehen. Wie denn überhaupt solche untergeordnete Diplomaten ihre Kunst für nichts anders, als für eine *supecherie en grand tenu* halten.

Als nun die Katholischen einige Jahre darauf anfrag-

ten: wenn nun das Versprechen erfüllt und die Restitution bewirkt werde, gab die Gesandtschaft zur Antwort: die Unterhandlung sey schwer, man wisse nicht, wie sie einzuleiten wäre. Wenn sie glaubten, etwas erhalten zu können, sollten sie anfragen. Fürchteten sie aber eine abschlägige Antwort, so sollten sie bis auf bessere Zeiten damit warten. „Man hielt es weder für bequem noch für klug, für den schwächern Theil mit dem Stärkern einen Krieg anzufangen. Indessen war der Kaltsinn der Reformirten der Gesandtschaft auch nicht angenehm. Sie fürchtete die größern und reichern Kantone zu verlieren, was um so mißbeliebiger seyn mußte, da man das Ganze beinahe immer in seinen Händen zu haben glaubte; sie besorgte, es möchten selbe andere Verbindungen suchen, wodurch der Einfluß und das Ansehen Frankreichs geschwächt würde. Eine Bundeserneuerung für alle Kantone wurde gewünscht, da man aber diesen Wünschen keine Rechnung tragen wollte, so fiel man auf ernstere Maßregeln. Die Basler klagten, daß man sie im Handel zu drängen, in Prozesse zu verwickeln und zu drücken suche; daß auf ihre Klagen nichts anders geantwortet worden sey, als: der Bund mit den Evangelischen sey zu Ende, man sey ihnen nichts mehr schuldig. Die Glarner und Appenzeller klagten: sie erhielten keine Pensionen mehr, wenn der Bund mit Frankreich nicht erneuert werde. Diese Krone wünsche eine Verbindung mit allen Kantonen, welche aber die Katholischen nur unter der Bedingung der Restitution annehmen wollten. Man solle sich also zu diesem allgemeinen Bedingungsmittel bequemen. Nein, sagte Zürich, es ist in allen Beziehungen dem Landesinteresse entgegen." Die Legitimation des Marquis von Bernac war noch nicht vor sich gegangen; und so wie es bisher üblich war, daß dieselbe am Vororte geschah, der neue Gesandte dem Rathe seine Beglaubigung öffentlich anzuzeigen hatte, so wurde jetzt alles umgekehrt. Die dreizehn Orte mit ihren

zugewandten wurden jetzt nach Solothurn beschickt, das man jetzt die französische Residenz nannte, gleichsam als hätte sich der Gesandte nicht bei ihnen, sondern sie sich bei ihm zu legitimiren. Bei dieser Gelegenheit machte er wegen einer Bundeserneuerung Eröffnungen und sagte dabei: „der Bund von 1715 sey noch nicht geschlossen.“ Die Gesandten nahmen alles *ad Referendum.* Aber kaum waren sie wieder in ihren Kantonen angelangt, als sie schon wieder nach Solothurn beordert wurden. Sie sollten nämlich die Geburt eines Dauphins mitfeiern helfen. Die diplomatische Fete erhielt dabei eine gar angenehme Zulage, eine Art *menus plaisir.* Die hohen Gesandtschaften brauchten im Saal Seiner Excellenz nur eine Hand auszustrecken, so hatten die Einten prächtige Stöcke mit goldenen Knöpfen, die Andern goldene oder silberne Dosen, die Dritten goldene Uhren, die Vierten endlich glänzende Staatsdegen in derselben. Selbe geruhte nämlich, ehe sich die Flügel des Eßsaales öffneten, den Repräsentanten der Eidgenossenschaft eine Lotterie ohne Niete zum Besten zu geben. Nach diesen Festlichkeiten wurden die Instruktionen hervorgezogen. Sie lauteten alle für das Hauptgeschäft günstig, jene von Zürich ausgenommen, welches sich mit dem ewigen Frieden begnügen wollte. Bern aber bedachte, wie ein großer Theil seiner Lande von Frankreich eingeschlossen, wollte eintreten, aber nichts einmengen lassen, was nicht zum Bunde gehörte. Die übrigen reformirten Orte, wie Bern. Luzern wollte keine Bundeserneuerung, keine Verbindung mit den Reformirten, es sey denn, daß man sich zur Restitution geneigt finde, und in diesem Falle will es dieselbe ohne fremde Einmischung annehmen. Zürich war also das größte Hinderniß. Der darauf folgende Marquis von Bonac suchte sich dieses Kantons durch seinen Bürgermeister, Herrn von Heidegger, zu bemächtigen. Er berief ihn nach Solothurn und empfieng den Repräsentanten des Vororts im Schlafrock,

die allervertraulichste Einleitung zu einem so hohen diplomatischen Geschäft. Er stellte ihm die Lage Europa's vor, daß die Schweiz einen Rücken haben müsse, sagte ihm, was man bisher verschwiegen hatte: daß die Katholischen von Frankreich keine Hülfe zu erwarten hätten, doch sey die Restitution zu wünschen, die Bundeserneuerung sey ein Meisterwerk, Zürich soll sich an die Spitze davon stellen; das fordere seine Ehre, sein Ruhm. Die Bundeserneuerung, meinte hingegen der Bürgermeister, sey in gegenwärtigen Kriegszeiten eine Neutralitätsverletzung, die Restitution unmöglich." Sey es, daß er hier nur die Gesinnung seines Standes aussprach, im großen Rath von Zürich zeigte er bald darauf mit vieler Beredtsamkeit die Nothwendigkeit derselben. Endlich kam noch ein sogenanntes Sendschreiben angeblich von einem Katholischen an ein reformirtes Rathsglied, von dem man aber alle Ursache hatte zu vermuthen, daß es nicht in der Schweiz, sondern in Paris gemacht wurde, in welchem man sich viele Mühe gab zu beweisen, daß die Schweiz ein wehrloses Land sey. Man habe dem Feinde nur nützliche Bürger, unentbehrliche Landarbeiter entgegen zu setzen. Was das für ein Verlust und Schaden bringen könnte! Wer das Handwerk, wer den Landbau ersetzen. In zwei Jahren hätte eine Armee durch bloßes Drohen die Schweiz unterworfen. Es bleibe ihr nichts übrig, als stehenden Heeren stehende Heere entgegen zu setzen! Man müsse einen gemeinschaftlichen Freund haben, der ihre Zwistigkeiten schlichte. Die Eidgenossenschaft könne ohne fremden Schutz nicht bestehen, der ewige Friede mit Frankreich verpflichte es zu keiner Hülfe. Darum sey eine enge Verbindung mit dieser Macht nothwendig, sie allein habe ein Interesse zur Erhaltung der Schweiz. Zum Schluß ließ man den Reformirten merken, daß sie auch eine solche Garantie haben könnten, wie die Katholischen durch den Fünfzehner-Bund. Nachdem man hier Hoffnungen

blicken, dort Drohungen hören ließ, hier Furcht bewegte, dort Interesse wirkte; nachdem die Hochverständigen selbst gesagt hatten, daß dieser Bund einen weit festeren Grund habe, als alle frühern Bündnisse, die nichts anders als Kapitulationen gewesen wären, welche zu beständigen Klagen und Beschwerden Anlaß gegeben hätten, und daher von einer Epoche zur andern die Erneuerung nothwendig gemacht worden sey — wurde eine Tagsatzung nach Baden ausgeschrieben. Man konnte sich aber hier nicht vereinigen, es mußte dieses unmittelbar in der französischen Residenz zu Solothurn geschehen. Hier wurde der meistens nur hingeworfene Bundesvorschlag aufs Neue in Ueberlegung gebracht; und, als das Unbestimmte vieler Artikel gerügt wurde, sagte Seine Excellenz: „man solle sich doch bei Kleinigkeiten nicht aufhalten und bedenken, daß man mit einem edeln König zu thun habe, mit Zutrauen vorwärts schreiten, alles werde sich dann in folgenden Conferenzen noch ferner bestimmen lassen." Also wurde er denn 1777 beschlossen und ratifizirt.*) Alle Pflichten und Verbindlichkeiten waren für die Eidgenossenschaft darin klar und ausdrücklich festgesetzt, was aber Frankreich der Eidgenossenschaft schuldig, blieb dunkel und unbestimmt,

*] Die Rede des Urnergesandten fiel mir besonders auf. Sie bestund aus lauter Metaphern und Tropen. Er wünscht, daß in dem eidgenössischen Gärtlein kein wilder Zweig wachsen möchte, und daß die wankenden Wurzeln der Freiheit mit frischer Erde wieder bedeckt werden möchten. Ueber das Feuer, womit der Mann sprach, bin ich erstaunt. Noch scheint auf ihnen der Geist ihrer Vorfahren zu ruhen, noch sprach Wilhelm Tell in dem Urner. Auch fühlte er es und gab es andern zu verstehen, und war stolz auf die Linde in Altorf und auf die drei Tellen unter derselben. Er schloß seine Rede damit: „so denkt unser Stand, so denken die, deren Vorfahren den Grund zur schweizerischen Freiheit legten, und so denken auch ihre zwar jetzt übelgewählten Gesandten.
Küttner in seinen Briefen über die Schweiz. I.

so, daß Letzteres zu Nichts, jene aber zu allem verbunden war; ja, man gieng so weit, daß man den Bund eine Gnade nannte, welche die allerchristlichste Majestät der Eidgenossenschaft hiemit angedeihen zu lassen geruhe. Der Bundesschwur wurde in Solothurn gefeiert, und endete mit einem Feuerwerk, dergleichen Wunder man in der Schweiz noch niemals so herrlich und glänzend gesehen. Nachdem der Friede und die Freiheit, die königliche Großmuth und die Eintracht der Schweizer, von hölzernem Vivat umgeben, einige Minuten im Feuer brillirt, verschwanden sie als finstere Rauchwolken in die Lüfte der Nacht! —

Kaum waren fünf Jahre vorbei, als der Minister Vergennes Genf für eine Grenzstadt Burgunds erklärte, die mit Zürich und Bern eingegangene Garantie seiner Verfassung eigenmächtig aufhob, die von den Deputirten derselben Orte schon glücklich eingeleitete Herstellung der Ruhe verhinderte, und mit Drohungen sie zu einer Conferenz nach Solothurn einlud. Im Rath von Bern erhob sich der Venner Frisching: „Die Genfer sind weder Frankreichs noch unsere Unterthanen. Sie sind ein freies Volk und eine freie Stadt, nnd haben demnach allein das Recht, sich Gesetze zu geben. Die Römer ließen den überwundenen Völkern ihre Verfassung, und der französische Minister will einem Bundesgenossen der Schweiz die Seinige nehmen. Und wir, im Bunde mit einem der besten Glieder, sollten Menschen unterstützen, welche Genf in Ketten legen wollen. Er sagt uns, sein Herr sey Garant, Mediator, Protektor, Nachbar. Was ist zu garantiren, wenn das, was garantirt werden soll, aufgehoben ist. Die Garantie giebt kein Recht, Gesetze zu geben, sondern blos die vorhandene zu schützen, und zwar nur, wenn es eine Parthei verlangt. Und wer hat sie verlangt? Mediator! das ist der Name, den er dem Ding giebt. Was ist zu vermitteln, wenn keine Vermittlung angerufen wird? Protektor! Dem Himmel sey Dank, daß wir bei dem letz-

ten Allianzgeschäfte noch den Muth hatten diesen Titel zu verwerfen. Nachbar! Das ergreift, das stürzt mich nieder, wenn ich unsere Grenzen betrachte, denn was haben wir alle zu hoffen, wenn er Genf so behandeln, in diesem Ton mit ihm reden will. Erinnern wir die Genfer, wie sie sich immerdar so klug als tapfer allem fremden Einflusse zu entziehen wußten, beschwören wir sie den Frieden in ihren Mauern wieder herzustellen, sagen wir ihnen, daß ein abgebrannter Tempel wohl wieder aufgebaut, aber eine verlorene Freiheit selten oder nie wieder könne zurück erhalten werden. Laßt uns dem Herrn Minister von Vergennes sagen: daß wenn er Genf in ein Grab verwandeln wolle, er die Einwohner ausrotten oder unter die französischen Armeen vertheilen und zerstreuen müsse. Ich weiß, daß man hier sagt: man dürfe sich mit Frankreich nicht entzweien. Ich bin mit keinen Völkern im Frieden, sagte Philipp von Macedonien den Griechen, als mit denen, welche mir gehorchen. „So wie der Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit der eidgenössischen Stadt Genf als Herr und Meister sprach, so wollte späterhin der Kriegsminister von St. Germain sich ebenfalls hören lassen, das Verhältniß deutlicher machen und die Schweiz den französischen Kriegsverhältnissen allmählig zu unterwerfen suchen; er wollte sie zu einer steten Bereitschaft von fünf und zwanzig tausend Mann verbinden, und sie so zu einer Art Militärkolonie von Frankreich konstituiren. Sehr naiv antwortete daher Jemand in Versailles auf die Frage: was denn die Schweizer wären? *proprement aussi des sujets du roi, mais ils jouissent quelques privilèges plus que les autres.*“ *)

---

*] Sie sind ebenfalls Unterthanen des Königs, genießen aber etwas mehr Freiheiten als andere. Corresp. eidgen. Staatsmänner.

Einige Betrachtungen und Notizen über die Genfer Unruhen befinden sich in der Beilage.

Wenn diese Entwicklung des Verhältnisses beider Staaten von ihren ersten bis auf ihre letzten Zeiten nicht geläugnet werden kann, wenn Urkunde und Wahrheit überzeugend darthun und beweisen: wie die alte französische Monarchie die Schweiz in immer engere Kreise einzuengen bemüht war, theils durch die innern Verhältnisse derselben, theils durch den Gang der damaligen allgemeinen Räuberpolitik auf gleiche Weise angelockt und gereizt wie hingetrieben, — welche historische Bedeutung möchte denn wohl die französische Revolution auf die Freiheit und Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft haben? *)

*] In der Beilage eine gedrängte, kurze Uebersicht, was ein gewandter Diplomat oder Unterhändler ist, aus einem alten französischen Buche.

Diplomatik und Diplomaten.

Aus einem alten französischen Buche.

Der fremde Minister ist ein Chamäleon, ein Proteus, er gleicht einem gewandten Spieler, er zeigt weder Humor noch Laune, noch irgend eine Veränderung, damit er zu keinen Muthmaßungen Anlaß giebt, nicht durchschaut wird und sich sein Geheimniß weder aus Leidenschaft noch aus Schwäche entwischen läßt. Bisweilen weiß er sich für die Zwecke, die er vor hat, einen ganz homogenen Charakter anzubilden und gerade so zu erscheinen, wie es sein Interesse erfordert, damit Andere daran glauben. Ist er stark oder schwach und will er es verheimlichen, so zeigt er sich fest und unbiegsam, um jeden Versuch ihn zu bestimmen, sogleich abzuschneiden; oder er giebt sich das Ansehen, als ob er leicht zu behandeln wäre, um Andern Veranlaßung zu geben von ihm zu fordern und damit dann auch zugleich sich die nämliche Erlaubniß zu verschaffen. Ein andermal sucht er sich zu verschleiern, um etwas zu verbergen, was er offen sagt, denn es liegt ihm daran, daß es gesagt ist und daß man es eben deßhalb nicht glaubt; oder er ist offen und vertraut, damit wenn er verheimlichen will, was man nicht wissen soll, man glaubt alles zu wissen, was man wissen will, und sich dabei überredt, daß er alles gesagt habe. Oder er ist lebhaft und Schwätzer, entweder auch Andere dazu zu verführen und um zu verhindern, daß man ihm nicht von dem rede, was er nicht will, oder um verschiedene gleichgültige Dinge zu sagen, die sich wechselweise mo-

difiziren oder aufheben, die aber bei Andern Furcht und Hoffnung untereinander werfen; oder um sich gegen eine Eröffnung wieder fest zu machen, die ihm entwischt ist, und zwar von einem Andern, der sie gethan hat; oder er ist kalt und verschwiegen, um Andere zum Reden zu reizen, um lange zu hören, um auch angehört zu werden, wenn er redt, um mit Ueberzeugung und Nachdruck zu sprechen. Ein ander Mal nimmt er zuerst das Wort, um die Opposition, seine Gegner, die Intriguen und Kabalen fremder Minister wider seine von ihm gemachten Vorträge zu kennen und dann die Gegenmaaßregeln zu nehmen und zu antworten. Bei einer andern Gelegenheit redt er zuletzt, um bestimmt seyn zu können, um den Grund der Sachen zu kennen, von denen er vernehmen kann, was er fordern soll, was zu erhalten möglich ist. Er weiß sich klar, aber eben so gut dunkel und zweideutig auszudrücken, er weiß sich einzuhüllen, Umschweife zu machen und überhaupt solche Worte und Wendungen zu gebrauchen, die er gelegenheitlich, ja wie es die Zeitumstände fordern, benutzen kann. Er begehrt wenig, wenn er selbst nicht viel geben will, um wenigstens etwas sicher zu haben. Zuerst nur unbedeutende Sachen, die aber gar nicht verhindern, einmal noch mehr zu verlangen; er weicht Anfangs vielmehr so viel als möglich aus, ein wichtiger und bedeutender Punkt zu begehren, wenn ihn dieser verhindern sollte, mehrere aber nicht von solchem Belange zu erhalten, aber die alle zusammen genommen doch mehr werth sind als Jener. Jetzt verlangt er zu viel, damit man es ihm abschlägt, aber in der Absicht blos, um aus Anstand und Gefälligkeit alles selbst wieder fallen zu lassen, indem er nicht befehlen will, oder fordern, was man am Ende selbst von ihm verlangen könnte. Er ist dann eben so eifrig die Größe der Forderung zu übertreiben und zuzugestehen, wenn es möglich, daß man Ursache

13 *

hat, selbe abzulehnen, während er sich auf der andern Seite nicht weniger Mühe giebt, die Beweggründe zu schwächen und zu widerlegen, wegen welchen die Abweisung statt fand. Er versäumt nicht hoch zu tönen, und bei Andern das Wenige zu vergrößern, was er anbietet, und andererseits offen das Wenige zu verachten, was man ihm geben will. Er macht falsche und übertriebene Anerbietungen, welche Mißtrauen erwecken und zwingen auszuschlagen, was man unnützer Weise annehmen würde. Diese Anträge aber geben ihm zu großen Forderungen Gelegenheit und bringen diejenigen in ein Mißverhältniß, welche sie nicht genehmigen wollten. Bisweilen giebt er mehr zu, als man von ihm verlangt, um Ende noch mehr zu bekommen, als er geben soll. Er läßt sich lange bitten, drängen, ermüden wegen einer mittelmäßigen Sache, um alle Hoffnungen abzuschneiden und jeden Gedanken, als ob er mehr gewähren wolle, auf der Stelle zu nehmen. Läßt er sich endlich bewegen, so geschieht dieses nur mit Bedingungen, welche Gewinn und Vortheile mit denen, welche sie empfangen und mit ihm theilen. Er nimmt mittelbar oder unmittelbar am Interesse eines Allirten Theil, wenn es sein Interesse erfordert und zur Beschleunigung seines Zweckes führt. Er spricht nur vom Frieden, von Bündnissen, von öffentlicher Ruhe, vom gemeinen Interesse, während er dabei in der That nur an sich, das heißt, an seinen Souverän denkt. Bald vereiniget, bald trennt er die sich entgegengesetzt oder sich feindlich Gesinnten; er schüchtert die Starken und Mächtigen ein, und sucht den Schwachen Muth einzuflößen; er vereiniget die von gleichen Interessen aber schwachen Staaten gegen einen Mächtigen, um das Gleichgewicht herzustellen und zu halten, und vereiniget sich am Ende mit den Ersten, um den Ausschlag zu geben, aber er verkauft ihnen seine Hülfe und Protektion theuer. Er weiß diejenigen zu interessiren, mit denen er unterhandelt, und durch

eine feine Wendung, und auf gewandten und subtilen Umwegen zeigt er ihnen ihr Partikularinteresse, die Güter und die Ehren, die sie hoffen dürfen, wenn sie sich auf eine Weise ergeben zeigen, die das Interesse und die Instruktionen ihres Herrn nicht beleidigen noch verletzen. Er zeigt, daß er in dieser Hinsicht auch nicht unwiderstehbar sey; er läßt sehen, daß sein Glück auch etwas auf ihn vermöge. Auf diese Weise vernimmt er Anträge, welche ihm die geheimsten Absichten der Andern entdecken, ihre verborgensten Gesinnungen und ihre letzte Hülfsquelle, und er benützt sie. Wenn er in einigen schon abgeschlossenen Hauptsachen sich verletzt glaubt, so schreit er laut. Wenn es das Gegentheil ist, so schreit er noch lauter und wirft diejenigen, welche verlieren, auf ihre Vertheidigung und Defensive. Er hat seine Vorschriften vom Hofe, alle seine Schritte sind abgemessen, alles ist ihm vorgeschrieben, und dennoch handelt er in den schwierigsten Punkten und in den noch in Frage stehenden Artikeln, als wenn er sich von selbst etwas von ihnen losmachen wollte, ganz im Geiste der Annäherung. Er läßt falsche Gerüchte von seinen Instruktionen umlaufen, aber wie er dabei auch zugleich geheime Verhaltungsbefehle habe, die er aber nur in der äußersten Noth eröffnen werde und in einem Augenblicke, in welchem es für ihn schädlich seyn würde, von ihnen keinen Gebrauch zu machen. Mit seinen Intriguen sucht er das Wesentliche und die Hauptsache zu erhalten, und ist immer bereit die kleinlichen Dinge und die eingebildeten Ehrenpunkte aufzuopfern. Bald ist er phlegmatisch, bald unermüdlich, bald scheint es, als könne er sich gar nicht bewegen, bald ermüdet und bewegt er Andere bis zu gänzlichem Ueberdruß und Muthlosigkeit. Er sieht sich vor und verhärtet sich, so zu reden, gegen die Langsamkeit, gegen die Beschuldigungen, den Verdacht und die Hindernisse, überzeugt, daß die Zeit und kommende Ereignisse die

Hauptsache herbeiführen und die Menschen zu dem hinleiten würden, wohin er sie wünscht. Er geht so weit, daß er sich den Anschein giebt, als habe er ein geheimes Interesse an dem Bruch der Unterhandlung, während er nichts so sehr als ihre Fortsetzung wünscht; und hat er im Gegentheil die bestimmtesten Befehle zu ihrer Abbrechung Alles anzuwenden, so spart er keine Mühe, um dieselbe zu ihrer Vollendung zu bringen. Ereignet sich eine große Begebenheit, so benimmt er sich und handelt wie es die Umstände fordern. Und war er so klug, sie vorauszusehen, so drängt oder temporisirt er, je nachdem der Staat, für den er zu arbeiten, aus dem Ereigniß zu fürchten oder zu hoffen hat, und hiernach richtet er sich dann. Er nimmt Rath an von der Zeit, von dem Ort, von den Verhältnissen, von seiner Macht oder Schwäche, vom Charakter der Nation, bei der er unterhandelt, von der Persönlichkeit derjenigen, mit welchem er zu arbeiten hat. Alle seine Ansichten, alle seine Grundsätze, die ganze Kunst seiner Politik hat nur ein Zweck und der ist: nicht betrogen zu werden, wohl aber Andere zu betrügen.

Die Genfer-Unruhen von 1777.

Von einem Berner Rathsherrn.

Als die Republik sich bildete, war alle Gewalt ohne Ausnahme bei der gesammten Bürgerschaft. Hätte also ganz natürlich eben eine so starke oder noch stärkere Demokratie ausmachen sollen, als die kleinern Orte. Nein! die Bürger betrachteten ihr wahres Wohl; sie bedachten, Genf sey eine ziemlich große, freie Stadt, deren Aufblühen meistens vom Handel, Fabriken, Künste abhienge, indem sie sich je länger je mehr bevölkerte. Nur könne solches nicht Platz haben, wenn alle Bürger sich mit Regierungssachen abgeben müßten. Sie erwählten also einen kleinen Rath, welcher in deren Namen die wichtigsten, und einen großen Rath, der minder wichtige Geschäfte besorgen solle. Damit aber der Bürgerschaft die Souveränität nicht entzogen werden könnte, behielten sie sich vor, zu allen großen Stellen nach Belieben zu wählen, und daß solche dem Großen Rathe, welcher aus Bürgern besteht, den Eid der Treue schwören; auch kein Gesetz errichtet, verändert oder abgeschafft werden solle und könne, als durch diesen Rath. Damit aber auch die Bürger das nicht mißbrauchen, so sollen die in der That souveränen Bürger sich nicht in einen gesetzgebenden Körper vereinigen können, als wenn beide Räthe es für gut befinden, daß es geschehe. Dieses ist Anfangs dieses Sekuli durch List und Betrug erhalten worden, doch wurde erlaubt, daß bei allfälligen Mißbräuchen und Angriffen auf die Konstitution der Bürgerschaft erlaubt werden sollte, durch Repräsentationen um Aufhe-

bung und Verhinderung einzukommen. Der völlige Mißbrauch davon hat alle seit der Zeit erfolgten Streitigkeiten erregt, und den Bürgern schien nichts mehr als der Schatten übrig gelassen worden zu seyn, da doch, wenn Bern hätte wollen behülflich seyn, gleich Anfangs sich alles in eine gemäßigte Aristokratie hätte ausbilden können, denn als Genf 1540 Deputirte nach Bern sandte und begehrte, daß man ihnen hiesige Statuta mittheilen sollte, um davon in Errichtung ihres Gesetzbuches und Regierungsart sich ihrer zu bedienen, verweigerte man es, *remonstrant: que Genève se gouvernoit par le peuple.* Nun aber, da nur ein Schatten übrig bleibt, will man noch diesen verschwinden machen. Z. B. die durch die beiden andern Rathskollegien in den J. 1768 und 1777 versammelten *conseils généraux*, und die darin schier einhellig errichteten Gesetze und Ordnungen werden als ungültig angesehen, und Jene sollen neue Gesetze machen, da doch eben nach einem Edikt von 1738 die Gesetzgebung dem großen Rath allein zukommt. Damit auch dieses nicht gehindert werden könne, so soll alles dieses außer Genf geschehen, damit die Bürgerschaft und also die eigentliche Republik sich nur nicht einmischen und ihre Rechte durch bündige Vorstellungen betreiben könne, denn dieses muß ich anführen, weil diese ungefähr 1200 Bürger weder ganz, noch zum Theil sich anders auf eine gesetzliche Weise als durch den Willen der untern Rathskollegien sich versammeln und etwas beschließen können. Deswegen haben sie sich mit Gutheißen der vermittlenden Staaten in verschiedene sogenannte Cercles von 50—100 unter einem oder zwei Präsidenten Jeden vertheilt, in welchen dann über alles, was zum Wohl der Bürgerschaft gehört, delibrirt und ein Entschluß genommen wird, welchen dann die Chefs ausführen, die wahrhaftig viel Mühe und Verdruß, ja Gefahr ausstehen, denn ungeachtet aller Verläumdungen trachten solche den Ihrigen alle Fürsich-

tigkeit und Sanftmuth einzuprägen; weil aber die Bürger die größte Ursache zu Mißtrauen haben, so ist es nicht leicht 1200 unter einen Hut zu bringen, und wenn die Chefs zu hart darauf dringen, werden sie von Vielen als Verräther angesehen. Als unsere Deputirten sich alsobald dahin bemühten, die Repräsentanten zur Niederlegung der Waffen zu bereden, hielt es schwer solches von allen zu erhalten. Sie hatten sie zu ihrer Sicherheit ganz gezwungen ergriffen und niemand von ihren offenbaren Feinden im geringsten verletzt. Die Herren Deputirten versprachen zwar im Namen ihrer Stände eine allgemeine Sicherheit. Der kleine Rath ließ solche durch den Druck bekannt machen, obschon laut Schreiben des Hrn. Vergennes sich die mächtigsten Negatifs sich noch nicht sicher glauben. Man sollte fast meinen, ihr Gewissen erwecke in ihnen diese Furcht, weil sie spüren, daß sie dergleichen verdient haben, also lediglich sich an den Schutz von Frankreich halten wollen.

Als es um die Niederlegung der Waffen zu thun war, mußten die Häupter der Cercles in 24 Stunden dreimal mit den Cercles negotiren, damit sie es bewilligen. Sollte ihnen dann nicht bewilliget werden, ihr Begehren zu eröffnen, welches wie bisher in nichts anderm besteht, als daß man die Gesetze halten und beobachten solle, wie können sie dann ihr Begehren auf eine legale Weise entdecken, da der große Rath es allein thun kann? und solchen zu versammeln geben die Negativs in Ewigkeit nicht zu. Gesetzt, sie wollen zugeben, daß, was die Cercles verhandeln, als ein consequenter Schluß angesehen werde, so wird man doch begreifen, daß ein solches Zeit erfordere, ja, daß wenn man noch einige Billigkeit gegen die Bürger wollte walten lassen, sie doch in Aenderung der Konstitution, darin sie, wie alle Republiken, etwas zu sprechen haben sollen, ihre Gedanken, Meinungen, Be-

gehren, Vorstellungen zu thun und zu machen befugt sind. Geschieht es zu Genf, so können alle Tage ein oder mehrere Audienzen zwischen den Mediatoren und den Partheien Platz haben; aber jede nach Solothurn oder anders wohin senden, auf Antwort warten, solche wieder vor die Cercles tragen, das kann nicht seyn, Hr. de Vergennes und der Negativs Vorhaben ist, etwa ein- oder zweimal zum Schein der Partheien Entwurf und Begehren zu vernehmen, sodann befehlen und allenfalls mit Gewalt sie zwingen, die Bürger als hartnäckig zu erklären, weil sie der ihr allein gehörenden Souveränität nichts vergeben wollen. — Wie aber? Soll Frankreich Truppen nach Genf senden, mit was Recht? Wenn schon wegen dem Edikt, seiner Garantie, dadurch man sich das Recht anmaßte, solches zu vernichten, soll Gewalt gebraucht werden, so ist es doch eben dieses Edikt, in welchem Frankreichs Garantie ausgeschlossen und solche den beiden Kantonen aufgetragen wird. Daher möchte ich wissen: wer einem fremden Souverän das Recht gegeben, Truppen in die Schweiz zu senden und feindselig darin zu handeln?

Die reichen Genfer haben beinahe alle in den welschen Landen nahe an ihrer Stadt gelegenen Herrschaften an sich gekauft und Schlösser gebaut, die an die Hunderttausende kosten. Beinebens sind Viele darunter, die durch Handlung und Fabriken reich geworden. Das sind die Adelsbriefe der alles Uebrige verachtenden Negatifs. Diese Reichen, die wie man für gewiß versichert über 25 Millionen in fremden Fonds besitzen, werden von ihrem Hochmuthe und Ehrgeiz verführt und glauben, es könne nichts Herrlicheres für sie geben, als wenn sie durch Frankreichs Vermittlung sich der Schande nicht mehr unterziehen zu müssen, in der Gesetzgebung nicht mehr Bedeutung zu haben, als die so verächtlichen Bürger. Dagegen sie treulich durch Frankreichs Residenten als Statthalter die Befehle des Ministers vollziehen werden. Wie

denn andererseits der Resident keine andere Instruktion hat, als zu thun, was dieser oder jener Negatif ihm anzeigen werde. Und dießmal noch mehr. Es scheint, sie haben nicht nur die Sache selbst, sondern die Schreiben und Ausdrücke dem Minister vorgeschrieben. Die Glückseligkeit von Genf könnte bald aufhören und diese Stadt eben so bald entvölkert werden als sie bald bevölkert worden. Es sind den Genfern die vortheilhaftesten Anträge gemacht worden von fremden Monarchen, um sie in ihr Land zu ziehen. Dann könnten die Negatifs das übrig gebliebene Kehricht verachten! —

Genf wurde vor mehr als 200 Jahren als eine Grenzfestung der Eidgenossenschaft angesehen, und dem Stand Bern sonderlich zur Obhut anempfohlen. Jetzt soll man allem Diesem entsagen; Zürich und Bern sollen durch den französischen gewohnten Ausspruch: *Tel est mon plaisir*, gezwungen werden, ihre Hülfe zur Befestigung der Independenz dieses Staates nicht nur zu versagen, sondern ihre Macht zu deren Unterdrückung anzuwenden. Da man die Macht und die Treue dieser zwei Stände so sehr verachtet, was wird diesen und andern Orten der Eidgenossenschaft einst widerfahren? Der Minister handelt einzig nach dem Willen der sich aufgeworfenen Tyrannen. Die Negatifs brachten die stärksten Verläumdungen auf, aber so verdeckt, daß keiner von ihnen getraute, sich als Kläger zu stellen, und der Minister ohne Untersuch erklärt alles für Wahrheit, was sie sagen, begehrt in einem hohen Tone, daß man auf was Weise es sey, die Bürger zwinge, alles anzunehmen was man ihnen vorschreiben werde. Beide Kantone verweigerten es, sagend, es finde kein anderer Streit statt, als wegen Verfertigung des von dem gesammten souveränen Rathe anbefohlenen Gesetzbuches, worin bei einem souveränen Staat kein Fremder sich zu mischen habe. Um diesem so gegründeten Abschlag zu begegnen, hieße es, die Bürger wollen das Edikt von

1738 über den Haufen werfen, da doch bis auf diese Stund noch Niemand hat sagen wollen, noch viel weniger können, gegen welche der 44 Artikel dieses gehandelt; nur damit Frankreich einen Vorwand habe, wegen versprochener Gewährleistung sich einzumischen und es noch immer geheißen: man wolle verhindern, daß nichts dagegen gehandelt werde. Jetzt darf man es so weit treiben, weil Hr. Polignac sich doch noch deutlicher ausspricht, von ganz neuen Gesetzen und neuer Konstitution die Rede ist, und dieß soll die Gewährleistung für die Alte und für das Edikt von 1738 seyn! —

Der Negatifs beständige Weigerung, sich in einen Vergleich einzulassen, hat bewirkt, was sie verlangten: man soll die ganze Konstitution ändern, die Bürger zu Sklaven machen und die von Frankreich immer anerkannte Independenz zernichten. Wenn nun beide Kantone sich nicht werden widersetzen, noch übrige Eidgenossen der Genfer Unabhängigkeit werden beschützen, so ist dieser Freistaat dahin, wird eine französische Provinz unter der Regierung und Namen der Negatifs, wie Frankreich schon einen gleichen Begriff von der ganzen Schweiz hat.

Die Negatifs machen eine Klasse Menschen aus, dergleichen nirgends zu finden, die man kaum weder bei Türken noch Heiden antreffen würde; man sollte glauben, daß sie sich zusammen verschworen hätten, alle Religion, Sittenlehre, Wahrheit, Menschenliebe und Gerechtigkeit beiseits zu setzen, um nur ihre Mitbürger unterdrücken zu können und sie unter dem Schutze von Frankreich zu tyrannisiren. Seit zwei Jahren haben sie die schwärzesten Verläumdungen beim Minister Vergennes zu Paris gegen sie angebracht, ungeachtet sie weder sich selbst noch die Klagpunkte deutlich nennen, noch weniger zugeben wollen, daß man die Belangten mittheile, ungeachtet sie den 5 und 6 Februar sich als Rebellen benommen, des Zeughauses sich bemächtiget, Kanonen und Kleingewehr her-

ausgenommen, so mußte doch die repräsentirende Bürgerschaft gefehlt haben, weil sie ebenfalls die Gewehre ergriffen, aber nur um sich zu vertheidigen, und obschon diese nie einen Hellers Werth für sich begehrt, mußten sie doch die Unterdrücker seyn. Ganz dem Sprichworte getreu: man muß immer in Einem fort verläumden, am Ende wird doch etwas hängen bleiben. Man sandte in aller Eile Deputirte von hier, weil man glaubte, die Repräsentanten wollten mit Gewalt alles unterdrücken, war aber verwundert, da diese, sobald man es begehrte und Sicherheit versprach, das Gewehr niederlegten. Die Negatifs wollten es nicht glauben, die meisten flüchteten sich und begaben sich nach Fernay zu einem sogenannten Comte Galotin. Alles dieses verdient Strafe. Statt dessen dankt ihm Hr. Vergennes, daß er diese Leute in Schutz genommen. Die Negatifs suchen den Schutz Frankreichs, um zu nichts gezwungen zu werden. Vergennes will zur Conciliation eine Conferenz nach Solothurn ausschreiben, was so viel heißt, als die Repräsentanten verdammen und die Republik Genf ihrer Unabhängigkeit berauben. Selbst diejenigen Negatifs, welche noch nicht aller Schaam entsagt haben, bekennen: daß wenn Solches geschehen würde, die Republik verloren sey; wie denn auch beide Kantone, so gar nicht einwilligen wollen, daß der französische Botschafter oder vielmehr Gouverneur in der Schweiz alles nach Belieben diktiren könne, die Conferenz nach Solothurn verweigert.

Wir zweifeln nicht, daß wenn Hr. Vergennes es dahin bringen könnte, ganz eigenmächtig gegen Genf zu verfahren, unsere lieben Eids- und Bundgenossen noch die alte rühmliche Freiheitsliebe zeigen würden, und zwar um so mehr, da alle andern Mächte, besonders der König von Preußen, allen rühmlichen Eifer zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung in Europa erzeigen und ih-

nen ein solches Betragen von Frankreich nicht gestatten kann.

Vergennes zeigt sich in Allem trotzig, behandelt die souveränen eidgenössischen Stände verächtlich. Wenn noch größere Beschimpfungen folgen oder an unsern Ketten geschmiedet werden sollte, so muß man auf Mittel dagegen denken. Man muß sich an Preußen wenden, dessen König als Fürst von Neuenburg ein Verbündeter der Eidgenossenschaft ist.

Damit man auch dem Hrn. von Vergennes in Etwas gefällig seyn könne, hat man die Conferenz, aber auch nur als Conferenz, in Solothurn angenommen, damit man solche Artikel entwerfen könne, welche von beiden Partheien könnten angenommen werden, aber nicht als gleichsam ein rechtliches Urtheil, wozu man sich nicht verstehen wird. Nach diesen Grundsätzen haben Zürich und Bern ihre Deputirte von Genf zurückberufen, um ihre Relation zu hören und nach dieser ihre Instruktion zu verfassen.

Ich habe niemals gesehen, daß man so scharf darauf gehalten alles zu verbergen als dießmal. Den Gliedern vom kleinen und großen Rath, ja einem Theil des geheimen Rathes werden alle Abschriften abgeschlagen, so, daß ich nur spät und nur stückweise etwas von der Sache erfahre, selbst noch letzthin wurde allen Gliedern des Rathes bei Eiden befohlen nichts zu melden, was in der Versammlung gehandelt werde.

Zürich will nichts mehr mit diesen Sachen zu thun haben. Dieß ist der Dank für unsern Beistand in den Toggenburger-Unfugen."

Wir wollen nun auch hersetzen, was Müller in seinen *essais historiques* darüber sagt: „Frankreich hat Zürich und Bern eingeladen sich mit ihm zu vereinigen, um die Unruhen in Genf zu unterdrücken. Allein die beiden Städte schienen zu fürchten, daß wenn man Frankreich hier unterstütze, es sich am Ende in die Angelegenheiten eines je-

den Kantons einmischen würde. Wenn aber der König auf die eine oder andere Weise, wie er sich in seinem Briefe ausdrückt, die Unruhen beendigen will, da ihm das Edikt von 1738 die Garantie der alten Verfassung aufträgt — wäre es denn nicht klüger sich mit ihm deßhalb zu vereinigen, als ihn allein machen zu lassen? Hieße dieses nicht so viel als eine schweizerische Barriere verrathen. Die beiden Kantone hätten auf das Einladungsschreiben vom französischen Minister geantwortet: Sie würden der Unabhängigkeit Genfs zu nahe treten, wenn sie ohne Aufforderung seines großen Rathes sich in ihre innern Verhältnisse mischten. Endlich wäre doch von den ältesten Magistratspersonen und von 400 ebenfalls alten Bürgern der Stadt, den Optimaten von Genf die Intervention und Garantie von Frankreich und der beiden Städte Zürich und Bern angerufen worden. Der Senat habe Mißgriffe gethan und Schwäche gezeigt. Der Hochmuth einiger junger Leute habe die Regierung ihrer Väter verhaßt gemacht. Die Führer der Volkspartheі hätten Reichthum, Talente, Tugenden für eben so viele Verbrechen erklärt; das Ansehen der Obrigkeit habe man für unerträglich gehalten, und nur im Ungehorsam Ehrgeiz finden wollen. Man halte fremde Dazwischenkunft gefährlich und beleidigend. Aber von der andern Seite könne man auch fragen: ob diese ewigen Partheiungen, die von einer ununterbrochenen Succession von Demagogen herrührten, diesen Staat glücklicher und stärker machten?“

Als aber die Cercles der Repräsentanten mit den Waffen in den Händen eine Reform im Rathe vorgenommen, änderten sich plötzlich die Ansichten Berns. Es meinte, das Interesse aller Regierungen erfordere es, einer solchen Gewalt zu widerstehen. Es vereinte sich darauf mit den Höfen von Turin und Versailles, um mit den Waffen die Ruhe und Legitimität in Genf wieder herzustellen. Die Truppen dieser drei Staaten rückten von allen Seiten ge-

gen die Stadt an. Die Genfer, in Erinnerung, daß das Oberhaupt des deutschen Bundes, des Reiches Theile in frühern Zeiten in Schutz genommen, sprachen nun beim Kaiser Joseph II. denselben an. Aber Dieser sagte und erklärte: er könne und wolle sich nicht in die Genferwirren mischen, und wies die Petenten an den eidgenössischen Bund, und setzte dabei noch hinzu: „Die Demokratie fordert Tugenden, die in unserm Jahrhundert nicht anzutreffen sind; die Gewaltthätigkeiten, welche letzthin in Genf geschehen, beweisen, wie ihre Einwohner von derselben entfernt sind.“ Die Genfer sprachen England um Hülfe an. Der Minister Abington antwortete ihnen: „Es war eine Zeit, wo diese Stadt der Hafen der europäischen Gerechtigkeit war; zu dieser Zeit würde man mich angehört haben. Jetzt aber hat sich alles geändert. Ich sage es, um mein Bedauern darüber zu bezeugen.“ Die Repräsentanten waren entschlossen die Stadt zu vertheidigen. Der Enthusiasmus in den untern Volksklassen war groß. Nachdem man das Einrücken auf der Stadt Gebiet vernommen, liefen mehr als 4000 Personen zu den Waffen, um den feindlichen Angriff zurückzuschlagen. Alle Marktplätze wurden jetzt Waffenplätze, die Kirchen wurden in Spitäler verwandelt und die Frauen der Repräsentanten ermahnten ihre Männer und Söhne als freie Männer zu kämpfen, während sie die Verwundeten besorgen wollten. Genf glich jetzt jener alten griechischen Stadt, die im Innern von Faktionen zerrissen, von Außen von seinen Bundsgenossen verlassen, von drei Armeen eingeschlossen war. Man versprach, weder die Freiheit noch Unabhängigkeit Genfs anzutasten. Auf der andern Seite machte man sie auf die Fehler der Befestigung aufmerksam, daß es sich kaum einige Tage halten werde und könne. In der Stadt sagten Einige, der wahre Muth des Patrioten bestehe nicht darin, daß er sich niedermetzeln lasse, es sey dieses nur ein Selbstmord. Viele wollten mit Weib und Kindern

die Stadt verlassen und in andern Welttheilen ein neues Genf gründen. Einige sahen die Möglichkeit ein, daß die Wüthenden die Pulvermagazine anzünden könnten, und endlich im Innern ein allgemeines Morden möglich wäre. Die Uebergabe wurde beschlossen, die sich durch Gewalt eingesetzte Regierung trat ab, vier Syndiks übernahmen die Regierung wieder. Die Truppen der drei Staaten zogen ein; eine ernste finstere Stille herrschte in der Stadt. Hierauf wurde die alte Verfassung wieder eingesetzt und die Entwaffnung vorgenommen.

Das war auch ein Schicksal! —

[illegible]
Die Genfer [illegible] Mi-
nister [illegible] antwortete ihnen: „Es war eine Zeit, wo
diese Stadt der Hafen der europäischen Gerechtigkeit war;
zu dieser Zeit würde man mich angehört haben. Jetzt
aber hat sich alles geändert. Ich sage es, um mein Be-
dauern darüber zu bezeugen.“ Die Repräsentanten
waren entschlossen die Stadt zu vertheidigen. Der
Enthusiasmus in den untern Volksklassen war groß.
Nachdem man das Einrücken auf der Stadt Gebiet ver-
nommen, liefen mehr als 4000 Personen zu den Waffen,
um den feindlichen Angriff zurückzuschlagen. Alle Markt-
plätze wurden jetzt Waffenplätze, die Kirchen wurden in
Spitäler verwandelt und die Frauen der Repräsentanten
ermahnten ihre Männer und Söhne als freie Männer zu
kämpfen, während sie die Verwundeten besorgen wollten.
Genf glich jetzt jener alten griechischen Stadt, die im
Innern von Faktionen zerrissen, von Außen von seinen
Bundesgenossen verlassen, von den Feinden eingeschlossen
war. Man versprach, weder die Freiheit noch Unabhängigkeit
Genfs anzutasten. Auf der andern Seite machte man sie
auf die Fehler der Befestigung aufmerksam, daß es sich kaum
einige Tage halten werde und könne. In der Stadt sag-
ten Einige, der wahre Muth des Patrioten bestehe nicht
darin, daß er sich niedermetzeln lasse, es sey dieses nur
ein Selbstmord. Viele wollten mit Weib und Kindern

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andres, Joseph,

Die Schweiz und ihre Revolutionen

Bd.: 1. Die Zeiten der dreizehn Orte. - XXXXIII, 209 S.

Basel 1833 - 1834

Helv. 76-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10452910-0